This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

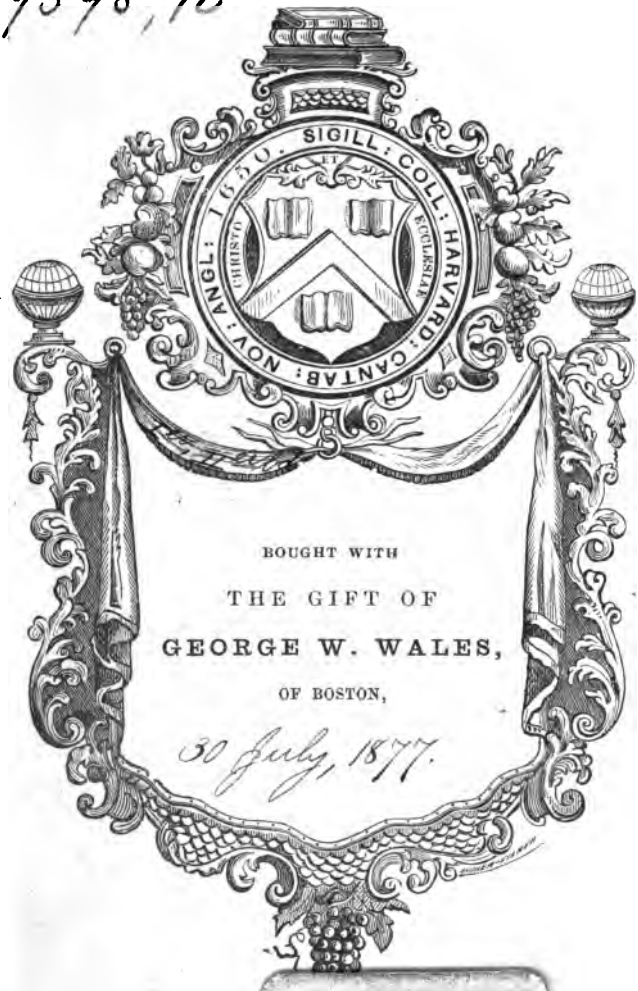
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

~~421~~

49598.10



BOUGHT WITH

THE GIFT OF

GEORGE W. WALES,

OF BOSTON,

30 July, 1877.

Nirwana.

I.

Nirwana.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Erster Band.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1875.

49598,10

Das Uebersetzungsrecht dieses Werkes in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Mainz. Druck von Florian Kupferberg.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Der Eisbär.

Erstes Kapitel 3
Zweites Kapitel 15
Drittes Kapitel 24
Viertes Kapitel 35

Am Camin.

Erstes Kapitel 51
Zweites Kapitel 59
Drittes Kapitel 75

Der Knabe Samuel.

Erstes Kapitel 85
Zweites Kapitel 95
Drittes Kapitel 104
Viertes Kapitel 112

Ein schwarzer Stern.

Erstes Kapitel 129
Zweites Kapitel 143
Drittes Kapitel 160
Viertes Kapitel 171

Irrwege.

Erstes Kapitel 205
Zweites Kapitel 216
Drittes Kapitel 226
Viertes Kapitel 238

Seite

Eine Frühlingsblume.

Erstes Kapitel 257
Zweites Kapitel 270
Drittes Kapitel 281
Viertes Kapitel 292

Espérance Visania.

Erstes Kapitel 323
Zweites Kapitel 336
Drittes Kapitel 350
Viertes Kapitel 369

Der Eisbär.

Erſtes Kapitel.

„Es iſt empörend!“ ſagte entſchieden die Gräfin von Euben.

„Es iſt vernünftig!“ ſagte noch entſchiedener der Graf von Euben.

„Welche Mutter bebt nicht zurück vor der Miſſethat, ihr Kind einem Schwachſinnigen in die Arme zu werfen — weil er reich iſt!“ rief ſie.

„Das ſei der Mutter immerhin geſtattet. Der Vater aber — und in unſerem Falle der Vormund — hat auf jede Weiſe für die Wohlfahrt des Mündels zu ſorgen. Dieſe Wohlfahrt wird beſonders durch die Ehe begründet, und befindet ſich der Mündel nicht in der Lage, ſich nach einer Gattin umzuſchauen, ſo iſt es Pflicht des Vormunds, das Nöthige zu thun,“ verſetzte er.

„Wer nicht im Stande iſt ſeine Gattin zu wählen, der ſoll auch nicht in die Ehe eintreten,“ behauptete die Gräfin.

„Ueberſpannte Anſicht! Edwin hat nun einmal weder Menſchenkenntniß noch ſcharfes Urtheil und das iſt freilich ſehr zu beklagen. Ihm aber deshalb das Glück der Ehe verſagen zu wollen, wäre barbariſch über die Maßen — abgeſehen davon, daß mit ihm ſein Name und ſein Haus erlöſchen würden."

„Iſt der Geiſt erloſchen, ſo iſt es nicht der Mühe werth den Leib zu erhalten. Die Nachkommen eines Schwachſinnigen werden mehr und mehr geiſtesſchwach ſein — vorausgeſetzt, daß er überhaupt Nachkommen habe."

„Dies ſetze ich bei Edwin allerdings voraus, allein Deine erſte Behauptung beſtreite ich. Ein Simpel kann kluge Kinder haben, und umgekehrt. Das lehrt die Erfahrung. Endlich ſehe ich nicht ein, weshalb ich dieſe Leonilla van Sitart abhalten ſoll Edwin zu heirathen, wenn er ihr gefällt."

„Daß Edwin einem jungen und ſchönen Mädchen nicht gefallen könne, ſagt Dir Deine Vernunft, und daß der alte van Sitart ein ruinirter Mann und Frau van Sitart eitel und ehrgeizig iſt, weiß alle Welt. Die Eltern beeinfluſſen die Tochter, wollen ſie zur reichen Baronin von der Walden machen und ſehen über Edwins leibliche und geiſtige Gebrechen hinweg. Ich bleibe dabei — das iſt empörend."

„Aber es iſt die Sache der Eltern und die handeln ohne Zweifel nach ihrem Gewiſſen zum Beſten ihres

Kindes; folglich bleibe auch ich dabei: es ist vernünftig, und da diese Handlungsweise dem armen Edwin zu gut kommt, so bin ich ganz damit einverstanden."

Die Gräfin war so betrübt, daß sie nicht daran dachte, ihr Frauenrecht geltend zu machen und das letzte Wort zu behalten. Der Graf fühlte sich siegreich.

Dies Gespräch fiel in einem der Landhäuser vor, welche in der Ebene von Salzburg zwischen der Stadt und dem Geisberg liegen. Graf Euben hatte es für den Sommer gemiethet und sich mit seiner Familie bequem darin eingerichtet. Sein Mündel, Edwin von der Walden, bewohnte mit seinem Arzt, seinem Secretär, seiner Dienerschaft und seinen Pferden eine benachbarte Villa, seitdem er seine Badekur in Reichenhall beendet hatte.

Edwin von der Walden war freilich großjährig; doch seine Verstandesschwäche machte es nothwendig, ihn unter eine sanft verschleierte Curatel zu stellen und Graf Euben, sein vieljähriger Vormund und Vetter und vertrauter Freund seines verstorbenen Vaters, bevormundete ihn, sein Vermögen, sein Thun und Treiben trotz seiner Großjährigkeit mit großer Sorgfalt. Er hatte sich dermaßen an Edwins Gebrechen gewöhnt, daß er sie nicht hoch anschlug, sondern einfach der Ansicht war, das Gemüth walte zu sehr bei Edwin vor, um nicht die geistige Entwickelung etwas zu beeinträchtigen. Ja, es wäre ihm nicht unlieb gewesen, eine

ſeiner Töchter mit Edwin zu vermälen und er hatte deshalb einmal zur Gräfin geſagt:

„Lydia würde vortrefflich für ihn paſſen. Mit Sanftmuth würde ſie ihn regieren, mit Umſicht die Geſchäfte führen und Niemand würde eine beſondere Mangelhaftigkeit an ihm verſpüren. Es bliebe Alles unter uns in Camera caritatis.“

Die Gräfin hatte energiſch geantwortet:

„Lieber würde ich Lydia in's Grab legen und mich dazu, als eine ſolche Ehe geſtatten.“

„Ueberſpannte Anſicht!“ murrte der Graf, wiederholte jedoch nicht ſeinen Vorſchlag. Indeſſen dachte er doch mehr und mehr daran, Edwin zu verheirathen. Er machte unter der Hand Vorſchläge bei Standesgenoſſen, die wenig Vermögen und viele Töchter hatten. Mochte er aber Edwins vortreffliches Herz und große Gutmüthigkeit — um nicht vom Vermögen allein zu reden — herausſtreichen, ſeine Werbungen waren bis jetzt immer mißglückt.

Und dies war begreiflich, wenn man Edwin von der Walden betrachtete. Eine kleine, ſchwächliche, unentwickelte Geſtalt, die auf ſchmalen Schultern einen großen, plump geformten Kopf trug. Ein ſeelenloſes Auge, eine gedankenloſe Stirn, ein unfeiner Mund ſprachen nur allzu deutlich ſeine geiſtigen Mängel aus, und ein gewiſſer Trotz, der zwiſchen ſeinen Augenbrauen lag, hatte ſogar etwas Abſtoßendes. Jedes

junge Mädchen zog sich unwillkürlich scheu vor ihm zurück. Er war so wenig unterrichtet, wie seine geistigen Fähigkeiten — oder Unfähigkeiten — das mit sich brachten. Graf Euben behauptete zwar, Edwins Interesse für Geographie und Naturwissenschaften sei äußerst lebhaft; doch in der That beschränkte es sich darauf, daß Edwin gern Landkarten, sowie auch botanische und mineralogische und ähnliche Sammlungen betrachtete und gelegentlich deren Namen und Bezeichnungen auswendig lernte. Er selbst hatte keine geringe Meinung weder von seiner Bildung, noch von seiner Person, und trat er auch mit jener nicht hervor, so suchte er doch diese durch den exquisitesten und modernsten Anzug in's beste Licht zu stellen. Er sprach sehr wenig, und Alles was er sagte bewegte sich innerhalb seines engen Gedankenkreises.

So war der junge Mann beschaffen, dessen Verlobung mit Fräulein Leonilla van Sitart Gräfin Euben empörend, Graf Euben vernünftig genannt hatte.

Es wäre wohl schwerlich jemals zu einer Verlobung gekommen, wenn Graf Euben nicht die Sache in die Hand genommen hätte. Daß Edwin sich zu verehelichen und seinen Namen fortzupflanzen habe, stand fest bei ihm.

„Er ist ja kerngesund," sagte er zu Edwins Hausarzt.

Dieser zuckte schweigend die Achseln.

„Er muß eine kräftige, gesunde Frau heirathen,“ fuhr der Graf fort.

Der Arzt verbeugte sich schweigend.

„Herr Doctor, lassen Sie Ihre Pantomimen und reden Sie verständlich!“ rief der Graf ungeduldig.

„Herr Graf,“ entgegnete der Arzt, „wir haben über diesen Punkt schon sehr viel und sehr deutlich geredet. Sie haben Ihre Ansicht und ich habe die meine — und Jeder von uns bleibt bei der seinigen.“

„Ganz gut . . . schon recht, Herr Doctor. Indessen sind Sie doch gewiß der Meinung, daß eine Gattin sein Leben erheitern würde.“

„Das käme auf deren Charakter an, Herr Graf! und das Leben dieser Gattin würde auf keinen Fall ein heiteres sein.“

„Es gibt doch wohlwollende Wesen, die zugleich Freude haben am Genusse des Reichthums und an einer glänzenden Stellung in der Welt.“

„Bester Herr Graf! um an der Seite des Baron Edwin in der Welt zu stehen — dazu gehört so viel Takt und Selbstverleugnung, daß ein beträchtlicher Schatten auf Glanz und Reichthum fällt.“

„Sie sind unverbesserlich, Doctor, gerade wie meine Frau! . . . . Ich finde keine Unterstützung weder bei ihr, noch bei Ihnen; allein ich hoffe, Sie treten mir eben so wenig in den Weg, wie die Gräfin es thut. Ich muß nach meinem besten Gewissen für Baron Edwin

sorgen, wie für mein eigenes Kind — Sie wissen warum! — und ich finde es unumgänglich nothwendig, daß er sich vereheliche, denn im Falle meines Todes — wen hätte er zur Seite? .... Niemand." — —

Edwin war in Reichenhall und Graf Euben besuchte ihn und fand ihn ungewöhnlich munter.

„Gefällt es Dir hier? Bekommt Dir die Gebirgsluft?" fragte er theilnehmend.

„Sehr gut," antwortete Edwin, „ausgezeichnet gut. Wir waren gestern — .... Doctor, wo waren wir?" —

„In der Ramsau, Herr Baron."

„Ja, da waren wir und dann fuhren wir mit zwei Damen zurück."

„Wie ging denn das zu?" fragte der Graf höchst verwundert.

„Ja, wie ging das zu, Doctor!" sagte Edwin.

„Folgendermaßen," nahm der Arzt das Wort: „Wir fanden bei unserer Rückfahrt einen zerbrochenen Wagen, zwei hilflose Damen und einen fluchenden Kutscher. Den letzteren überließ der Baron seinem Schicksale; die Damen aber nahm er in seinen Wagen und fuhr sie nach ihrem Hause. Es waren Mutter und Tochter, Frau und Fräulein van Sitart" . . . —

„Sie gefällt mir," fiel Edwin ein, „denn mein Affenpincher gefällt ihr."

Während dieses Gespräches wurde Herr van Sitart

gemeldet und angenommen. Es erſchien ein gewandter, glatter Mann, der dem Baron Walden ſehr verbindlich Dank ſagte und hinzuſetzte, Frau van Sitart würde ſich ſehr freuen, wenn Baron Walden ihr die Gelegenheit geben wollte, perſönlich ihren Dank auszuſprechen. Edwin verbeugte ſich nach ſeiner Gewohnheit zwanzigmal nach einander und ſchwieg. Der Graf antwortete ſtatt ſeiner:

„Wer zwei Damen händeringend zwiſchen einem groben Kutſcher und einem zerbrochenen Wagen findet und ſo glücklich iſt, ſie nach Hauſe führen zu können, verdient wahrlich keinen Dank. Mein Neffe ſprach mir ſoeben ſeine Freude über dieſe kleine Begebenheit aus und wir werden heute Nachmittag die Ehre haben, uns der Frau van Sitart vorzuſtellen.“

Nachdem Herr van Sitart ſichtlich erfreut ſich zurückgezogen hatte, ſagte der Doctor:

„Wiſſen Sie, Herr Graf, wer dieſer Herr van Sitart iſt?“

„Keine Ahnung, beſter Doctor, und es iſt mir auch ganz gleichgiltig. Ich will nur das junge Fräulein ſehen, von welchem Baron Edwin geſagt hat, ſie gefällt mir. Dieſe Aeußerung machte er noch nie.“

„Der Affenpincher gab ſie ihm ein.“

„Mit nichten, Doctor! meine Töchter haben hundertmal ſeine Hunde und Pferde bewundert und nie hat er geſagt, daß ihm die Mädchen gefielen. Nun alſo,

wer ist dieser Herr van Sitart? Was weiß man, was spricht man hier von ihm?"

„Er ist ein großer Finanzmann, bekannt an der Börse in ganz Europa, aber total ruinirt, auch an Credit. Er hält sich hier auf, weil er eben nicht weiß, wo er leben soll und leben kann."

„Und was spricht man von den Damen?"

„Nichts! sie halten sich fern von allem Umgang und zeigen sich selten. Wenn aber Fräulein van Sitart erscheint, so wenden sich alle Augen ihr zu, wegen ihrer merkwürdigen Schönheit."

„Aha! mein Edwin, Du hast Sinn für Schönheit! das freut mich . . . . kaum hätte ich es gehofft. Nun, wir werden sie noch heute sehen."

„Wen?" fragte Edwin zerstreut.

„Das schöne Fräulein van Sitart."

„Ja . . . sie gefällt mir."

Der Graf dachte bei sich selbst: Ja, mein armer Bub', wirst aber Du ihr gefallen? — Aber er unterdrückte diese Besorgniß. Aus dem Wunsche der Frau van Sitart, Edwin bei sich zu sehen, entnahm Graf Euben den Grund zu vielversprechenden Hoffnungen; denn im gewöhnlichen Verlaufe der Dinge wäre der Dank des Vaters genügend für den kleinen Dienst gewesen.

Die Hoffnungen des Grafen wurden nicht getäuscht. Während acht Tagen — so lange dauerte noch Edwins

Aufenthalt in Reichenhall — fuhr er jeden Nachmittag hinüber, und am letzten Tage war Edwin verlobt und siedelte über in die Villa, die der Graf in der Nähe der seinen für ihn gemiethet hatte.

Gräfin Euben war durch ein Erkältungsfieber in ihr Zimmer gebannt, während die Sache sich zurecht machte, und der Graf fand nicht für gut, sie früher davon in Kenntniß zu setzen, als bis der Schluß erfolgt war.

Diese Verlobung nun fand die Gräfin empörend und der Graf vernünftig.

Wie war ihm das möglich?

Er und Edwins Vater waren von Kindheit auf vertraute Freunde gewesen, hatten mit einander ihre Studien gemacht, erschienen zusammen in der Welt, theilten alle Interessen, alle Freuden, alle Bestrebungen der Jugend — und verliebten sich schließlich beide in dasselbe junge Mädchen. Beide versprachen einander Freunde zu bleiben, gleichviel wer der Bevorzugte sei. Graf Euben war es nicht. Aber es blieb bei dem Versprechen und bei der Freundschaft.

Da, auf einer großen Jagd, that Graf Euben einen unglücklichen Schuß, der den Baron von der Walden zum Tode traf. Der Graf war in Verzweiflung, wollte sich im Fieber des Schmerzes das Leben nehmen, nannte sich einen Brudermörder, einen andern Kain und lag in äußerster Trostlosigkeit Tag und Nacht auf

den Knieen neben dem Sterbebett, auf welchem der Freund in namenlosen Qualen drei Wochen dem Tode entgegen sah. Er starb mit großer Ergebung, tröstete den Untröstlichen und legte ihm das Kind an's Herz, das die arme junge Wittwe auf die Welt bringen werde. Euben gelobte, dies Kind zu lieben, als ob es sein eigenes sei — und er hielt sein Versprechen. Edwin wurde nach einigen Monaten geboren. Sein Leben brachte der Mutter den Tod. Graf Euben betrachtete sich als Denjenigen, der dem Knaben Vater und Mutter geraubt hatte, einen Vater, der sein Freund und eine Mutter, die seine erste Liebe war. All' diese Gefühle schmolzen zusammen in Zärtlichkeit für das verwaiste Kind, das in die liebevolle Obhut einer Großmutter kam. Bald traf ein neuer Schmerz den Grafen: der Schwachsinn des kleinen Edwin stellte sich heraus. Graf Euben konnte und wollte es nicht glauben, nachdem die Großmutter, die Aerzte, die Umgebung des Knaben längst zu der schmerzlichen Ueberzeugung gekommen waren. Edwin, der Sohn blühender, schöner, kräftiger Eltern, sollte schwachsinnig sein! . . . Wie war das möglich? . . . Hatten etwa die Leiden der Mutter am Sterbelager, am Sarge, am Grabe des geliebten Gatten nachtheilig auf die Entwickelung des Kindes gewirkt, bevor es zur Welt kam? Der eine Arzt sagte Ja; der andere sagte Nein. Der dritte ließ es zweifelhaft; helfen konnte keiner. Man

that, was irgend zu thun, was irgend möglich war. — Doch Edwin blieb ein unentwickeltes Weſen mit einer unvollkommenen Exiſtenz. Nach dem Tode der Großmutter nahm ihn Graf Euben, der ſich inzwiſchen verheirathet hatte, zu geringer Freude der Gräfin in ſein Haus und Edwin wuchs zwiſchen den Euben'ſchen Kindern auf. Sie waren an ihn gewöhnt und hatten Mitleid mit ihm und Nachgiebigkeit für ihn; zwiſchen ihnen fühlte er ſich ganz behaglich, hatte ſogar Anwandlungen von Selbſtgefälligkeit. Unter Fremden aber war er ſcheu. Als er einundzwanzig Jahre alt war, umgab ihn Graf Euben mit Vertrauensperſonen und richtete ihn ſelbſtſtändig auf ſeinem ſchönen Schloſſe Waldenhauſen ein, welches eine halbe Stunde vom Wohnſitze des Grafen entfernt war, und man ſuchte ihm dort die Zeit ſo gut es gehen wollte zu vertreiben. Eine gewiſſe nervöſe Unruhe, verbunden mit ſeinem Mangel an Faſſungskraft, verhinderte jede ernſte, anhaltende Beſchäftigung. Dieſe Unruhe gab ihm eine große Neigung für Locomotion. Er ritt mit Leidenſchaft auf ſehr ſanften, ſehr gut zugerittenen ſicheren Pferden, und ſtundenweite Spaziergänge und Spazierfahrten waren ſeine Liebhaberei. So machte ihm denn auch die Reiſe nach Salzburg große Freude. Was ihm da geſchehen würde, ahnte Niemand und er ſelbſt am wenigſten: er wurde Bräutigam.

Zweites Kapitel.

Gräfin Euden hatte manche schätzbare Eigenschaften. Sie hatte aber auch eine Eigenschaft, welche jene zum Theil neutralisirte: sie sprach unendlich viel, unendlich langweilig und, wenn irgend möglich, widersprechend. Sie hatte zuweilen Recht, indem sie widersprach; da sie aber mit dem Geiste des Widerspruchs behaftet war und man dies zur Genüge kannte, so machte es keinen Eindruck, wenn sie das Richtige vertheidigte. Am wenigsten auf ihren Gatten. Ihre Gewohnheit hatte aber die Folge, daß er ihr so wenig wie möglich mittheilte, was er thun wollte und was er that. Das kränkte sie und sie fand darin Mangel an Vertrauen. Da sie sich aber nicht änderte, so änderte auch er sich nicht und nicht selten hatte sie kleine Ueberraschungen, die ihr mit nichten gefielen. Eine größere aber als Edwins Verlobung hatte der Graf ihr nie bereitet. Sie wußte um seine Absicht Edwin zu vermälen; sie war aus guten Gründen dagegen — und jetzt war die Sache in größter Geschwindigkeit und Heimlichkeit ab-

gemacht. Sie war dermaßen aus dem Geleiſe, daß ſie erbleichte, als zum erſten Male Herr und Frau van Sitart gemeldet wurden, um der Gräfin ihre künftige Nichte vorzuſtellen. Die Verwandtſchaft zwiſchen den Euben und den von der Walden war ſehr entfernt; die Verhältniſſe brachten es aber mit ſich, daß Edwin immer der Neffe des Grafen genannt, und von dieſem als Neffe betrachtet wurde — und ſo mußte denn Gräfin Euben Fräulein Leonilla van Sitart als ihre künftige Nichte empfangen und behandeln. Sie rief ihre Töchter als Hilfstruppen herbei. Doch das wäre nicht nöthig geweſen, denn die Familie van Sitart trat mit ſo viel Ruhe und Gleichmuth auf, fand ſogar kein Bedenken bei dieſer Heirath, ſprach ſo obenhin von der zarten Geſundheit des Baron von der Walden, daß die Gräfin auch ganz gleichmüthig wurde und ſich heimlich fragte, ob hier denn wirklich vom armen Edwin die Rede ſei und ob ſie ihn etwa mit ungerechtem Blicke betrachte. Als aber Edwin erſchien, ſich linkiſch verbeugte, noch linkiſcher Leonilla's und der Mutter Hand küßte, und dann neben der Braut ſtand, einen Kopf kleiner als ſie, verlegen und ſchweigend, da ſprach die Gräfin bei ſich ſelbſt: Ich habe doch Recht! es iſt zum Erbarmen für ihn und für ſie.

Die erſte Begegnung ging auf beiden Seiten taktvoll vorüber. Der Graf und Edwin führten die Damen zum Wagen zurück. Lydia und Philiberte von Euben

eilten auf den Balkon, um Leonilla, als sie wegfuhr, noch einen Gruß zuzuwinken — und der Graf sagte zu Edwin, dessen ganze Theilnahme sich auf Verbeugungen beschränkte:

„Nun, mein Sohn, wann ist die Hochzeit?"

„Bald!" entgegnete Edwin lakonisch wie immer.

„Bald und hier — und dann machst Du eine große Reise mit Deiner Frau — denn Du reisest ja gern, nicht wahr?"

„Sehr gern," antwortete Edwin vergnügt.

„Der gute Junge lebt förmlich auf!" sagte der Graf, als er in den Salon zurückkam.

„Wilibald, was hast Du angestiftet?" rief ihm die Gräfin entgegen.

„Eine Ehe, bestes Kind," versetzte er.

„Welche Verantwortung hast Du übernommen! ... Edwin und dies Mädchen, Wilibald! ... dies junge schöne Mädchen."

„Alt und garstig durfte ich doch nicht für ihn wählen."

„Nein ... aber eine verständige Frau."

„Mir scheint Fräulein Leonilla recht viel Verstand zu haben."

„Aber welchen Verstand! gewiß nicht den, welchen sie für ihre Stellung nöthig hat."

„Das ist Deine willkürliche Annahme. Hat eine Frau Verstand, so findet sie sich in ihren Verhältnissen zurecht."

„Sie wird Edwin tyranniſiren.“

„Dies Schickſal theilt er mit der Mehrzahl der Männer.“

„Und ſie gehört jetzt zu uns . . . ſie wird bei uns aus- und eingehen . . . wird ſich mit unſeren Töchtern befreunden, Einfluß auf ſie gewinnen . . . Wilibald, Du warſt unerhört unvorſichtig.“

„Lydia! Philiberte! kommt her!“ rief der Graf ſeinen Töchtern zu: „ſprecht, wie hat Euch Edwins Braut gefallen?“

„Außerordentlich gut! wie intereſſant ſieht ſie aus! . . . und ſchön iſt ſie . . . aber ſchön!“ und um ihrer Begeiſterung den gehörigen Nachdruck zu geben, legte Philiberte ihre zehn Fingerſpitzen an den Mund und küßte ſie ganz entzückt.

Der Graf nickte beifällig. Die Gräfin wiegte mißbilligend ihr Haupt.

„Schön iſt ſie, aber kalt,“ ſagte Lydia, „und für Edwin hat ſie kein Herz.“

Die Gräfin nickte zuſtimmend. Der Graf fuhr auf:

„Was fällt Dir ein, Lydia! wie kannſt Du Dir einbilden, die Gefühle der Menſchen zu errathen.“

„Ich errathe ſie nur dann, lieber Papa, wenn die Menſchen ſelbſt ſie verrathen,“ antwortete Lydia erröthend.

„Welche kluge Tochter habe ich an Dir. Wodurch hat alſo Leonilla nach Deiner Meinung ihre Kälte gegen Edwin verrathen — rede.“

„Als er nach seiner Gewohnheit ungeschickt und linkisch eintrat, hat sie ihn starr angeschaut."

„Angeschaut? . . . nun ja! was in aller Welt hätte sie sonst thun sollen?"

„Sie hätte ihn freundlich anschauen sollen oder gar nicht, lieber Papa."

„Kind, Du bist mir zu fein! Philiberte und ich wir halten zusammen."

„Ja Papa! und Rüdiger wird auch mit uns halten! Rüdiger wird gewiß ganz entzückt von Leonilla sein."

„Das ist noch die Frage!" sagte der Graf mit einem Anflug von Unmuth: „bei dem Phantasten darf man auf gar Nichts mit Gewißheit zählen."

„Wann wird er nur kommen, Papa? Die Universitätsferien haben längst begonnen. Ich freue mich ungeheuer auf seine grenzenlose Ueberraschung."

„Er wird kommen wann es ihm beliebt," versetzte der Graf.

„Er macht wahrscheinlich eine Fußreise im Gebirg," sagte die Gräfin. „Es ist hart, Wilibald, daß Du ihn einen Phantasten nennst. Er hat eine Künstlernatur voll Feuer, voll Beweglichkeit. Daher ist er nicht immer zu berechnen" . . . —

„Er ist es gar nicht! er ist unzuverlässig," fiel der Graf ein; — und nun fuhr die Gräfin in ihrer Vertheidigung Rüdigers so lange fort und sprach so lange

von deſſen Künſtlernatur und künſtleriſchen Begabung, bis der Graf die Geduld verlor und zu Philiberte ſagte:

„Nimm Deinen Hut, wir wollen auf den Schloßberg gehen.“

„O Papa, dabei muß ich auch ſein!“ rief Lydia.

Wohlgemuth ging der Graf mit ſeinen zwei hübſchen Töchtern von dannen. Die Gräfin blieb händeringend zurück, denn Philiberte hatte ihrer geheimen Angſt Worte gegeben durch die unbefangene Aeußerung, Rüdiger werde entzückt ſein von Leonilla, die von dem intimſten Familienleben nicht auszuſchließen war.

Während deſſen fuhr Leonilla van Sitart mit ihren Eltern nach Reichenhall zurück und ſagte unterwegs:

„Das iſt gewiß: eine glänzende Rolle in der Geſellſchaft ſpielt Baron von der Walden nicht.“

„Nicht durch ſeine äußere Erſcheinung,“ erwiederte Herr van Sitart: „iſt man aber ſo reich wie er, ſo räumt ihm die Geſellſchaft dennoch einen guten Platz ein . . . beſonders dann, wenn er an der Seite einer ſchönen Frau auftritt.“

„Ich wünſche, Papa, daß die Vermälung ſo bald wie möglich ſtattfinde.“

„Dieſer Wunſch, meine Tochter, pflegt der Bräutigam auszuſprechen und nicht die Braut,“ erwiederte Herr van Sitart.

„Ich ſpreche ihn aber mit aller Entſchiedenheit aus, Papa. Es wird mir leichter ſein, mich als die Gattin

des Baron Walden zurecht zu finden und passend zu benehmen, als jetzt, wo ich mich in der Stellung der Braut fast so linkisch und verlegen fühle, wie Baron Walden selbst."

„Ja, es ist eine peinliche Situation," sagte Frau van Sitart, „und man muß sie nach Möglichkeit abkürzen und ganz besonders verhüten, daß das Brautpaar mit einander in der Gesellschaft erscheine. Des Geschwätzes und der Glossen wäre kein Ende. In der Ehe beruhigt sich Alles."

„Ich bitte Dich, Papa," nahm Leonilla wieder das Wort, „sage an Graf Euben, Deine Geschäfte riefen Dich im nächsten Monat nach London, nach Amsterdam — gleichviel wohin! — und es scheine Dir gerathen, daß die Vermälung vorher statt finde. Wird sie noch lange hinausgeschoben, so bekenne ich Dir — was Du aber nicht an Graf Euben sagen darfst — daß ich Lust bekommen könnte, die Sache rückgängig zu machen."

„Leonilla! was fällt Dir ein!" rief Herr van Sitart ganz entsetzt.

„Ein kindischer Gedanke!" sagte Frau van Sitart kalt: „Leonilla kennt unsere Lage — weiß, daß in unseren Tagen ein Mädchen ohne Vermögen allerdings sich obscur verheirathen, doch nimmermehr eine glänzende Partie machen kann — möge sie schöner sein, als alle Göttinnen des Olymps. Daß sich hier unter besonderen Umständen dennoch eine findet, ist eine merkwürdige

Gunst des Schicksals, die Leonilla zu schätzen weiß. Daß die Schattenseite nicht fehlt, ist ganz in der Ordnung menschlicher Dinge — und daß die Schatten zuweilen die Lichtpunkte verdunkeln, darf auch nicht befremden. Man möchte Alles golden, Alles rosig haben, und findet sich denn doch ein schwarzes Atom, so meint man alsbald, es sei ein himmelhoher schwarzer Berg. Leonilla ist zu klug, um diese Heirath rückgängig zu machen und ich wünsche mit ihr die Beschleunigung der Vermälung. Vielleicht wünscht Baron Walden ganz dasselbe."

„Ja, ja!" sagte Herr van Sitart zerstreut, denn er wollte nicht blos für seine Tochter, sondern auch für sich selbst aus dieser Heirath eine gute Finanzoperation machen.

„Ist denn Baron Walden in der That so reich wie man sagt, Papa?" fragte Leonilla: „zuweilen wird das Vermögen sehr übertrieben."

„Ziffern weiß ich nicht; allein die Art wie er lebt und die Aeußerungen von Graf Euben bestätigen einen ungewöhnlichen Reichthum."

„Das freut mich!" entgegnete Leonilla: „es ist nicht blos sehr angenehm reich zu sein und glänzend zu leben — es wird mich auch beschäftigen, denn ich werde die Verwaltung des Vermögens in die Hand nehmen."

„Du? aber das verstehst Du ja nicht!" rief Herr van Sitart überrascht.

„Ich werde es lernen und alle Schmarotzer entfernen," entgegnete sie kalt.

„Das ist sehr weise, Leonilla," sagte Frau van Sitart: „dadurch wird Dein Gatte Dich hoch schätzen und Du bekommst die Zügel in die Hand, welche Dir unter den vorliegenden Umständen gebühren; über ihn sowohl, als über das Vermögen."

Herr van Sitart schien mit dem Entschlusse seiner Tochter weniger zufrieden. Er hätte bei dem Schwiegersohn ohne Zweifel ein leichteres Spiel gehabt.

Als Frau van Sitart mit Leonilla allein war, sagte sie:

„Liebstes Kind, ich muß Dir einen Rath geben, so schwer er mir auch wird. Lasse Dich nie mit Deinem Vater in Geldgeschäfte ein und wären sie noch so gering. Er hat eine große Neigung für Finanzoperationen aller Art und versteht so wenig eine kluge Speculation, daß er sich von der Höhe des Reichthums in unsere gegenwärtige armselige Lage gebracht hat. Sei also unendlich vorsichtig mit ihm, denn nichts ist so bitter, als reich gewesen — und arm zu sein."

Drittes Kapitel.

Der Doctor ordnete ein kleines Herbarium von schönen Alpenblumen für Lydia. Edwin stand neben ihm, tippte mit dem Finger auf jede einzelne Blume und sagte dabei:

„Dies ist die Soldanella, dies ist das Cyclamen, dies ist Edelweiß."

„Nein, Baron Edwin," sagte der Doctor, „Edelweiß ist eine weiße Blume; diese ist blau und heißt" ... —

„Edelweiß! ich glaube es gibt ein blaues Edelweiß," fiel Edwin ein.

„Ich habe nie davon gehört und diese Blume ist nun einmal kein Edelweiß, sondern eine wunderschöne Genziane."

Ein Diener öffnete die Thüre, ein junger auffallend schöner Mann trat lebhaft ein und rief:

„Grüß' Dich Gott, Edwin! ich wünsche Dir Glück zur schönen Braut."

„Guten Morgen, Rüdiger," sagte Edwin in einem Ton, als hätten sie sich gestern Abend getrennt.

Rüdiger begrüßte freundlich den Doctor und ſagte:

„Die Botanik iſt alſo noch immer in Flor, Edwin.“

„Nein! erwiederte dieſer mürriſch und gekränkt, weil die Genziane kein Edelweiß war: als Bräutigam mag ich nicht mehr die Botanik.“

„Nun, das iſt auch nicht nothwendig für einen Bräutigam!“ rief lachend Rüdiger: „Was haſt Du denn jetzt lieber als die Botanik?“

„Die Geographie,“ verſetzte Edwin ernſthaft.

„Die Wiſſenſchaften über Alles! ſogar als Bräutigam! Du biſt famos, Edwin! was ſpricht die Braut dazu?“

„Nichts. Aber ich treibe Geographie, denn wir wollen reiſen.“

„Reiſen! iſt es möglich? nach Waldenhauſen reiſen — nicht wahr?“

„Der Plan iſt dieſer,“ nahm der Doctor das Wort, „daß der Herr Baron ſeine Hochzeitsreiſe nach der Schweiz macht und den Winter in Paris zubringt.“

Edwin nickte beſtätigend unaufhörlich mit dem Kopf wie eine chineſiſche Porzellanfigur.

„Nach Paris,“ rief Rüdiger mehr und mehr erſtaunt: „da willſt Du Deiner Frau ſchöne Kleider kaufen — nicht wahr, Edwin?“

„Ja, Alles was ſie will.“

„Geht Herr von Geldern mit . . . und Secretär Helwig?“ fragte Rüdiger in raſcher Gedankenverbindung mehr den Doctor als Edwin.

Der Doctor zuckte ſchweigend die Achſeln, und da Edwin nichts ſagte, nahm Rüdiger wieder die Weiſe des Geſprächs auf, die man mit Edwin innehalten mußte, um einigermaßen verſtanden zu werden.

Als er nach einer kleinen Weile fortging, begleitete ihn der Doctor die Treppe hinab und flüſterte:

„Iſt dies nicht eine unbegreifliche Begebenheit?“

„Gewiß! und eine recht traurige! Wie hat ſie ſich nur gemacht? . . . ich bekomme von meinen Eltern keine klare Antwort. Der Vater ſagt mit großer Zuverſicht: Edwin hat ſich verliebt. Die Mutter ſchlägt die Augen zum Himmel auf, ſeufzt und ſpricht: Ich ſchweige.“

„Ja, ja! das iſt die Art wie die Frau Gräfin gegen eine Sache proteſtirt, die nun einmal abgemacht aber ihr nicht genehm iſt,“ verſetzte der Doctor: „und um die Wahrheit zu ſagen, Graf Rüdiger, Ihr Herr Vater hat die ganze Sache eingefädelt und mit unglaublicher Geſchwindigkeit zuſammengenäht. Baron Edwin zu vermälen iſt ja ſeit Jahren ſeine fixe Idee. Hier fand er die Möglichkeit ſie zu verwirklichen; — er zögerte nicht.“

„Aber das junge Mädchen... aber deſſen Eltern!“ — —

„Es gibt allerhand Menſchenſorten unter der Sonne,“ verſetzte der Doctor und empfahl ſich.

Rüdiger ging zu ſeinen Eltern.

Die Familie ſaß gemüthlich beiſammen in einem

Salon, dessen Fenster die schönste Aussicht auf die malerische Stadt und das Gebirg boten. Der Graf las Zeitungen, die Gräfin schrieb Briefe, Lydia malte einen Strauß von Alpenblumen in Aquarell, Philiberte zeichnete ein Stickmuster ab. Rüdiger setzte sich zwischen seine Schwestern und sprach halblaut mit ihnen, um die Eltern nicht zu stören.

Endlich legte der Graf die Zeitungsblätter fort und sagte mit unterdrücktem Gähnen:

„Bei dieser Lectüre hat man nur die Wahl sich halbtodt zu ärgern oder halbtodt zu langweilen."

„Gottlob, Papa, daß Du das letztere wählst!" rief Philiberte: „jetzt will ich Dir etwas erzählen, was Dich unterhalten wird: Rüdiger hat sich verliebt."

„Sehr merkwürdig ist das nicht," sagte der Graf.

Die Gräfin kehrte sich lebhaft am Schreibtisch um und rief:

„Welche Possen, Rüdiger! Du hast ganz andere Dinge zu thun, als Dich bei zwanzig Jahren zu verlieben."

„Das Unglück ist geschehen, beste Mama," fuhr Philiberte fort, „er hat sich verliebt in eine Hamadryade."

„In was?" rief der Graf.

„In eine Hamadryade, Papa."

„Sprich deutsch, Philiberte! was ist das für ein Geschöpf?"

„In der griechischen Mythologie ist die Hamadryade

eine Nymphe des Waldes, wie die Najade eine Nymphe des Waſſers iſt.“

„Dies finde ich ſtark, Rüdiger! Für einen Phantaſten habe ich Dich immer gehalten . . . aber in eine mythologiſche Perſon, alſo in ein Bild oder eine Statue Dich zu verlieben — das überſteigt doch alle Begriffe.“

„Das laſſe ich gelten, Rüdiger,“ ſagte die Gräfin, und ſchrieb weiter.

Rüdiger hatte lächelnd zugehört und mit einem Bleiſtift auf einen Streifen Papier einen Hund gezeichnet. Philiberte beugte ſich über ſeine Hand und ſagte:

„Ja, das iſt der Hund, aber wie ſieht ſie aus?“

„Das möchte ich endlich auch erfahren,“ rief der Graf.

„Nun, Rüdiger, erzähle doch Dein kleines allerliebſtes Romanchen ſo, wie Du es uns erzählt haſt,“ bat Philiberte.

Wiederum unterbrach die Gräfin ihren Brief, wendete ſich gegen ihre Kinder und ſagte klagend:

„Mein Gott, was muß ich hören, Rüdiger! Zuerſt, daß Du Dich verliebt haſt, was in Deinem Alter ganz unerlaubt, ganz unpaſſend iſt, denn man verliebt ſich nur dann, wenn man heirathen kann und nur in die Perſon, die man heirathen will.“

„Leute, die ſo verſtändig denken, verlieben ſich überhaupt nicht,“ ſchaltete der Graf ein.

„Zweitens aber,“ fuhr die Gräfin noch klagender

fort, „theilst Du Deine Thorheiten Deinen Schwestern mit, und während sie keine Romane lesen dürfen, durchleben sie den Deinen mit Dir — und das ist viel gefährlicher.“

„Aber bestes Kind!“ rief der Graf ungeduldig, „dieser Roman mit einer Hamadryade kann unmöglich gefährlich sein.“

„Roman bleibt Roman!“ versetzte sie, „und es ist mir schon unangenehm, daß dies Wort über Deine Lippen gekommen ist, Philiberte; merk' es Dir.“

„Ich kann auch ebenso bezeichnend Abenteuer sagen, liebe Mama,“ erwiederte Philiberte und der Graf rief gelangweilt:

„Ob Roman ob Abenteuer — heraus damit, Freund Rüdiger! ich bin höchst gespannt, eine Hamadryade kennen zu lernen.“

„Am Morgen nach meiner Ankunft ging ich im Park von Aigen spazieren,“ hub Rüdiger an und zeichnete weiter an seinem Hunde. „Ich kam zu dem Platze, wo man unter dem Laubdach hinweg einen Blick auf die Gruppe des Watzmann hat. Da ich eben aus Tirol und von dessen ewigen Schneegebirgen kam, fand ich das Bild zwar im Ganzen sehr lieblich, allein den Watzmann selbst nicht so majestätisch, wie ich ihn mir nach der Beschreibung vorgestellt hatte — was mir überhaupt leicht geschieht. Indessen war ich doch im Begriff mein kleines Skizzenbuch zu öffnen und ein

paar Striche zu thun, als ich bemerke, daß ich nicht allein bin. Auf der Bank — und zwar da, wo man die beſte Ausſicht hat, ſaß eine kleine Perſon und zeichnete höchſt aufmerkſam. Sie war ſo ſchön, daß ich augenblicklich dem Watzmann den Rücken kehrte, zur Seite trat und ſie betrachtete. Sie trug ein weißes Kleid, ein grünes Gürtelband und braune Saffianſtiefelchen. Sie hatte ihren rechten Fuß auf den Rücken eines ſchwarzen Neufundländers geſtellt, der zu ihren Füßen ſchlief, und auf ihrem etwas erhobenen Knie lag ihr Zeichenbuch. So konnte ſie ganz bequem arbeiten. Mit einem raſchen und ſcharfen Aufſchlag ihrer wunderſchön geſchnittenen Augen blickte ſie zuweilen zum Watzmann hinüber, wobei, ſie wie man das wohl in Spannung thut, ein klein wenig den Mund öffnete, was dem Geſichtchen einen gar lieben Ausdruck von Kindlichkeit gab. Eine Fülle von Locken drängte ſich unter dem flachen runden Strohhut mit grünem Bande hervor, und bei der leiſeſten Bewegung fielen ein paar rebelliſche Locken auf ihre Stirne herab, welche ſie dann ganz eilig mit der linken Hand zurückſchob. Sie war vielleicht dreizehn Jahre alt."

„Dreizehn Jahre!" ſagte der Graf im Tone der Enttäuſchung.

„Dreizehn Jahre!" ſagte die Gräfin und athmete beruhigt auf.

„Weil ſie ſo kindlich unbefangen ausſah und ſich

um meine Anwesenheit ganz und gar nicht bekümmerte, faßte ich einen allerdings etwas seltsamen Entschluß. Ich ging auf sie zu und fragte höflich:

„Würden Sie mir erlauben, mein gnädiges Fräulein, Sie zu zeichnen so wie Sie da sitzen mit dem Hunde zu Ihren Füßen?“

„Ueberrascht, mit erstauntem und stolzen Blick sah sie mich an, schlug ihr Skizzenbuch zu und erhob sich. Der Hund ebenfalls.

„Ich bitte, gnädiges Fräulein, lassen Sie sich nicht stören!“ rief ich: „ich gehe. Aber es würde mich sehr glücklich machen, wenn Sie mir Ihren Namen sagen wollten.“

„Als ob sie mich nicht gehört oder nicht verstanden hätte; nahm sie ihre Handschuhe von der Bank, ihr Buch unter den Arm, kehrte mir den Rücken zu und ging von dannen. Der Hund hinter ihr her. Beide ganz ruhig und langsam. Ich bereute von Herzen meine Unbescheidenheit, holte sie mit drei langen Schritten ein und sagte:

„Ich bitte, gnädiges Fräulein, bleiben Sie hier und vergeben Sie mir die Störung. Ich gehe auf der Stelle fort. Wollen Sie aber ganz gnädig sein, so gestatten Sie mir als Zeichen Ihrer Vergebung, Ihre Hand zu küssen.“

„Sie blieb stehen. Den linken Handschuh hatte sie bereits angezogen, den rechten noch nicht. Sie richtete

wiederum einen ernſten ſtolzen Blick auf mich und reichte mir dann ihre rechte Hand, die ich ganz demüthig küßte. Als Bekräftigung, daß ſie nunmehr verſöhnt ſei, ſagte ſie mit einem fremden Accent halb zutraulich und halb neckend, indem ſie auf den Hund zeigte:

„Er heißt Fido, und ich heiße Adriane.“

„Und wie ein Pfeil flog ſie dahin und war im Nu mir entſchwunden. Der Hund gleichfalls. Seitdem bin ich jeden Morgen im Park von Aigen geweſen, habe ihn in allen Richtungen durchſtreift, doch keine Spur von Adriane und von Fido gefunden. Da es drüben im Untersberg allerhand Gnomen geben ſoll, ſo wäre es ja möglich, daß der herrliche Park von Aigen jene Hamadryade hätte und daß ſie mir erſchienen wäre.“

„Iſt das nicht ein reizendes Abenteuer, Papa?“ rief Philiberte und klatſchte beifällig in die Hände.

„Rüdiger, Du ſtehſt, was die Kindlichkeit betrifft, auf einer und derſelben Stufe mit Deiner Hamadryade,“ ſagte der Graf gelaſſen: „für ſolche Kinderei kann ſich wohl Philiberte, doch kein vernünftiger Menſch intereſſiren.“

„Lieber Rüdiger,“ ſagte die Grafin zärtlich, „mir fällt ein Stein vom Herzen, durch dies allerliebſte Abenteuer mit einem Kinde, und es thut mir herzlich leid, daß Adriane und ihr Fido verſchwunden ſind. Vielleicht tauchen ſie wieder auf. Du biſt ja erſt drei

Tage hier und die Kleine wird ohne Zweifel für's Erste den Park von Aigen meiden."

„Heute fahren wir nach Reichenhall, Rüdiger," sagte der Graf, „und ich denke, Du wirst dort eine Schönheit finden, über welcher Du die kleine Nymphe vergißt."

Die Gräfin schlug seufzend die Augen zum Himmel auf und Rüdiger sagte:

„Ich bin recht gespannt, ob ihre Schönheit die des fremden Kindes übertreffen wird."

„Du bist und bleibst ein Phantast, Rüdiger!" sagte der Graf und lachte hell auf: „Ein Kindergesichtchen kann nimmer den Vergleich mit dieser Schönheit aushalten."

„Diese Schönheit hat gelbe Augen, Rüdiger," sagte die Gräfin.

„Sonnenaugen!" rief entrüstet der Graf.

„Aber, Mama," sagte Philiberte, „sie hat ja ganz lichtbraune Augen, die so flimmern, als wären sie mit Gold unterlegt — wunderschöne Augen."

„Schön mögen sie sein . . . aber gelb sind sie," versicherte die Gräfin standhaft und Lydia sagte zur Beruhigung der aufgeregten Gemüther ganz sanft:

„Man sollte doch lieber Rüdiger dem ersten frischen Eindruck überlassen."

„Bewunderung darf man immer aussprechen," versetzte der Graf und schleunigst fügte die Gräfin hinzu:

„Auch das Gegentheil."

Das Gespräch wurde durch Edwins Eintritt unterbrochen, der nach kurzem Gruße ganz kurz den Grafen fragte:

„Kommt Geldern, Onkel?“

„Zu Deiner Hochzeit ohne Zweifel. Er hat jetzt noch Urlaub.“

„Geht er mit auf Reisen?“

„Wenn Du es wünschest“ . . . —

„Nein! ich wünsche es nicht! ich heirathe jetzt und will frei sein.“

„Der gute Geldern hat doch nie Deine Freiheit beschränkt.“

„Nicht? . . . Nun, Onkel, dann kann er mitreisen,“ sagte Edwin ungestimmt.

Die Gräfin flüsterte ihrem Sohn zu:

„Geldern wird mitreisen, wenn Fräulein Leonilla es gut heißt.“

„Führt sie schon als Braut mit solcher Entschiedenheit den Scepter?“ fragte er verwundert.

„Sie sieht wenigstens aus als hätte sie Lust dazu,“ erwiederte die Gräfin.

Viertes Kapitel.

Man fuhr nach Reichenhall, wo Herr van Sitart eine sehr einfache Wohnung inne hatte. Mutter und Tochter waren in schwarzen Taffet gekleidet. Leichte Trauer um eine Verwandte, sprachen sie. Andere sagten, die Trauer sei ein Vorwand, um den kostspieligen Wechsel des Anzugs zu beseitigen.

Als Leonilla Rüdiger begrüßte, trat er unwillkürlich einen Schritt zurück. War es Schreck? war es Bewunderung? wollte er sie schärfer in's Auge fassen? — genug, er trat zurück.

„Wollen Sie sich mit mir messen?" fragte sie lächelnd, aber mit leichtem Spott: „Seien Sie ganz ruhig! ich bin nicht so groß wie Sie."

Rüdiger war betroffen durch ihre Erscheinung sowohl, als durch die seltsame Anrede und er antwortete sehr trocken:

„Da ich viel male, suche ich immer die richtige Perspective zu gewinnen, um richtig sehen zu können," sagte Rüdiger.

Sie ſtand vor ihm, ungewöhnlich groß, ungemein ſchlank, biegſam und gewandt, der Kopf von einem Reichthum blonden goldglänzenden Haares umgeben, das goldbraune Auge ſtralend, die Hautfarbe weiß wie Schnee vom Morgenroth warm überhaucht — eine blendende Erſcheinung; — doch mehr blendend als anziehend. Dies war das Reſultat von Rüdigers Blick aus der richtigen Perſpective. Er fand in ihrem Auge keine Tiefe, um ihren feinen ſcharfgeſchnittenen Mund keinen Zauber. Philiberte ſprach lebhaft mit ihr, Lydia freundlich, die Gräfin kühl, Edwin gar nicht; das Eine wie das Andere machte ihr keinen Eindruck; ſie blieb in ihrer ſelbſtbewußten Höhe. Nur wenn ſie mit Graf Euben ſprach, ſchien ſie etwas wärmer zu werden. Aber ſie ſowohl, wie Frau van Sitart, ließen in die Unterhaltung fallen, was bei der Kühle der Gräfin, bei Edwins Schweigſamkeit und bei Rüdigers Zurückhaltung auf weltvertraute Gewandtheit im geſelligen Verkehr ſchließen ließ.

Unterdeſſen hatte ſich Graf Euben mit Herrn van Sitart lebhaft unterhalten und verſtändigt.

„Ihr Wunſch iſt mir aus dem Herzen geſprochen,“ ſagte der Graf: „der Vermälung meines Neffen ſteht nichts im Wege. Vielleicht müſſen einige Formalitäten beobachtet, Papiere vorgelegt werden, weil wir und weil Sie hier fremd ſind. Das kann aber nur eine Verzögerung von Tagen ſein. Beſtimmen Sie alſo, ich

bitte, wann die Hochzeit statt finden soll und dann wollen wir an den Ehecontract denken."

„Herr Graf," sagte Herr van Sitart mit bescheidener Miene, „die gewaltigen Geldkrisen, welche von einem Welttheil zum andern wie vulkanische Eruptionen erschütternd laufen, versetzen die ganze europäische Bank in bedenkliche Schwankung. Diese wird beträchtlich erhöht durch einen ebenso wahnsinnigen wie unehrenhaften Actienschwindel, den sogar Ihre Standesgenossen, Grafen und Fürsten befördern und mitmachen" ... —

„Leider! leider!" fiel Graf Euben ein: „Geldgier ist die moralische Krankheit unserer Tage und grassirt wie die Cholera in allen Ständen. Aber was hat das mit unserm Ehecontract zu schaffen?"

„Ein ehrenhafter Finanzmann, Herr Graf, leidet unglaublich durch den Schwarm der Schwindler und durch die Waghälse der Speculanten. So ist es mir denn auch jetzt nicht möglich meiner Tochter eine Mitgift zu geben" ... —

„Bester Herr van Sitart, daran denkt mein Neffe ja gar nicht. Er ist kein solcher Krösus, wie Ihr Herren von der Finanz es zuweilen seid, allein er ist ein sehr wohlhabender Mann, der seine Frau mit einem gewissen Glanz umgeben kann. Die Ehepacten sollen nur deshalb gemacht werden, um im Falle seines Ablebens für seine Wittwe zu sorgen und dadurch jede Collision mit muthmaßlichen Erben abzuschneiden."

„Sie scheinen nicht auf eine Descendenz in dieser Ehe zu zählen, Herr Graf.“

„Zählen ist Eines und hoffen ist ein Anderes, Herr van Sitart,“ sagte Graf Euben abbrechend: „die Ehepacten werden ohne irgend eine Rücksicht auf Nachkommen oder nicht, die Stellung Ihrer Tochter so glänzend wie irgend möglich machen. Darauf verlassen Sie sich.“

„Erlauben Sie mir, Herr Graf, Ihnen meine Ansicht auszusprechen. Glanz ist gut; Unabhängigkeit ist besser.“

„Einverstanden, Herr van Sitart, aber da, wo der Glanz die feste Grundlage eines Vermögens hat, das dem Actienschwindel nicht unterworfen ist — da gibt er Unabhängigkeit. Und eine solche würde die Wittwe meines Neffen genießen.“

„Ja, die Wittwe! aber nicht die Frau.“

„Ich verstehe Sie nicht, Herr van Sitart.“

„Verzeihen Sie, Herr Graf, wenn ich meine Gedanken ganz kurz und klar ausspreche. Es muß geschehen, um die Schwierigkeiten möglichst zu erleichtern, welche meine Tochter in der so höchst ehrenvollen Verbindung mit dem Freiherrn von der Walden denn doch zu erwarten hat.“

„Also, Herr van Sitart?“ —

„Also, Herr Graf, ist es ganz gewiß, daß eine Frau ohne Mitgift in eine Abhängigkeit von ihrem

Mann geräth, die unter Umständen höchst drückend sein kann, z. B. dann, wenn der Mann Launen hat; oder dann, wenn nicht er selbst, sondern ein Beamter oder gar einige sein Vermögen verwalten. Hat Baron Edwin keine Launen?"

„Bester Herr van Sitart, auch der vortrefflichste Ehemann hat Launen, denn seine Frau steckt ihn damit an."

„Verwaltet Baron Edwin selbst sein Vermögen?"

„Nein! darum bekümmert er sich nicht! . . . Er hat vortreffliche, erprobte Beamte."

„Meine Tochter würde also unter die Bevormundung dieser Herren gerathen, die ihr jeden Gulden und jeden Kreuzer nachrechnen könnten. Das würde Leonilla unerträglich finden."

„Aber, bester Herr, sie kann mit ihrem Nadelgeld nach Belieben schalten. Niemand bekümmert sich darum, ob sie es für Almosen oder für Zuckerwerk oder für Toiletten ausgibt."

„Wenn sie aber einmal — was ich nicht fürchten will, was aber doch geschehen könnte — ihr Budget übersteigt: welche peinliche Scenen wird sie haben und wie bitter wird sie es empfinden, kein Vermögen zu besitzen, um dasjenige in Ordnung zu bringen, was so leicht bei einer schönen und eleganten Frau vorkommt: Schulden zu haben."

„Das abscheuliche Wort mag ich nicht hören, am

wenigſten in Beziehung auf Damen — und am allerwenigſten, wenn von meiner künftigen Nichte die Rede iſt. Verſtehe ich Sie recht, ſo würden Sie es für zweckmäßig halten, daß mein Neffe ſeiner Braut ein Capital verſchreibe, ſo eine Art von Morgengabe, die ihr erb- und eigenthümlich gehört."

„So iſt es, Herr Graf. Meine Tochter bekommt dadurch eine freiere Stellung, nicht dem Gemal gegenüber, dem ſie dieſe Freiheit verdankt — wohl aber in tauſend anderen Beziehungen."

„Das wird zu machen ſein," verſetzte der Graf.

Mochte er auch noch ſo ſehr für Edwin eingenommen ſein und über deſſen Mängel die Augen ſchließen: ſo mußte er ſich doch die Wahrheit eingeſtehen, daß Edwin — wenn er ſich vermälen wollte — auf die Bedingungen eingehen müſſe, die man ihm ſtellte. Es war allerdings nicht üblich in dieſer Weiſe ein Capital von der Maſſe des Vermögens zu trennen; konnte aber der gute Edwin, der ſo wenig Genuß von ſeinem Vermögen hatte, dadurch in den Beſitz einer ſchönen Gattin gelangen, ſo war der Schritt des Vormunds durchaus gerechtfertigt und Graf Euben einigte ſich in allen Punkten mit Herrn van Sitart zu deſſen größter Zufriedenheit.

Als man ſich trennte, ſagte Graf Euben zu Leonilla: „In acht Tagen, ſchöne Braut, iſt alſo die Vermälung."

Leonilla verneigte ſich.

„Wie? so schnell?“ rief Frau van Sitart: „da kann man ja gar nicht die gehörige Toilette besorgen.“

„Das besorgt Leonilla selbst und in Paris . . . wohin ja die Reise geht!“ sagte Herr van Sitart ungeduldig.

„Den reizenden Affenpincher nehmen wir mit nach Paris, nicht wahr?“ sagte Leonilla zu Edwin.

„Versteht sich!“ entgegnete er.

Lydia fuhr mit Edwin in dessen Wagen zurück.

„Freut Dich Deine Hochzeit und Deine Reise, lieber Edwin?“ fragte sie freundlich.

„Ja, ja . . . sie gefällt mir und die Reise auch. Geographie muß man studiren,“ — und dabei blieben seine Gedanken stehen.

Im zweiten Wagen war man nicht so einsylbig.

„Nun, Rüdiger, wie gefällt sie Dir? sieht sie nicht aus wie eine Zauberin?“ fragte Philiberte.

„Sie sieht wohl so aus . . . aber sie bezaubert mich nicht,“ versetzte er.

„O Du Ur-Eisbär!“ rief der Graf.

„Rüdiger, Du bist der ächte Sohn Deiner Mutter!“ frohlockte die Gräfin.

„Ich habe eine gewisse Scheu vor ihr,“ fuhr Rüdiger fort: „ich meine, wenn es eine Schlangenkönigin geben könnte, so müßte sie es sein.“

„Nein, Rüdiger, Du bist unausstehlich!“ rief der Graf empört: „Scheu zu haben vor einem schönen

jungen Mädchen, in Deinem Alter, wenn man aussieht wie Du! . . . schäme Dich, Rüdiger! zieh' eine Kutte an und geh' zu den Capuzinern! Dahin gehörst Du . . . nicht in die menschliche Gesellschaft."

Rüdiger lächelte und schwieg nach seiner Art; und Philiberte rief entrüstet:

„Aber Papa, wie kannst Du Rüdiger zu den Capuzinern schicken! War er nicht ganz verliebt in seine Hamadryade? . . . vielleicht ist er es noch" . . . —

„Das ist eben sein Unsinn! welcher vernünftige junge Mann verliebt sich in ein Kind? Das ist noch Keinem eingefallen! Ja, Rüdiger ist vielleicht mehr in die Situation, in welcher er das Kind gesehen hat, verliebt, als in das Kind selbst."

„Bester Wilibald," sagte die Gräfin beängstigt, „rede doch nicht so viel mit Philiberte vom Verlieben."

„Ach was!" murrte der Graf, „wer weiß wie bald die Reihe sich zu verlieben an sie kommt."

„Aber bester Wilibald," seufzte die Gräfin, „bedenke daß Philiberte ein Kind ist."

„Ja, Mama," sagte Philiberte lieblich, „ich bin Dein Kind und ich will es bleiben. Aber ein Kind, was man so nennt ein Kind — nein, Mama, das bin ich nicht. Das ist man nicht bei sechszehn Jahren."

„Spricht man von Dingen, die man nicht versteht, so ist man kindisch und das, Philiberte, ist viel schlimmer als ein Kind zu sein," sagte die Gräfin ernst.

„Lieber Schatz," sagte der Graf und lachte hell auf, „was das Verlieben betrifft, so verstehen das die Jungen besser als die Alten."

„Wilibald, ich beschwöre Dich!" rief die Gräfin händeringend, „sprich nicht so viel von dieser schrecklichen Sache! ich kann schon gar nicht das fatale Wort leiden . . . vollends nicht, wenn Philiberte es ausspricht und Du forderst sie, wenn auch indirect, beständig dazu auf."

„Das ist ganz in der Ordnung, bester Schatz! dergleichen harmlose Neckereien erheitern mich und ich begreife nicht, wie Du sie in tragischer Weise auffassen kannst."

„Weil sie tragisch werden, einen tragischen Einfluß haben können, Wilibald."

„Nein, Mama!" rief Philiberte, „ich und tragisch — das sind zwei Dinge, welche sich nicht mit einander vertragen. Ueberhaupt habe ich nicht gedacht, daß das Verlieben etwas Tragisches sei" . . . — —

„Philiberte!" unterbrach die Gräfin streng.

Sie schwieg bestürzt; der Graf und Rüdiger lachten und der Letztere sagte:

„Fräulein Leonilla wird ja morgen den ganzen Tag und ohne ihre Eltern bei uns zubringen; vielleicht fasse ich dann mehr Herz zu ihr."

„Das will ich Dir rathen!" rief mit dem Finger drohend Philiberte, die niemals lange aus der Fassung war und der Graf bemerkte:

„Die Eltern sind allerdings keine angenehme Zugabe zu Leonilla. Der Vater sieht aus wie ein lebendiges Rechenexempel und die Mutter steif und trocken wie eine hölzerne Gliederpuppe.“

„Und die Tochter hat von Beiden einen Anflug,“ setzte die Gräfin hinzu.

Als aber Leonilla am nächsten Tage kam und mit der Familie Euben allein war, mußte die Gräfin sich heimlich gestehen, daß sie dem jungen Mädchen nicht gerecht gewesen sei, denn es war unmöglich sich einfacher, kindlicher und herzlicher zu benehmen. Es war, als ob sie den Druck abschüttele, den die Eltern auf sie übten, und an die Stelle kühler Gemessenheit trat einnehmende Liebenswürdigkeit. Sie war für einen Jeden gerade in der Weise liebenswürdig wie es eben seiner Art entsprach. War dies ein wunderschöner Takt des Herzens? . . . war es Menschenkenntniß und Geschicklichkeit? . . . Die Gräfin wußte es nicht. Sie saß in der Ecke ihres Sopha's, sprach fast gar nicht, hielt eine Broschüre in der Hand und sah und hörte auf Leonilla's Benehmen und Gespräche. Mit dem Grafen war des Scherzes kein Ende, jedoch nicht in dem vertraulichen Ton, in welchem sie mit Philiberte scherzte und lachte.

„Wie zwei Lachtauben!“ bemerkte der Doctor ganz entzückt, denn Leonilla hatte lebhaftes Interesse für chemische und physikalische Experimente ausgesprochen

— und zwar nicht mit oberflächlicher Neugier, sondern wie Jemand, der einige Kenntnisse von der Sache hat und sie zu vervollständigen wünscht. Mit Edwin ging Leonilla ganz auf den wohlwollenden, harmlosen Ton ein, den die Familie anschlug. Mit Rüdiger war sie freundlich zurückhaltend, fast schüchtern. Sie schien zu fühlen, daß sein Auge unter den feinen schwarzen Augenbrauen meistens gesenkt, zuweilen beobachtend auf ihr ruhte.

Man ging in den Park von Aigen.

„Dahin, wo man den Watzmann sieht, nicht wahr, Rüdiger?“ fragte Philiberte neckend.

„O, der schöne Hund!“ rief Edwin, als ein riesiger Neufundländer an der Gesellschaft vorüberstauste und seiner Herrin nachlief, die etwa fünfzig Schritte vor ihm voraus ging.

Es war eine Dame mit einem kleinen Mädchen — und als der Hund sie erreicht hatte, ging er gemessenen Schrittes neben ihnen her.

„Ist das etwa Deine Hamadryade, Rüdiger?“ fragte der Graf lächelnd und Philiberte setzte hinzu:

„Das ist Adriane und Fido! . . . ich wette darauf.“

„Sie ist es,“ erwiederte Rüdiger lakonisch.

„Wer kann das sein?“ fragte der Graf: „ich kenne doch einigermaßen die Leute, die hier umher wohnen, denn spazieren gehend oder fahrend begegnet man ein-

ander unaufhörlich; — allein dieſe Dame mit der Kleinen und mit dem Hunde ſah ich noch nicht.“

„Ich auch nicht,“ ſagte der Doctor, „und ich ſtreife doch gehörig umher. Wenn nicht die Damen — den Hund hätte ich ganz gewiß bemerkt.“

„Doctor, Sie ſind ein Muſter von Höflichkeit und Aufrichtigkeit,“ ſagte Philiberte und Edwin rief:

„O, der Hund iſt fort, der ſchöne Hund!“ . . . denn die Dame bog mit ihrer Tochter und ihrem Hunde in einen Seitenweg ein und verſchwand.

„Wer mag das ſein und wo mag ſie wohnen? — ſie ſah vornehm aus, dieſe Dame,“ ſagte Lydia.

„Wir zerbrechen uns ganz vergeblich den Kopf,“ verſetzte der Graf, „denn es wimmelt hier herum von Touriſten. Es iſt ſehr verſtändig, daß ſich Rüdiger mit der Annahme, einer Hamadryade begegnet zu ſein, begnügt.“

„Das that ich, ſo lange die Hamadryade nicht neben einer Mutter einherging,“ ſagte Rüdiger lachend.

„Vielleicht iſt es die Schauſpielerin, von der ich in Reichenhall hörte ſie gehe und fahre immer mit einem großen Hunde ſpazieren,“ ſagte Leonilla.

„Das wird es ſein! ſie kommt zuweilen von Reichenhall herüber!“ verſetzte der Graf: „jetzt weißt Du, Rüdiger, wo Du Deine Hamadryade finden kannſt.“

„Und wo ich ſie nicht ſuchen werde,“ erwiederte Rüdiger etwas verſtimmt.

„Es soll eine sehr berühmte Schauspielerin sein," versicherte Leonilla: „ich vergaß ihren Namen."

„Gefällt Ihnen der Hund?" fragte Edwin.

„Ihr Affenpincher gefällt mir viel besser," antwortete sie freundlich und damit war Edwin zufrieden und schwieg getröstet.

Am Abend kamen Leonilla's Eltern und fuhren mit ihr nach Reichenhall zurück.

„Das muß ich gestehen," rief der Doctor ganz begeistert, „eine solche Vollkommenheit wie Fräulein van Sitart ist etwas Seltenes. Ich bin überzeugt, daß sie den glücklichsten Einfluß auf Baron Edwin haben wird. Sie ist vielseitig gebildet, von lebhaftem Geiste, dabei voll Anmuth und Güte. Es kann nicht fehlen, daß der beständige Verkehr mit einer solchen Gemalin ungemein weckend und anregend wirken muß. Erst heute habe ich Fräulein van Sitart so recht erkannt und schätzen gelernt. Herr Graf, Sie haben für Baron Edwin das große Loos gezogen."

Alle stimmten in diesen Lobgesang ein; sogar die Gräfin. Nicht aber Rüdiger. Er verhielt sich schweigend.

„Ur-Eisbär bist Du und bleibst Du mehr noch als Phantast," sagte der Graf.

Am Camin.

Erstes Kapitel.

Tiefer stiller Winterabend. Draußen hoher Schnee unter einem grau umwölkten Himmel und das lautlose Schweigen, das auf dem Lande auf einer abendlichen Winterlandschaft ruht. In der Stadt ist der Winterabend nicht selten belebter als der Tag. Da zieht das Gaslicht seine glänzenden Guirlanden von Straße zu Straße, da zeigen die Schaufenster ihre tausendfachen, farbenreichen Herrlichkeiten schwimmend in vortheilhaftester Beleuchtung, da rollen die Wagen: die eleganten Equipagen des Reichen, die Fiaker für minder Bemittelte, der Omnibus für alle Welt. Daneben wogen die Fußgänger hin und her, auf und ab, ihren Geschäften, ihrem Vergnügen, ihrem Erwerb, ihren Sorgen nachgehend, die Einen leichtfüßig, neugierig, sorglos, die Anderen müde vom Tagewerk, erschöpft und nach Ruhe verlangend, noch Andere rüstigen Schrittes den Obliegenheiten ihrer Thätigkeit nachkommend; dazwischen arme Kinder, deren gewissenlose Eltern sich nicht darum kümmern, ob sie und wo sie zu später

Stunde ſich umhertreiben und die maſſenhaft wie verzaubert vor den Schaufenſtern mit Spielzeug oder mit Zuckerſachen ſtehen bleiben und das Trottoir verſperren; Arbeiterinnen, die zu zweien und drei heimkehren und auf welche das Schaufenſter eines Juweliers oder einer Modiſtin denſelben Zauber übt. Genug, der Winterabend in der Stadt, namentlich zur Weihnachtszeit, iſt eben ſo bunt und bewegt, wie er auf dem Lande grau und ſtarr iſt. Feld und Flur ſind weit und breit mit Schnee bedeckt und weit und breit iſt nichts zu ſehen und zu hören, was an menſchliches Treiben erinnert, denn die Landleute gehen früh zur Ruhe und die Haus- und Hofthiere noch früher. Daher ſind auch die Dörfer wie ausgeſtorben. Höchſtens in der Schenke ſieht man ein Licht brennen. Die Lampe im Pfarrhauſe wird man nicht gewahr, weil die Fenſterläden ſorgſam verſchloſſen ſind. Zu hören gibt es weit und breit auch nichts weiter, als etwa das Gebell eines wachſamen Hofhundes, oder das ſchwerfällige Rollen eines verſpäteten Laſtwagens, neben welchem der Fuhrmann hergeht um nicht einzuſchlafen. Vielleicht fliegt auch einmal ein herrſchaftlicher Wagen mit zwei Laternen über die Chauſſee dahin; — doch das iſt ſelten.

Die Grabesſtille der Landſchaft ſchien auch in Schloß Waldenhauſen eingekehrt zu ſein. In einem großen, behaglich eingerichteten Zimmer ſaßen ſechs Perſonen beiſammen; allein es ſprach keine von ihnen.

Zwei Herren saßen an einem Tische und spielten Domino; zwei Herren an einem andern Tische und spielten Schach. Vor dem Camin auf niedrigen Lehnsesseln saßen wiederum zwei stumme Personen: eine Frau, die unverwandten Blickes in die Flamme starrte und mit dem Feuerstocher in den Kohlen umher wühlte und ein junger Mann, der die Frau anstarrte. Daß er es that war begreiflich, denn in der vorgebeugten Stellung, die sie einnahm, zeigte ihm ihr gesenktes Haupt ein Profil, dessen edle, zarte Linien an die tragische Schönheit der Antike erinnerten. Sie trug ein schwarzes Atlaskleid, das im Reflex des Feuers erglänzte und eine Jacke von schwarzem Sammt, die etwas vom Nacken zurückgeworfen war und eine weiche Folie für den schlanken weißen Hals bildete, und für das reiche blonde Haar, das halb kunstlos und halb kunstvoll auf ihn herabfiel.

„Frau Baronin!“ rief ein Dominospieler, „wenn Sie noch länger vor der Glut des Camins sitzen, werden Sie einen ungeheuern Schnupfen bekommen.“

Sie machte eine Bewegung, welche deutlich ausdrückte, daß ihr dies ungeheuer gleichgiltig sei. Die Stimme des Dominospielers verhallte ohne Resultat, wie die des Predigers in der Wüste. Doch unverzagt sagte er nach einer Weile:

„Frau Baronin, Sie verderben ohne Gnade Ihren wunderschönen Teint. Keine zarte Haut kann solche

grelle Hitze vertragen. Es ist eine ungesunde Liebhaberei vor einem Camin zu hocken, wenn das Zimmer doch schon durch einen guten soliden Ofen gründlich erwärmt ist. Es ist eine unsinnige Mode neben den vortrefflichen, naturwüchsigen deutschen Ofen den fremdländischen Camin zu verpflanzen — gerade so unsinnig, wie überhaupt heut zu Tage die Moden sind."

Aber auch dieser kriegerische Ausfall machte nicht den beabsichtigten Eindruck. Die Baronin blieb am Camin sitzen, bearbeitete unaufhörlich das Feuer und Grabesstille herrschte wieder im Salon.

Da schlug es neun Uhr. Der zweite Dominospieler erhob sich und sagte mit spitzer Stimme:

„Genug! — Zu Tische."

Die Flügelthüren öffneten sich und im Nebenzimmer stand das Nachtessen bereit. Die Schachspieler erhoben sich widerwillig, denn die Partie war nicht beendet. Die Baronin und der junge Mann ihr zur Seite erhoben sich nicht.

„Aber Leonilla zu Tische!" wiederholte die spitze Stimme.

„Ich mag nicht essen," sagte sie endlich; „man soll mir Thee herbringen für mich und für Rüdiger."

„Für Dich — ja! Rüdiger soll aber mit mir essen," sagte Edwin, der durch das Zimmer gegangen war und nun seine beiden hagern Hände auf Rüdigers Schultern legte: „Komm' Rüdiger."

„Meinetwegen!“ verſetzte ſie ohne aufzuſchauen.

Edwin, Rüdiger, Herr von Geldern, der Doctor und der Schloßcaplan gingen in's Speiſezimmer. Leonilla blieb allein. Da ſtand ſie auf, reckte ſich zu ihrer ganzen Höhe empor, holte Athem aus tiefer Bruſt wie Jemand, der eine ſchwere Laſt niederlegte und ging langſam auf und ab. Vor ihrer Harfe blieb ſie ſtehen und fuhr mit der Hand haſtig über alle Saiten, die im wirren Getön, gleichſam erſchreckt durch die unkünſtleriſche Berührung aufrauſchten.

„Spielen, Leonilla!“ rief Edwin gellend im Nebenzimmer.

Sie beachtete es nicht und ſetzte ihre Wanderung fort. Da erſchien ein Kammerdiener und meldete, der Herr Baron laſſe bitten Frau Baronin möchten ein wenig die Harfe ſpielen. Sie nahm das ſchöne Inſtrument in den Arm. Die Thüre zum Speiſezimmer war geöffnet und Rüdiger ſaß ihr gerade gegenüber und ſtaunte das wunderſchöne Bild an, wie ſie da ſtand in dem ſchleppenden ſchwarzen Gewande mit der goldenen Harfe im Arme, hellbeleuchtet, vom Hintergrund der dunkelrothen Damaſttapete ſich abhebend.

„Welcher Maler hätte je ſo etwas geträumt?“ ſagte der Doctor halblaut.

„Giorgione!“ erwiederte Rüdiger: „üppige Schönheit und tiefe Schwermuth ſind in ſeinen höchſt ſeltenen Frauenbildern verſchmolzen.“

Leonilla griff einige Akkorde, nahm den Stimmhammer, ſtimmte — und eine Saite zerſprang. Auch die zweite und dritte. Sie ſtellte die Harfe zur Seite, trat unter die Thüre und ſagte zu Edwin:

„Die Harfe iſt ſehr verſtimmt, ich kann nicht ſpielen.“

Dann ſchloß ſie die Thüre, als ob ſie mit allen den Leuten nichts zu thun haben, ſie nicht ſehen noch hören wolle.

Man hatte ihr Thee gebracht. Sie blieb vor dem ſilbernen Geſchirr ſtehen, ſetzte die Taſſe an die Lippen und ſetzte ſie zurück. Bitter wie Galle, murmelte ſie vor ſich hin und begann wieder ihre Wanderung. Nichts war zu hören, als das Rieſeln ihres Kleides auf dem Teppich, das Kniſtern der Flamme im Camin und das Klappern der Teller im Speiſezimmer.

Nach einer halben Stunde kehrten die Herren in den Salon zurück, ausgenommen der Schloßcaplan, der ſich gleich nach dem Nachteſſen entfernte. Leonilla ließ ſich in ihrer Wanderung nicht ſtören.

„Setze Dich, Leonilla, Du machſt mich nervös,“ ſagte Edwin, ließ ſich am Theetiſche nieder und ſchenkte ſich eine Taſſe ein. „Hier ſetze Dich her .... hier zu mir. Ich habe mir ſelbſt einſchenken müſſen .... das paßt ſich nicht! ... Geldern, wollen Sie Thee? Doctor — Sie? Rüdiger — Du?“

Die Herren dankten. Leonilla hatte ſich mit dem

Rücken gegen den Theetisch vor den Camin gesetzt und blieb stumm wie zuvor.

„Nun, Edwin, wie wird es?“ fragte Rüdiger, „kommst Du zum Fest zu uns?“

„Weiß nicht!“ versetzte Edwin kurz.

„Du hast es doch sonst immer bei meinen Eltern zugebracht. Es thäte ihnen leid, wenn Du nicht mit Leonilla kommen wolltest.“

„Und das Weihnachtsfest muß man gemüthlich in einem größern Familienkreise begehen,“ setzte der Doctor hinzu.

Herr von Geldern schwieg, weil er an Edwins Miene bemerkte, daß auf dringendes Zureden ein Nein erfolgen würde.

„Leonilla, was wünschest Du?“ fragte Rüdiger und setzte sich wieder neben sie.

„Nichts!“ antwortete sie.

„Es geht bei meinen Eltern fröhlicher her als hier.“

„Das kann leicht sein.“

„Einige Tage in Oberau werden Dich erheitern, Leonilla. Du bist nicht an die Einsamkeit gewöhnt, in welcher Du hier lebst.“

„Die Einsamkeit ist das Beste was ich hier habe,“ sagte sie halblaut.

„Nun, Leonilla, was wünschest Du?“ fragte Edwin: „was sagt sie Dir, Rüdiger?“

„Nichts!“ erwiederten Beide.

„Gut! dann gehen wir nach Oberau, Alle miteinander .... auch der Caplan: ich will meine Messe in Oberau haben."

„Alle Personen die Du mitbringst sind willkommen in Oberau."

„Ja . . . und ich muß meine Messe haben."

Dabei blieb er. Zu gelegener Zeit mußten später Herr von Geldern und der Doctor ihm begreiflich machen, daß der Caplan während des Festes in Waldenhausen bleiben müsse wegen seiner Amtsgeschäfte. Hätten sie ihn jetzt darauf aufmerksam gemacht, so würde das die Fahrt nach Oberau zweifelhaft gemacht haben.

„Wie wird mein Vater sich freuen Dich einige Tage zu sehen, Leonilla," sagte Rüdiger.

Sie stand rasch auf, streifte leicht mit der Hand über Rüdigers feines glänzend schwarzes Haar und sagte mitleidig:

„Du gutes Kind" — und verließ den Salon indem sie sagte:

„Gute Nacht, meine Herren."

Zweites Kapitel.

„Bester Doctor," sagte Rüdiger, als sie zusammen nach ihren Zimmern gingen, „meine Cousine macht mir einen trostlosen Eindruck und mit dem armen Edwin ist es auch nicht besser geworden."

„Ja, ja! die Frau Baronin hat sich den Zustand des Barons nicht so schlimm und ihre Lage nicht so mühsam vorgestellt, lieber Herr Graf," versetzte der Doctor: „sie hat gemeint ihn lenken und ihren Willen zu dem seinigen machen zu können. Dem ist aber nicht so. Mit seiner Unruhe durchkreuzt er was sie will, und vor seinem Eigensinn steht sie wie vor einer Mauer. Das fing schon in der Schweiz an. Nirgends fand er Ruhe. Nirgends mochte er länger als einen Tag bleiben. Im Waggon sitzen — das ist sein Ideal von reisen. Dreimal hintereinander fuhr er die Rigi-Eisenbahn hinauf und herab; das unterhielt ihn. In Paris umher zu fahren und das geräuschvolle Straßenleben wahrzunehmen machte ihm Spaß; allein den Winter dort zuzubringen, wie der Plan ursprüng-

lich war und wie die Frau Baronin es wünschte — das war nicht möglich zu machen. Er wollte heimkehren und wir sind nun seit zehn Tagen hier, wo die Frau Baronin vor Langweile zu Grunde geht, da sie nie auf dem Lande gelebt und hier weder Beschäftigung noch zusagende Unterhaltung hat."

„Eine grauenhafte Ehe, lieber Doctor," sagte Rüdiger und die Herren trennten sich.

Als Rüdiger sein Zimmer betrat, empfing ihn sanfte äußerst liebliche Musik, wie ein Flüstern von Geisterstimmen. Er besann sich was das sein könne, und orientirte sich über die Eintheilung der Gemächer. Das seine lag zu ebener Erde unter demjenigen, welches Leonilla im ersten Stocke bewohnte. Sie spielte die Harfe. Rüdiger zündete eine Cigarre an und versank in Gedanken, die sich nur um Leonilla bewegten. Vor wenig Monaten war sie ihm unheimlich erschienen, hatte er Schlangenkönigin sie genannt und jetzt! . . . . wie war sie verändert! welch tiefes Mitleid flößte sie ein! . . . um so tiefer, als es ein hoffnungsloses Mitleid war, denn ihre Lage ließ sich nicht ändern und sie schien in dieser Lage zu versteinern. Daß sie die Religion kühl und gleichgiltig behandelte, hatte er im vergangenen Sommer aus einzelnen Aeußerungen wahrgenommen und es wunderte ihn nicht; es paßte zu ihrer ganzen Erscheinung und zu dem Weltsinn ihrer Eltern. Wie stand es in dieser

Beziehung jetzt mit ihr? wohin wendete sie sich, um einen Halt und eine Richtschnur zu finden? war sie noch im Kampfe zwischen Licht und Finsterniß? — Wer stand ihr bei in diesem Kampfe? wer bot ihr hilfreich die Hand? .... Konnte er es nicht sein? konnte er nicht dazu beitragen, daß sich diese Tochter der Nacht in ein Kind des Lichtes umbilde! ... Er war ja fest im Glauben. O armer Rüdiger! flüsterte ihm sein Schutzengel zu. Er hörte es nicht. Ueber ihm rauschten wundersame Tonverschlingungen mit spät aufgelösten Dissonanzen durch die Saiten der Harfe — so spät aufgelöst, daß es ihm eine Pein war ihr zu folgen. Ein Schiffbrüchiger, der aus dem einen Meeresstrudel in den andern geräth und hinunter gewirbelt wird — dachte er. Plötzlich verstummte die Harfe und Rüdiger athmete auf. Doch nach kurzer Pause begann das Spiel von Neuem und Rüdiger zündete eine Cigarre nach der andern an und versank unter dem Zauber der Musik in Träumereien, was wohl zu thun sein möge für Leonilla. Die Zeit verflog. Als wiederum eine Pause in der Musik eintrat, schlug die Uhr Eins nach Mitternacht und er ging zur Ruhe; allein die Harfe hub wieder an, sanfter, friedlicher als zuvor; der Sturm schien sich ausgetobt zu haben. Rüdiger entschlief. Aber nicht sehr fest. Sein Geist war noch unter dem Einflusse der Harfe. Klang sie nur in seinen Träumen? — Nein! Er wachte auf,

er horchte, er lauschte — er hörte die Uhr Drei schlagen. Es war keine Täuschung: das Harfenspiel währte fort. Das ist aber entsetzlich, sie wird sich tödten mit dieser nervenaufregenden nächtlichen Musik, dachte er und entschlief.

Der nächste Tag war Sonntag und die Messe um zehn Uhr: Leonilla erschien nicht und blieb den ganzen Vormittag unsichtbar oder wenigstens unnahbar, denn man sah sie in den langen, öden, tiefverschneiten Alleen des Parks wandeln. Als sie zum Mittagsessen erschien, fragte Edwin mürrisch:

„Wo hast Du den ganzen Vormittag gesteckt?"

„Ich schlief bis zehn Uhr und ging spazieren," entgegnete sie eisig.

„Sonntags geht man in die Messe," erwiederte er noch mürrischer.

„Herr Caplan, setzen Sie die Messe Sonntags auf eilf Uhr an, so werde ich erscheinen," sagte Leonilla gleichgiltig.

„Das hängt nicht von mir ab, gnädige Frau," antwortete der Caplan bestürzt, ein ältlicher kränklicher Mann, seit einem Vierteljahrhundert an die stille Einförmigkeit von Waldenhausen gewöhnt, dessen grauen Himmel jetzt Leonilla wie ein Meteor durchkreuzte.

„Es wird aber doch vom Schloßherrn abhängen," erwiederte sie scharf.

„Nein, gnädige Frau," nahm Herr von Geldern

das Wort: „die Vorfahren des Baron Edwin haben diese Caplanei nicht nur für die Bewohner des Schlosses, sondern für die ganze Umgegend gestiftet. Wir haben vereinzelte Höfe, Mühlen, Ziegeleien, Forsthäuser in der Nachbarschaft, die von der Pfarrkirche anderthalb Stunden entfernt sind, so daß eine ganze Familie, namentlich im Winter, unmöglich den Pfarrgottesdienst besuchen kann. Da ist denn die Schloßcapelle, die man in einem halben Stündchen bequem erreicht, eine große Erleichterung, und die Stunde der Messe, zehn Uhr, ist eben die, welche für diese Leute sowohl, als auch für die Schloßbewohner paßt. Eilf Uhr wäre zu spät."

„So!" sagte Leonilla gelangweilt, und Edwin sagte plötzlich erregt:

„Was meine Voreltern stifteten, das bleibt."

„So!" wiederholte sie frostig: „dann werde ich wenig in der Messe erscheinen."

Allgemeines Stillschweigen folgte dieser Erklärung. Edwins Gedanken waren nicht mehr bei der Sache und die anderen Herren fühlten sich nicht zu einer Erwiederung berufen. Der Caplan war in stiller Verzweiflung, Herr von Geldern empört, der Doctor beklagte die Sache und Rüdiger beklagte sie dreimal mehr. Es war eine solche Zerklüftung und Verstimmung zwischen diesen Menschen, daß an ein gemüthliches Zusammenleben nicht zu denken war.

Herr von Geldern war, seitdem Edwin für mündig

galt, der eigentliche Herr nicht nur auf Waldenhausen, sondern auf sämmtlichen Besitzungen und in sämmtlichen Angelegenheiten Edwins. Er war ein Jugendfreund des Grafen Euben und des verstorbenen Baron von der Walden, und als der Erstere ihm die Stellung und die Thätigkeit anbot, die nur ein Vertrauensmann ausfüllen konnte, war Geldern gern bereit den öden Militärdienst zu verlassen und in einen Wirkungskreis einzutreten, der seine Theilnahme in Anspruch nahm und ihm nicht wenig Arbeit gab. Sowohl was die Geschäfte als was die Sorgfalt für Edwins Person betraf, wäre es unmöglich gewesen eine Persönlichkeit von größerer Zuverlässigkeit zu finden, und das Band der alten Freundschaft zwischen ihm und Graf Euben zog sich durch die neuen Beziehungen nur um so fester. Doch gab es einen Punkt, in welchem ihre Ansichten schnurstracks auseinander gingen — und das war Edwins Verheirathung. Herr von Geldern war ebenso entschieden dagegen, wie Graf Euben dafür. Deshalb hatte auch der Graf Edwins Verlobung in der größten Stille betrieben und Herr von Geldern erfuhr sie erst, nachdem Alles abgemacht war. Er war gekränkt durch diese Heimlichkeit und es tröstete ihn gar nicht, daß ihm die Gräfin, als er zur Vermälung nach Salzburg kam, wehmüthig die Hand bot und sagte:

„Lieber Geldern, wir sind beide, was diese Begebenheit betrifft, Gleichgesinnte und Leidensgefährten."

Leonilla hatte erklärt, auf der Reise genüge die Begleitung des Doctors; sie wünsche, daß sich ihr Gatte an sie gewöhne und das werde leichter geschehen, wenn sie mit ihm allein sei. Der Graf fand dies ganz in der Ordnung, und Herr von Geldern hätte es ohne Zweifel auch in der Ordnung gefunden, wäre ihm die Heirath genehm und Leonilla sympathisch gewesen. Das Eine war so wenig der Fall wie das Andere. Verstimmt und gekränkt ging er nach Waldenhausen zurück und machte dem ängstlichen Gemüth des Schloßcaplans eine so haarsträubende Beschreibung von Leonilla's Weltsinn, daß dieser zitternd und zagend der jungen Baronin von der Walden entgegen sah und ganz außer Fassung kam, als die überraschende Nachricht eintraf, nicht im Frühling, sondern schon zum Weihnachtsfeste werde Baron Edwin in Waldenhausen eintreffen.

„Bester Herr von Geldern," sagte der Caplan beklommen, „Sie werden es erleben, jetzt beginnen schlimme Tage."

„Bester Herr Caplan," versetzte Geldern ungeduldig, „das werde ich nicht erleben. Mißfällt es mir unter dem Scepter der Dame, so marschire ich ab."

„Bitte, Bitte, Sie sind so martialisch, so kurz und gut entschlossen und können dem Herrn Baron den Stuhl vor die Thüre setzen — wie man zu sagen pflegt. Das kann ich aber nicht."

„Mit Ihnen wird die Baronin auch nicht in Conflict gerathen . . . Im Gegentheil! sie wird sich so wenig wie möglich um Sie, um die Capelle und um Alles was damit zusammenhängt kümmern.“

„Für meine Person wäre mir das höchst erwünscht. Man ist aber nie, bei einem so despotischen und hochfahrenden Charakter vor einem Anprall sicher — und wenn die Baronin den Baron beherrscht und Sie, Herr von Geldern, ihr nicht das Gegengewicht halten, so könnte auch ich in Altercation mit ihr gerathen — und das wäre entsetzlich.“

„Ja, Herr Caplan, dies Entsetzliche steht Ihnen möglicherweise bevor, also waffnen Sie sich bis an die Zähne.“

„O, die Frauen! die Frauen! welch Elend bringen sie in die Welt, in die großen wie in die kleinen Verhältnisse!“ seufzte bekümmert der Caplan. „Sechsundzwanzig Jahre lebe ich hier in Frieden — und jetzt kommt eine solche Unruhe.“

„Aber so warten Sie doch ab was da kommt, Herr Caplan! Ich bin überzeugt, daß Sie ungefährdet sind.“

Edwin kam mit Leonilla. Herr von Geldern staunte. Der Caplan nicht minder. Er sagte:

„Sie lebt ja wie ein abgeschiedener Geist, der mit den Dingen der Welt nichts zu schaffen hat.“

„Was habt Ihr Euch denn eigentlich von ihr vor-

gestellt, Ihr Herren!" sagte der Doctor: „sie ist eine arme junge Frau, die unter der Wucht eines Schicksales erliegt, das sie sich nicht so hart vorgestellt hat."

„Es sieht so aus, aber ich glaube nicht, daß sie erliegt," sagte Geldern.

„Doch! doch! der gute Baron ist ja eine beständige, nervenangreifende Seccatur, wenn die Gewohnheit nicht Gleichmuth ihm gegenüber gibt. So weit ist sie noch nicht und so macht sie eine Folter durch," versicherte der Doctor.

„Sie sind sehr für die Baronin eingenommen," sagte Geldern.

„Ich habe großes Mitleid mit ihr — ja! denn sie schweigt und leidet."

„Vor der Hand — ja! wir müssen abwarten, was darauf folgen wird," entgegnete Geldern nachdenklich.

„Wie Sie mißtrauisch sind!" rief der Doctor.

„Ich stimme Ihnen bei, Herr von Geldern," sagte der Caplan: „es ist noch nicht aller Tage Abend — wie man zu sagen pflegt. Die Frau Baronin wandelt hier freilich jetzt wie ein abgeschiedener Geist umher; aber! aber! wenn ich sie betrachte, diese Baronin Leonilla mit dem unchristlichen Namen und mit dem goldbraunen Haar, so kommt sie mir vor wie eine junge Löwin, die sich aufrichten und ihre Mähne schütteln wird."

„Aber, Caplan!“ rief der Doctor lachend, „mit Ihrer poetiſchen Auffaſſung machen Sie einen gewaltigen Schnitzer gegen die Naturgeſchichte. Die Löwin der Zoologie hat keine Mähne. Nur der Löwe.“

„Gleichviel!“ verſetzte der Caplan gelaſſen, „mein Vergleich iſt treffend.“ —

An dieſem Sonntage nun, wo die Baronin ſpazieren ging ſtatt in der Meſſe zu erſcheinen, ſagte der Caplan ganz aufgeregt zum Doctor:

„Dies iſt aber eine unerhörte Begebenheit! ſo lange die Capelle hier beſteht, alſo ſeit Jahrhunderten! . . . ſo lange iſt es nicht geſchehen, daß eine Baronin von der Walden am heiligen Sonntage vor aller Leute Augen den Gottesdienſt verſäumt hätte, um im tiefen Schnee umher zu ſteigen. Das wird dem Herrn Baron ſehr unlieb ſein! Und welch ſchlechtes Beiſpiel für die Untergebenen, für die Dienerſchaft, ja für die ganze Gemeinde, iſt dieſe ſo ganz offenkundige Verletzung des göttlichen Gebotes den Sonntag zu heiligen. Iſt ſie denn Katholikin, die Frau Baronin? . . . . iſt ſie überhaupt Chriſtin? Doctor, reden Sie doch.“

„Ich denke, daß ſie katholiſch iſt,“ verſetzte der Doctor.

„Iſt es möglich! Sie wiſſen es nicht genau!“ rief ſchreckenvoll der Caplan: „Monate lang ſind Sie mit ihr gereiſt und Sie wiſſen nicht einmal das!“

„Nein, gerade Das weiß ich nicht, denn ich ging

meine Wege und sie ging die ihren. Und wohin diese am Sonntage sie führten, weiß ich nicht. Ich bin weder ihr Wächter, noch ihr Beichtvater," sagte der Doctor kurz abbrechend.

Nicht weniger entrüstet als der Schloßcaplan, war in seiner Weise Edwin. Er hatte während des Gottesdienstes häufig mißbilligend den Kopf geschüttelt. Als Leonilla endlich im Salon erschien, wo die Herren vor dem Mittagsessen versammelt waren, rief Edwin ihr mit finsterer Miene entgegen:

„Warum bist Du nicht in der Messe gewesen?"

„Weil ich Migräne hatte und habe," antwortete sie trocken.

„Immer am Sonntag?" fragte er weiter, denn er entsann sich, daß sie vor acht Tagen dieselbe Antwort gab.

„Gewöhnlich," erwiederte sie lakonisch.

„Herr Doctor, curiren Sie die Baronin," sagte Edwin herrisch.

„Nichts ist schwerer als die Migräne zu curiren; es ist ein capriciöses Leiden" . . . .

„Und hängt mit Capricen zusammen. Nicht wahr, das wollten Sie sagen?" unterbrach Leonilla den Doctor und lachte.

Noch Niemand hatte sie in Waldenhausen lachen sehen. Es stand ihr lieblich. Es war als fliege ein Sonnenstral über ihr Gesicht.

„Ja gewiß! mit allerhand Capricen!“ rief Rüdiger: „z. B. mit dem Harfenspiel in tiefer Nacht.“

„Hast Du mich belauscht?“ fragte sie wieder ernst.

„Nein, ich habe nur gehört,“ antwortete er.

Nach dem Essen setzte sich Edwin mit dem Doctor zum geliebten Dominospiel, wobei er bald einschlief, so daß sich der Doctor entfernen konnte. Herr von Geldern und der Caplan thaten dasselbe und Leonilla blieb mit Rüdiger vor dem Camin sitzen mit dem Feuerstocher in der Hand.

„Ja, das ist meine Lieblingsbeschäftigung,“ sagte sie: „Nachts spiele ich die Harfe und am Tage spiele ich in den Kohlen.“

„Genügt sie Dir?“ fragte er lächelnd.

„Nichts kann mir — nichts kann überhaupt dem Menschen genügen,“ sagte sie kalt.

„Du sagst da etwas, was Du selbst nicht glaubst, nicht glauben kannst, weil Dir darüber alle Erfahrung fehlt.“

„Nein! sondern weil ich mir vorgenommen habe zu finden, daß Ungenügen das allgemeine Loos der Sterblichen sei.“

„Dies Ungenügen ist allerdings eine Kluft, die zwischen Himmel und Erde liegt, und die uns arme Erdenkinder an die Unvollkommenheit unseres irdischen Zustandes mahnt, an die Schranken, die uns gesetzt sind; doch innerhalb dieser Schranken haben wir einen

weiten, sehr weiten Spielraum, der uns gestattet unsere Kräfte zu entwickeln, unsere Fähigkeiten anzuwenden, den Anforderungen unseres Geistes zu entsprechen, dem Ziel nachzustreben, das uns gesetzt ist; — mit einem Wort, unser Leben zu dem Zweck zu brauchen, für den wir es erhalten haben: um uns mehr und mehr zu vervollkommnen."

„Meinst Du denn wirklich, daß Dich Deine Bücher und Deine Palette sehr vollkommen machen, Du gutes Kind?" fragte sie mit leichtem Spott in Blick und Ton.

„Kein Sterblicher wird vollkommen gemacht; er muß vollkommen werden wollen. Und dazu hat er tausend Mittel. Dazu sollen ihm Bücher und Palette so gut dienen, wie seine Gaben, seine Lage, seine Verhältnisse."

„Es gibt aber Verhältnisse, welche jede Entwickelung unmöglich machen."

„Die geistige vielleicht."

„Nein, Rüdiger! auch die des Herzens und seiner Fähigkeiten. Sie werden nicht angeregt, nicht gebraucht. Sie ersterben, sie verkommen."

„Liebe . . . . und sie werden leben."

„Lieben? . . . . ja, was liebst denn Du?"

„Meine Ideale."

„Das heißt Deine Träumereien, Du armes Kind," sagte sie wieder in ihrem spöttischen Tone.

„Nein, Leonilla! große Ideen von ſittlicher Kraft, von hohem Genie, von erhabenem Opfer — dieſe angewendet auf mein eigenes Streben und Wirken, ſie durchgeiſtend und beſeelend — dieſe liebe ich.“

„Und dies ſoll Dir genügen für die lange, lange Reihe der Tage und Jahre, die vor Dir liegt? Das glaube ich in Ewigkeit nicht, Rüdiger! Die geheimnißvolle Signatur jedes Menſchenherzens heißt: kein Genügen.“

Leonilla war aus ihrem gedämpften Sprachton in einen lebhaften gefallen und Edwin fuhr aus ſeinem Schlaf auf, ſchaute mit wirrem Blick um ſich und fragte:

„Was gibt es denn?“

„Ungenügen,“ erwiederte Leonilla, ſtand auf und verließ den Salon.

„Was iſt das?“ fragte Edwin ganz verſtört.

„Etwas, was Du nicht kennſt,“ erwiederte Rüdiger und ſetzte raſch hinzu: „Jetzt gib uns ganz geſchwind Deine Befehle, daß Du nach dem Nachmittagsgottesdienſt mit Deiner ganzen Geſellſchaft nach Oberau fahren und dort bis nach Neujahr bleiben willſt — damit ſich Jeder darauf einrichten könne.“

„Faſt hätte ich es vergeſſen . . . Ja, man ſoll ſich darauf einrichten,“ verſetzte Edwin, ſchellte haſtig und gab dem eintretenden Diener Befehle in ſo großer Menge und Eilfertigkeit, daß Rüdiger ſie ordnen und erklären mußte.

Leonilla erschien auch nicht bei der Nachmittagsandacht; sie sei beschäftigt hieß es. Als man sich zur Abfahrt versammelte, erklärte sie, es sei ihr ganz unmöglich bei ihrer Migräne mit Edwin im geschlossenen Wagen zu fahren. Sie wolle mit Rüdiger auf seiner Gassel fahren. Die Gassel ist ein einspänniger Schlitten, mit dem man außerordentlich rasch fährt, denn er besteht nur aus einem Schlittengestell mit einem schmalen Bocke, auf den der Kutscher sich rittlings setzt. In gleicher Weise nimmt hinter ihm der Herr Platz und dann sauset die Gassel dahin. Will eine Dame die Gasselfahrt machen, so muß sie sich seitwärts setzen und an dem Kutscher halten, denn sie kann sehr leicht aus dem Gleichgewicht kommen und bei einer Wendung der Gassel von ihrem luftigen Sitze herab und in den Schnee fliegen.

Dies wurde ihr von allen Seiten erklärt und der Doctor bedrohte sie mit Schnupfen und Husten und allen möglichen und unmöglichen Folgen einer Erkältung. Aber ganz vergebens.

„Ich komme, Rüdiger und dann rasch vorwärts!" rief sie ihm zu, der selbst seine Gassel führte; sie nahm ihren Platz ein und unter betäubendem Schellengeklingel ging die luftige Fahrt im Fluge dahin. Die Wagen folgten.

Der Schloßcaplan sah ihnen bedenklich nach, schüttelte langsam den Kopf und sprach zu sich selbst: Zwei

Sonntage hier .... und in keiner heiligen Messe, in keiner Nachmittagsandacht! ... Wohl aber auf der Gassel ... wie in einer wilden Jagd! ... Ob es wohl eine österliche Beicht geben wird? — Und so etwas muß hier vorkommen, hier in Waldenhausen! ... Welche Verantwortung hat der Herr Graf übernommen, als er dem armen Baron diese Gemalin aussuchte, die in keiner Weise für ihn und für uns paßt. Gott wolle ein schlimmes Ende verhüten. — —

Seine Zweifel blieben ungelöst, denn Edwin begab sich mit seiner Frau im Januar in die Residenz und blieb da bis in den Frühling hinein.

Drittes Kapitel.

„Lieber Onkel," hatte Leonilla in einem traulichen Gespräche mit Graf Euben in Oberau gesagt, „Du wirst einsehen, daß es mir unmöglich ist, in Waldenhausen mit Edwin zu leben. Ich fühle mich, wie ein lebendig Begrabener: ihm geht die Lebensluft aus."

„O meine arme Leonilla," versetzte der Graf halb theilnehmend und halb verlegen, „so schlimm ist es doch wohl nicht."

„Viel schlimmer ist es, als ich es ausdrücken kann!" rief sie: „Du bist der Einzige, dem ich genug vertraue, um so offenherzig zu sprechen, lieber Onkel, bist auch der Einzige, der im Stande ist mir etwas zu helfen, wenigstens mir beizustehen — nicht wahr, Du wirst es thun? Du wirst nicht nur, wie bisher, in Edwin einen Sohn sehen, sondern auch in mir eine Tochter, die sehr schutzbedürftig ist — nicht wahr, das wirst Du, lieber Onkel?"

Mit ihren leuchtenden Augen schaute sie so wehmüthig ihn an und so zärtlich und demüthig küßte sie seine Hand, daß der Graf sehr bewegt erwiederte:

„Liebe Leonilla, Du machſt mir einen Vorwurf, den ich nicht verdiene. Ich habe Dich nicht hinter Edwin zurückgeſetzt und Dein Wohl liegt mir ebenſo ſehr am Herzen, als das ſeine. Es iſt richtig, man muß ſich daran gewöhnen, mit ihm zu leben“ . . . . —

„Du haſt dieſe Gewohnheit ſeit vierundzwanzig Jahren,“ fiel ſie ein, „ich bin ein Neuling, und ſtehe anders zu ihm als Du, bin gleichberechtigt mit ihm, habe Anſprüche an das Leben und das Glück wie er — mehr als er. Das mußt Du bedenken, lieber Onkel und dann wirſt Du ganz gewiß meinen Entſchluß billig finden und mir helfen ihn auszuführen — denn Du vermagſt etwas über Edwin.“

„Sehr gern, liebſtes Kind! welchen Plan hat denn Dein ſchönes Köpfchen erdacht?“

„Er iſt nicht ſehr tiefſinnig, dieſer Plan,“ entgegnete ſie lächelnd: „ich will den Winter in der Reſidenz leben. Edwin hat nicht Luſt dazu, wir hätten ja ſonſt in Paris bleiben können. Ihm iſt nichts ſo bequem wie Waldenhauſen. Er findet die fremde Umgebung unbehaglich; ihm fehlen ſeine Sachen, ſeine Landkarten, ſeine Herbarien . . . . ich weiß nicht was Alles, womit er die Zeit hinbringt“ . . . . —

„So nimm ſie mit in die Reſidenz, beſtes Kind. Nimm eine große Wohnung, richte ſie ein wie Edwin es gern hat, eine Menge von Zimmern, in denen er ſich bewegen kann, hänge in dem einen die Landkarten auf und Edwin wird damit einverſtanden ſein.“

„Also Du bist es, liebster Onkel," rief sie froh und küßte dankbar des Grafen Hand: „O, dann gehe ich sicher. Dann mußt Du aber auch die Güte haben, dem Herrn von Geldern die Sache mitzutheilen, damit er die gehörigen Schritte zu unserer Uebersiedelung thue. Ich bin noch zu fremd ihm gegenüber und überhaupt in meinen Verhältnissen, um mich damit zu befassen. Ich werde es aber allmälig lernen, wenn ich nur erst ein wenig fester im Sattel sitze .... und dazu wirst Du mir verhelfen; denn Du kannst nicht wollen, daß ich in Waldenhausen zu Grunde gehe an der seelenlosen Monotonie eines Daseins ohne irgend ein Interesse. Herr von Geldern besorgt das ganze Geschäftswesen und ist gleichsam der Majordomus. Der Doctor unterhält Edwin mit Wissenschaften und Dominospiel. Der Schloßcaplan unterstützt den Doctor und löst ihn ab. Was bleibt mir übrig, Onkel? .... ich spiele die Harfe und weine."

„Weine nicht, bestes Kind! das würde Deinen schönen Augen schaden. Aber höre! Edwin hat mir geklagt, Du wolltest nie die Harfe spielen, wenn er es wünscht. Ist das wahr?"

„Ja, lieber Onkel, das ist wahr. Es ist mir unerträglich vor Menschen zu spielen, die kein Verständniß für Musik haben. Ich spiele nie vor Zuhörern."

„Da hast Du Unrecht — wenigstens in so fern es Deinen Mann betrifft. Du könntest ihm durch Dein

Harfenspiel manche Grille vertreiben, wie David dem König Saul."

„Ja, Onkel! . . . . allein ich muß die Möglichkeit haben, mir selbst meine Grillen zu vertreiben."

„Nun, das wird sich in der Residenz schon machen. Ich spreche noch heute mit Edwin und mit dem vortrefflichen Majordomus — wie Du ihn sehr richtig bezeichnest — und ich denke, wir werden einen recht gemüthlichen Winter verleben, da Rüdiger ebenfalls in der Residenz sein muß, um seine Staatsprüfung zu bestehen."

„Es ist für mich ganz unschätzbar, daß ich unter dem Schutze der Tante und mit ihren Töchtern meinen Eintritt in die Gesellschaft der Residenz machen werde; denn Edwin ist dafür nicht geschaffen."

„Das ist er nicht, liebes Kind! Du mußt Dir aber einige Mühe geben, um ihn zufrieden zu stellen; — sonst gewinnst Du keinen Einfluß auf ihn, wie das doch in der Ordnung — und für Dich wie für Edwin wichtig ist. Er muß in allen Dingen geleitet werden, und das schickt sich am Besten für ein so kluges, feines Weibchen wie Du bist. Deinen Einfluß wird er gar nicht oder mit Vergnügen spüren, der meine hingegen oder der des Majordomus könnte ihm lästig sein. Also benutze Deinen Verstand, Deine Talente, Deine Schönheit zu rechter Zeit und im rechten Maß ihm gegenüber; dann wird er nicht über Dich klagen

und Du wirst allmälig seine Leitung sowie die des Hauses in die Hand bekommen, da Geldern sie mit Freuden Dir abtreten wird."

Die Worte des guten Grafen gehörten nicht zu jenen, von welchen die heilige Schrift sagt: Die Vögel des Himmels trugen sie fort. Nein! Leonilla bewahrte sie sorgsam in ihrem Herzen und ließ sie in der Stille reifen und Frucht bringen. Es versteht sich, daß Edwin nach einigen mürrischen Einwendungen die Uebersiedelung in die Residenz gut hieß, besonders dann, als der Doctor ihm sagte, man finde dort Gelegenheit, allerhand physikalischen Experimenten beizuwohnen, was Edwin außerordentlich gern that. Der Doctor sprach nicht nur in seinem eigenen und Edwins Interesse sehr lebhaft für den Winter in der Residenz, sondern auch weil Leonilla ihn darum gebeten und gesagt hatte:

„Lieber Herr Doctor, thun Sie doch Ihr Möglichstes, um den Baron der Sache recht geneigt zu machen. Sie sind freilich ein Mann der Wissenschaft, der sich allüberall in seine Studien und seine Bücher versenkt und aus ihnen Nahrung des Geistes schöpft. Dennoch meine ich, es müsse auch Ihnen eine Unterbrechung des bleiernen Einerlei von Waldenhausen willkommen sein — und in jedem Falle begreifen Sie, daß ich es nicht ertragen kann; nicht wahr, bester Doctor? . . . . Die Migräne wäre mein tägliches Brot und der Ruin meines ganzen Nervensystems wäre gewiß. Mit aller

Ihrer Wissenschaft und Geschicklichkeit könnten Sie mich nicht davor schützen."

Theils von Mitleid mit der Baronin und theils von der Ueberzeugung tief durchdrungen, daß das Nervensystem der Damen ein Gebiet ist, welches sich einer rationellen ärztlichen Behandlung nur ausnahmsweise zu unterwerfen pflegt, war der Doctor mit vollen Segeln auf Leonilla's Wunsch eingegangen. Sein Zureden bewirkte hauptsächlich, daß Edwin schließlich ganz freudig der Uebersiedelung entgegen sah. Nur Geldern murrte und Gräfin Euben stimmte ihm bei.

„Hat man sich entschlossen, einen Edwin zu heirathen," sagte sie, „so muß man mit ihm in der Verborgenheit bleiben. Die Welt ist nun einmal so beschaffen, daß sich eine Menge von Männern in eine schöne junge Frau verlieben, die an ihrem Gatten keine Stütze hat — besonders dann, wenn diese Frau eine so brillante Erscheinung wie Leonilla ist."

„So mögen sie sich verlieben," versetzte Graf Euben gleichmüthig.

„Bester Wilibald, Dich reden zu hören ist wahrhaft haarsträubend. Denn wenn Leonilla es ihrerseits thun sollte — was dann?"

„Lieber Schatz, die Frauen sind viel tugendhafter als die bösen Männer. Leonilla wird sich nicht verlieben."

„Du bringst mich zur Verzweiflung, Wilibald, mit

diesen faden optimistischen Ansichten. Für Frauen gilt, was für Männer gilt: „Führe uns nicht in Versuchung“ — und es ist eine ungeheuere Versuchung für eine Frau in der großen Welt von Männern umringt zu sein, mit denen ein Edwin keinen Vergleich aushält. Es ist viel besser sie bleibt in Waldenhausen, langweilt sich dort ein paar Jahre, gewöhnt sich endlich an ihre Existenz und findet sie zuletzt ganz bequem.“

Der Graf lachte hell auf und rief:

„Ich möchte wissen, was Leonilla zu diesem Programme ihres Lebens spricht.“

„Sie würde es verwerfen und das macht mich besorgt für sie.“

„Nun, sie hat ja in der Gesellschaft einen Halt an uns.“

„Das eben freut mich gar nicht. Ich führe sie ein; — also soll ich auch einigermaßen für ihre Schritte einstehen.“

„Nur nicht zu ängstlich, liebster Schatz! Leonilla wird sich schon auf die richtige Weise zu emancipiren wissen.“

„Oder auf die unrichtige! Sie hat ja keinen Funken von Religion.“

„Das liegt an ihrer Erziehung. Herr van Sitart wird in seinem Leben wenig Paternoster gebetet haben und Frau van Sitart, wenn sie es that, hat gewiß sehr an Zerstreuung, an schlecht bekämpfter, dabei gelitten.“

Und wieder lachte Graf Euben von ganzem Herzen, während die Gräfin seufzte:

„Welch' Beispiel für Lydia und Philiberte!"

„Bester Schatz!" rief der Graf in höchster Ungeduld, „Du wimmerst, winselst, klagst, jammerst, als ob irgend ein ungeheueres Verbrechen begangen sei, weil Edwin und Leonilla genau dasselbe thun, was wir thun: sie bringen drei bis vier Monate in der Residenz zu. Weshalb dies ein Frevel für sie sein soll, ist mir unerklärlich" . . . . —

„Weil die Verhältnisse ganz anders sind!" fiel sie ein.

Aber der Graf hörte sie nicht. Mit beiden Händen hielt er sich die Ohren zu und eilte hinweg. Die Gräfin schlug ihre Augen wehmüthig zum Himmel auf und seufzte halblaut: O, diese Männer . . . diese entsetzlich eigensinnigen Männer! Nicht nur wollen sie immer Recht haben, sondern auch das letzte Wort behalten! — —

Der Knabe Samuel.

Erstes Kapitel.

Die Kunstausstellung, die alljährlich in der Residenz stattfand, wies eine unübersehbare Reihe von Gemälden auf; — aber von Kunstwerken äußerst wenig. Die schaulustige Menge verlangt dergleichen nicht und vermißt sie daher auch nicht. Technische Fertigkeit, curiose Lichteffecte, widernatürlicher Farbenton — das genügt ihr. Hat das Bild einen Anhauch von Frivolität, so gefällt es ihr; von Brutalität, so ist sie entzückt; sie fühlt sich einer gleichgestimmten Seele gegenüber. Es ist nicht blos der Mangel an Sinn für wahre und edle Schönheit — oder für ernste Gedanken und für hohe Ideen, welcher die Masse der Schaulustigen Kunstfertigkeit mit Kunst verwechseln läßt. Nein! Der unerhörte Unfug, der in Opern und Ballets — überhaupt auf der Bühne — mit den Decorationen getrieben wird, trägt wesentlich dazu bei, das Auge der Menge zu blenden und in Folge davon — abzustumpfen. Wer jeden Abend stundenlang die farbenreichen, glänzenden, fort und fort wechselnden, stets auf Effect be-

rechneten Bilder der Bühne an sich vorüberziehen läßt und ihren in's Auge fallenden Zauber bewundert, der kommt allmälig dahin, überhaupt nur Das zu bewundern, was dem Bereiche der fünf Sinne angehört. Man wird blasirt, man wird träge zu denken: höchst willkommen ist nur alles Grelle, alles Aufstachelnde, alles Grausenerregende, denn es weckt aus dem Halbschlaf, und der Mensch ist so beschaffen, daß er eine gewisse Zuneigung für Alles spürt, was ihn, wenigstens für einen Augenblick, aus seinem geistigen Murmelthierzustande befreit.

Die Menge wogte durch die langen Gänge und Säle, in denen Bild an Bild sich reihte, und lobte, tadelte, schwatzte, urtheilte, kritisirte nach Herzenslust — doch nicht nach verständiger, kunstgebildeter Einsicht.

„Haben Sie schon den Daniel in der Löwengrube gesehen?" fragte ein Herr, der äußerst geschmeidig aussah, einen andern Herrn von martialischem Aussehen.

„Nein, noch nicht! Sind die Bestien gut gemalt?"

„Was, Bestien! Auf den Daniel kommt es an."

„Daniel? Daniel? wer war denn dieser Daniel?"

„Ein Judenjunge von einer ausgestorbenen Sorte: er wollte einem gewaltigen Könige nicht gehorchen."

„Hahaha! Heut zu Tage ist der Jude klüger."

„Und der Christ auch! . . . Doch das Interessante an dem Bilde ist dieses: der Daniel soll das sprechend ähnliche Porträt jenes Erzbischofs von Cöln

sein, der vor einigen Decennien die Katholiken Deutschlands aufhetzte, sich einer höchst rechtmäßigen Forderung eines protestantischen Staates in Religionssachen nicht zu fügen — worauf er dann eingesperrt wurde, wie sich das von selbst versteht."

„Schade, daß bei uns die Löwengruben nicht mehr gebräuchlich sind. Hahaha! . . . Ein jocoser Einfall, einen Erzbischof als Judenjungen zu malen!"

„Jocos? was fällt Ihnen ein! Es ist ein höchst boshafter Einfall; ja, noch mehr. Es ist ein polizeiwidriger Einfall! Denken Sie doch nach! In unseren Tagen beständiger Conflicte zwischen Staat und Kirche ist es äußerst frech, ein rebellisches, unbotmäßiges Individuum zu verherrlichen."

„Nun, die Verherrlichung in der Löwengrube ist nicht beneidenswerth."

„Doch! doch! die Löwen fraßen den Daniel nicht" . . . . —

„Thut mir leid! Ich hätte es dem Judenjungen gegönnt."

„Der König aber, welcher den Daniel in die Löwengrube werfen ließ, wurde rasend und in seiner Tollheit fraß er Gras, wie ein Ochs. Was sagen Sie zu dieser Anspielung, dieser Prophezeiung?"

„Daß der Maler stante pede einzusperren und das Gemälde zu entfernen, wo möglich zu vernichten ist, wenn noch Recht und Gerechtigkeit auf Erden herrschen." — —

„Mama," ſagte ein junges Mädchen, „laß uns zum Ugolino gehen. Ich kann mich nicht ſatt ſehen an dem ſchauerlichen Anblicke, wie er ſeinen Sohn frißt."

„Kind, ich begreife Dich nicht! es iſt ein gräßliches Bild."

„Eben darum, Mama! dieſer Ausdruck von Gier und von Verzweiflung, von ſterben müſſen und leben wollen, macht mir einen unausſprechlichen Schauder, der etwas Angenehmes hat." —

„Die Bacchantin! die iſt's werth, die allein, daß man täglich dieſe bunte fade Plunderkammer durchſtreift, um zu ihr zu gelangen," ſagte ein Student im Fortgehen zum andern, und dieſer antwortete lachend:

„Uns iſt ſo kannibaliſch wohl, als wie" .... — —

„Läſtere nicht dies göttliche Geſchöpf!" verſetzte der Erſte mit hoher Miene. —

„Ob ſich die gute Fürſtin X. mit oder ohne ihre Schminke hat malen laſſen?" ſagte eine Dame, welche klüger gethan hätte, die Frage der Schminke ruhen zu laſſen, vor dem Porträt einer ſchönen jungen Frau.

„Mit oder ohne Schminke — die Fürſtin X. iſt immer wunderbar ſchön," erwiederte der junge Herr, an den die Frage gerichtet war. — —

Im Catalog hieß es bei Nr. 399:

Porträt eines Kindes in einer Grotte bei Sorrent.

Das Bild war eine ganze Figur in halber Lebens-

größe. Unter einem überhängenden Felsen saß auf einem Felsblock von ungleicher Höhe ein kleines Mädchen von acht bis zehn Jahren. Mit der anmuthigen Nachlässigkeit der Kinder saß es auf dem Felsblock, stützte den dunkeln Lockenkopf in die aufgestemmte Hand und schien soeben das thränenvolle Auge von der Barke abgewendet zu haben, die in der Ferne dahin glitt und deren lateinisches Segel verrieth, daß man an der Küste des südlichen Meeres sich befinde. Neben der Kleinen saß ein Hund, aufrecht und wachsam in der Stellung, den Kopf halb vom Meere ab- und zu dem Kinde hingewendet, als sei er zweifelhaft, wem er die größere Theilnahme zu schenken habe, im Auge den melancholischen Ausdruck von Treue, der zuweilen im Blicke des Hundes ergreifend ist, wie eine Klage, die der Mensch nicht beantworten kann; das ganze Gemälde hatte etwas unaussprechlich Schwermüthiges. Dies Kind, das nicht weinte, aber dessen Augen in Thränen schimmerten — diese Barke, die hinweg glitt — dieser Hund als einziger Wächter und Freund des einsamen Kindes am Meeresufer — Alles trug das Gepräge der Trauer. Gemalt war es wunderbar schön, mit jener Feinheit und Vollendung, welche die modernen Maler gar selten auf das Porträt verwenden. Durch die Locken des Kindes spielte der Meerwind. In des Kindes Händen — diesem Probirstein der Kunst — lag Leben, Bewegung, Ausdruck bis in die Fingerspitzen.

Am Rahmen des Gemäldes war eine gedruckte Karte befestigt, auf der man las: Espérance Sisania, Porträtmalerin — und ihre Adresse.

„Warum will das kleine Mädchen weinen, Mama?“ sagte ein Kind von sechs Jahren zu seiner Mutter: „es hat ja den Hund . . ., mit dem kann es spielen.“

„Aber es hat keinen Vater, Nina;“ erwiederte die junge Mutter: „der fährt im Schiffchen davon.“

„Das ist gar nicht schön von dem Vater,“ sagte Nina.

„Wäre nicht der Kupferstich ruinirt durch die Photographie,“ sagte ein Kunsthändler, der das Gemälde aufmerksam betrachtete, „so kaufte ich das Bild, ließ es stechen, taufte es „Eine Perle“ — und wäre des Absatzes gewiß.“

„Ja, das weißgekleidete Kind in der dunkeln Grotte sieht in der That aus, wie in der Muschel eine Perle,“ bemerkte die junge Mutter.

„Wenn es doch mit dem Hunde spielen wollte, Mama,“ sagte Nina: „ein so schöner Hund!“

„Espérance Sisania . . . . Sisania“ . . . . murmelte ein kleiner, dürrer, spitznasiger Mann, der aufmerksam die Worte gelesen hatte, und schüttelte mißbilligend das Haupt.

„Kennen Sie etwa die Künstlerin, mein Herr?“ fragte ein junger Mann, der ganz in Bewunderung des Bildes versunken war.

„Das nicht, mein Herr," lautete die Antwort: „das durchaus nicht. Ich staune nur über die Verkehrtheit Sisania mit einem S zu schreiben. Es muß mit einem Z geschrieben werden: Zizania ist ein lateinisches Wort und heißt Unkraut."

„Aber, Herr Professor, woher wissen Sie, daß Espérance Sisania zum Geschlechte des Unkrautes zu zählen ist?" fragte ein fünfzehnjähriges Bürschlein mit ungemein kecker und listiger Miene — augenscheinlich der Zögling des Herrn Professors; denn beide verschwanden mit einander in dem Gedränge, das plötzlich vor dem Bilde entstand. Einige Damen der haute volée rauschten durch die Säle und ein Schwarm von Herren begleiteten sie.

„Ein göttlicher Hund .... bei meinem Bart!" rief ein begeisterter Elegant und strich wohlgefällig den strohfarbenen Schmuck seines Angesichts, der ihm wie eine Matratze auf der Brust lag. „Mein Perro ist es werth, durch diesen Pinsel verewigt zu werden."

„Aber mit Ihnen, Sie gehören zusammen!" sagte eine junge frische Stimme: „ich sehe in Ihnen Perro, ohne an Sie zu denken."

„Ihre Worte sind bittersüß, Comtesse Philiberte," versetzte er.

„Ich bitte Dich, Liebste, betrachte die Hände des Kindes!" sagte eine der Damen, deren Hände die schönsten in der ganzen Stadt sein sollten, zu einer

andern Dame: „Schon dreimal bin ich gemalt worden, in Wien, in Paris, in Venedig und, wie man ſagt, ähnlich. Was aber die Hände betrifft — ach Gott! es ſind Hände, ja — aber nicht meine Hände.“

„Das wundert mich nicht!“ entgegnete nicht Diejenige, an welche die Klage gerichtet war, ſondern einer der Herren: „Ihre Hände, meine gnädigſte Gräfin, warten auf den Pinſel eines Velasquez, Murillo oder Van Dyck.“

„Vielleicht auf dieſe Espérance Sisania,“ erwiederte ſie und lächelte mit großer Befriedigung.

„Ein merkwürdiges Talent, die Hand und den Hund in gleicher Vollkommenheit zu malen .... im Beſitz der Kunſt eines Velasquez und eines Landſeer zu ſein! Ich verabſcheue Hunde und habe keine ſchöne Hand; da ſich aber dieſe Espérance Sisania darauf verſteht, auch dem Menſchenantlitz Ausdruck zu geben — denn dies Kind weint nicht und der ganze Kopf iſt doch nur eine Thräne — ſo will ich mich von ihr malen laſſen. Die langweilige Faſtenzeit wird damit ausgefüllt,“ ſagte die Baronin von der Walden.

„Ein herrlicher Vorſatz, Leonilla! Ich begleite Dich in Deine Sitzungen!“ rief Philiberte und ſetzte hinzu: „Schau, da iſt ja Rüdiger.“

Leonilla trat an ihn heran, legte die Hand auf ſeine Schulter und ſagte:

„Ein elegiſches Bild, nicht wahr? Man muß es

nicht allzu lange betrachten, es stimmt zur Wehmuth. Hilf uns lieber den renitenten Judenjungen suchen."

„Wen?" fragte Rüdiger starr vor Erstaunen.

Leonilla blätterte im Catalog und erwiederte:

„Hier wird es genannt „Daniel in der Löwengrube."

„Ach so! meinst Du das? Ja, zwei Löwen sind vortrefflich, aber der dritte" . . .

„Laß doch die Löwen aus dem Spiel. Es handelt sich gar nicht um die Bestien. Das Bild soll geradezu gesetzwidrig sein, nicht blos polizeiwidrig. Freche und boshafte Anspielungen sollen mit Händen zu greifen sein . . . . Laß uns doch das Bild suchen."

„Wer hat Dir von diesem Bilde gesprochen, Leonilla?"

„General Y. und zwar in höchster Empörung über dies gemalte Attentat, das er fast als ein Majestätsverbrechen betrachtete."

„General Y. ja, das erklärt Alles!" sagte Rüdiger: „Komm' ich zeige Dir das gesetzwidrige Gemälde."

Als sie vor demselben standen, fragte Leonilla lachend:

„Was ist denn nun gesetzwidrig — der Daniel oder die Löwen?"

„Das muß Dir General Y. erklären . . . . ich weiß es nicht."

„Und wer ist der Maler dieses verbrecherischen Bildes?"

„Ein französischer Künstler, der sich besonders auf Thiermalerei verstand und der vor zwei Jahren in Paris gestorben ist.“

„Wohl ihm!“ rief Leonilla herzlich lachend, „so ist er der Gefahr entrückt von General Y. durch einen kühnen Griff erwischt und in die Stadtvogtei gesperrt zu werden.“

Zweites Kapitel.

Das Atelier war sehr leer. Entweder war es noch nicht vollständig eingerichtet oder es fehlten die Aufträge. Es war passend gelegen, drei Stiegen hoch, nach Norden, mit gutem Licht und freiem Blick über Gärten hinweg. Nichts befand sich darin als ein Lehnstuhl mit rothem Damast bezogen, ein Tisch, über den ein schöner gewirkter Teppich gebreitet war und ein dunkelgrüner Bettschirm: drei Dinge, die offenbar zur Staffage der Porträts gebraucht werden. Ein großer und ein kleiner Mannequin und einige Strohstühle standen an den Wänden; weiter nichts, als in der Nähe des zur Hälfte verhangenen Fensters die Staffelei, vor welcher die Malerin saß.

War sie alt, war sie jung — war sie schön, war sie unschön? — jede Frage erstarb vor dem Anblick dieser Trauergestalt, die in Grau gekleidet war und keine andere Lebensäußerung kund gab, als Bewegung des Auges und der Hand. Sah man sie aufmerksam an, so dachte man, daß sie älter aussehen könne als ihre Jahre; daß die Ruine ihres Angesichts einst in der

Fülle und Frische der Jugend schön gewesen sein könne; daß sie mehr übermüdet von Arbeit, von Anstrengung, von Leiden — als durch das Alter gebrochen sein möge. Aber was man auch denken mochte, es blieb bei dem ersten melancholischen Eindruck und man fühlte unwillkührlich, daß die Sonne des Glücks nicht über diesem bleichen Antlitz geleuchtet habe.

Sie malte das Porträt von zwei Kindern, die sich an einander schmiegten und mit ihren großen klaren unschuldigen Augen halb treuherzig, halb verwundert nach Kinderart aus dem Bilde herausschauten. Es war der erste Auftrag, den sie in dieser Residenz bekommen hatte; er konnte ihren Ruf begründen: sie malte ungemein aufmerksam und emsig.

Eine Dienerin erschien und sagte auf italienisch:

„Signora, zwei Damen und ein Herr wünschen Sie zu sprechen."

Schweigend nickte die Malerin mit dem Kopf und Leonilla, Philiberte und Rüdiger traten ein. Er war in einer gewissen Spannung. Das Kind im Gemälde der Ausstellung war nicht das Kind aus dem Park von Aigen und der Hund war auch nicht derselbe Hund. Ueberdies ist ein Kind mit einem Hunde ein sehr alltäglicher Gegenstand für ein Bild; und doch meinte er gerade dieses Bild könne einen Zusammenhang mit der kleinen lieblichen Waldnymphe haben. Leonilla sagte kurz und kalt:

„Das ſchöne Bildniß eines kleinen Mädchens auf der Ausſtellung hat den Wunſch in mir geweckt von Ihnen gemalt zu werden — vorausgeſetzt, daß jenes Bild kein Phantaſieſtück, ſondern wirklich das iſt, was der Catalog angibt: ein Porträt.“

Die Malerin war aufgeſtanden und erwiederte ruhig auf dieſe unhöfliche Aeußerung:

„Es iſt das Porträt meiner verſtorbenen Tochter.“

„O Rüdiger, ſchau' her!“ rief Philiberte, die an die Staffelei getreten war: „hier ſind zwei Vögelchen aus dem engliſchen Neſt, das täglich auf der großen Promenade in einem Ponywagen ſpazieren gefahren wird. Du haſt ſie gewiß bemerkt. Fünf reizende Kinder .... und ein Mohr als Kutſcher.“

„Ja, es ſind zwei Kinder des Oberſt Wood;“ ſagte die Malerin: „allein das Bild iſt noch lange nicht fertig.“

„Und doch ſchon ſo ähnlich!“ rief Philiberte.

Leonilla verabredete die Stunden der Sitzung und ſetzte hinzu:

„Ich will in meinem ſchlichten Hauskleide gemalt ſein, ſtehend, auf meine Harfe gelehnt. Mein Mann ſieht mich ſo am liebſten und das Bild iſt für ihn. Gleichwohl ſoll es bei der nächſten Kunſtausſtellung einen Platz einnehmen. So haben Sie ein ganzes Jahr Zeit um es zu vollenden; — nicht etwa nur um es fertig zu machen. Nein! es muß Alles vollendet

sein — finished, würde der Engländer sagen. Mein Haar, mein schwarzes Sammtkleid, die venetianischen Spitzen — Alles!"

„Es wird ein schönes Bild geben," versetzte die Malerin statt jeder Betheuerung gelassen.

„Sie können uns gewiß noch einige Proben Ihrer Kunst zeigen," sagte Philiberte verbindlich.

„Doch nicht, denn ich porträtire und Bildnisse bleiben bei ihren Originalen oder bei den Personen für die sie, und an dem Ort wo sie gemalt wurden. Hier bin ich noch fremd."

„Und wo findet man Ihre schönen Bilder?" fragte Philiberte neugierig.

„In Italien, Paris und Wien," versetzte die Malerin ablehnend.

„Ich hoffe Sie bleiben recht lange hier und finden recht viel zu thun," sagte Leonilla herablassend.

„Das hoffe auch ich, denn das Sprichwort sagt sehr richtig „die Kunst geht nach Brot".

Die Unterhaltung war in französischer Sprache geführt; das Sprichwort aber sagte die Malerin auf deutsch und ohne einen starken fremdländischen Accent, so daß Philiberte vergnügt ausrief:

„Sie sprechen deutsch? .... Herrlich! ich spreche nicht gern französisch! — Ich wußte gar nicht, daß man in Italien deutsch lernt."

„Leute wie unsereiner kommen so viel in der Welt

herum, daß sie ein wenig von verschiedenen Sprachen verstehen," entgegnete die Malerin zurückhaltend.

„Also auf übermorgen um eilf Uhr." Mit diesen Worten nahm Leonilla Abschied und die Malerin setzte sich wieder an ihre Staffelei.

„Sie ist eine Deutsche, diese Künstlerin! das freut mich sehr!" sagte im Wagen Philiberte.

„Ach, das ist ja ganz gleichgiltig," erwiederte Leonilla und Rüdiger sagte:

„Man muß die Leute nicht so über ihre Heimat und Vergangenheit ausfragen, wie Du es wenigstens indirect thust, Philiberte."

„Ich habe der Malerin Theilnahme bezeigt, während Du geschwiegen hast wie ein Karthäuser und Leonilla ihr nichts Verbindliches gesagt hat," versetzte Philiberte unverzagt.

„Was liegt einer solchen Frau an Deiner kahlen Theilnahme, Philiberte," rief lachend Leonilla: „lasse Dich für fünfhundert Dukaten bei ihr malen! Diese Sorte von Theilnahme wird ihr höchst willkommen sein und jede andere — lästig."

„Das ist noch die Frage!" antwortete mit Entschiedenheit Philiberte, welche von ihrer Mutter eine entschiedene Vorliebe für das letzte Wort in einer Discussion geerbt hatte, und es auch wirklich behielt, weil Leonilla zu Rüdiger sagte:

„Worüber brütest Du denn eigentlich, Du Träumer?"

„Ueber Traumbilder," entgegnete er, aus seinen Gedanken auffahrend.

Das war aber nicht ganz richtig. Er war von dem Vorsatz erfüllt sich ganz der Ausübung der Kunst zu widmen. Andeutungen, die er bisher gemacht und Wünsche, die er geäußert hatte, waren bis jetzt bei seinem Vater auf entschiedenen Widerstand gestoßen. Rüdiger solle tüchtig studiren, sprach der Graf, und im Hinblick auf die Examina seine Kunstgrillen an den Nagel hängen; denn die Welt brauche tüchtige Männer, aber keine Phantasten, die mit Mondschein und Sonnenschein, und mit tausend anderen Dingen, welche in der Wirklichkeit viel schöner sind, Massen von Leinwand bepinseln. Rüdiger fügte sich und studirte mit Ernst und Eifer. Jetzt aber, an diesem Vormittag, ging er zu seinem Vater und stellte ihm vor, daß er dessen Wunsch erfüllt und mit Auszeichnung ein paar Prüfungen bestanden habe; — nunmehr aber hoffe, daß der Vater zufrieden gestellt sein und ihm die Wahl des Lebensberufes frei geben werde. Der Graf war empört und rief:

„Rüdiger, sei kein Thor! In alten Zeiten mag es ein Lebensberuf gewesen sein hinter der Staffelei zu sitzen; aber jetzt, wo die Photographie das ganze Universum sprechend ähnlich konterfeit, jetzt ist es unglaublich unsinnig."

„Aber, bester Papa, die Photographie kann doch

nicht meine Ideen abkonterfeien," wendete Rüdiger ein.

„Was, Ideen! ich habe noch nie gemalte Ideen gesehen, sondern Figuren von Menschen und Thieren oder landschaftliche Gegenstände. Könnte man aber auch Ideen malen, so ist es doch sehr die Frage, ob Deine Ideen dieser Mühe werth wären. Ueberdies ist mit dem Beruf zur Kunst ein gewisses Vagabundenthum des Lebens verbunden, das ich verabscheue."

„Das würdest Du nicht bei mir zu fürchten haben."

„Mein Sohn, für Menschen von Deiner Jugend und Deinem Mangel an Erfahrung ist Alles zu fürchten, sobald sie nicht in den gewöhnlichen Geleisen bleiben."

„Diese können doch nur eine äußere Ordnung gewähren, die nicht von Bedeutung ist, liebster Papa."

„Von der allergrößten, mein Sohn! Die Gewohnheit der äußern Ordnung setzt Schranken und Brustwehr gegen gefährliche Ausschreitungen."

„Ja, Demjenigen der sich aus Wahl oder aus Pflicht oder aus Beruf ihr unterwirft. Wird sie ihm aber aufgezwungen, so reizt ihn beständig die Lust sich über sie hinweg zu setzen."

Der Graf sah dies ein, hatte aber durchaus nicht den Willen es zuzugeben und rief:

„Ja! wenn Du ein großes Genie wärest, so ließe sich die Sache überlegen .... und wenn Du noch

dazu ein armer Teufel wärest, dessen Genie ihm zu einem Stück Brot verhelfen soll — ja, das würde der Sache den Ausschlag geben. Allein Du bist kein Genie und Du bist der Sohn, der einzige Sohn, eines ziemlich wohlhabenden Mannes — folglich fehlt Dir der zwiefache Stachel, der auf die Bahn der Kunst treibt, und Du vergeudest Dein Leben, Deine Kräfte, Deine Gaben im armseligsten Dilettantismus. Leute unseres Standes sollen die Kunst beschützen und fördern, nicht aber sie üben. Maler, Bildhauer, Dichter, Architekten haben sich nie aus unseren Leuten rekrutirt."

„Schlimm genug, Papa! aber doch nicht ganz wahr. Alfieri, Lord Byron gehörten zu unseren Leuten."

„Von Malern ist die Rede, von Malern und nicht von Dichtern!" rief der Graf in höchster Ungeduld: „ich beschwöre Dich, Rüdiger, laß mich nichts mehr von diesem Unsinn hören." Damit hatte das Gespräch ein Ende.

Wenn aber Rüdiger auch schwieg — Gräfin Euben schwieg nicht. Sie sprach so viel, so lange, so breit, so weitschweifig, so unaufhörlich, bei jeder und ohne jede Veranlassung von Rüdigers Genie und Beruf, daß der unglückliche Graf mürbe und allmälig kampfunfähig wurde. Den letzten Schlag führte Leonilla gegen ihn, die sich bis dahin gar nicht in diese Angelegenheit gemischt hatte. Sie sagte:

„Lieber Onkel, gib doch Rüdiger ein Jahr frei.

Laß ihn gleichsam ein Noviziat in seinem Beruf zur Kunst machen."

„Aber, liebes Kind, ein Jahr bringt andere junge Männer vor ihm in die Carriere, die er machen soll."

„Ein Jahr muß freilich geopfert werden. Gelangt Rüdiger aber dadurch zu einer andern Einsicht, so ist das kein schwerer Verlust. Er wird auch dann seinen Weg ganz gut machen."

„Wenn er aber nicht zur Einsicht käme?"

„Nun, dann wäre es wirklich sein Beruf, und dann würden seine Leistungen und seine Zufriedenheit Dich, den zärtlichsten, den besten Vater, über das Scheitern der eigenen Wünsche trösten; . . . . nicht wahr?"

Ihre Augen blickten wie mit Sterngeflimmer so freundlich ihn an, daß er versetzte:

„Leonilla, Du bist die einzige verständige Frau, die ich kenne. Du kannst einen Vorschlag machen, einen Rath geben; Du kannst in einem entgegengesetzten Sinne sprechen ohne zu widersprechen — Du bist ein Kleinod, Leonilla, ein Phönix . . . . es soll das geschehen, was Du vorgeschlagen hast."

Drittes Kapitel.

Nicht Graf Euben allein nannte Leonilla ein Kleinod; es war das allgemeine Urtheil. Man fand sie bewundernswürdig wie sie sich mit ihrem Mann benahm und wie sie sich in der Gesellschaft zu stellen wußte. Allerdings hoben Einige auch ihre Schattenseiten hervor und meinten, sie sei über die Maßen hochfahrend, übermüthig im Benehmen, excentrisch in Ansichten. Doch das Urtheil verschwand neben der Huldigung, die man ihr darbrachte. Sie hatte ihre Eigenheiten. Sie war immer mit dem feinsten Geschmack und häufig sehr kostbar gekleidet; aber nie anders als rabenschwarz oder schneeweiß: das stand ihr am besten. Weiß war harmonisch mit dem lichten Charakter ihrer Schönheit. Schwarz war ein vortheilhafter Contrast derselben. Farben wären unharmonisch gewesen. Das Farblose machte aber einen gewissen Eindruck von Einfachheit.

„Die Baronin von der Walden erscheint im Salon wie ein Schwan zwischen Goldfasanen und Colibris," sagte ein Herr.

„Wenn sie in ihren glänzend weißen Gewändern den Salon betritt, so ist es als werde der Kronleuchter angezündet," setzte ein Anderer hinzu.

„Und diese idealische Einfachheit! immer in Weiß!" rief entzückt ein Dritter.

„Was die Einfachheit betrifft, guter Baron," erwiederte ihm eine Dame, „so bemerke ich Ihnen, daß Brüsseler Spitzen Tausende kosten."

„Ja, ja! die Damen verstehen dergleichen zu bemerken und zu taxiren. Für uns aber bleibt der vorherrschende Eindruck, jener der Einfachheit. Sie will durch ihren Anzug nicht auffallen und nicht blenden."

„Und erreicht doch beides im höchsten Grade," antwortete lächelnd die Dame .... vielleicht mit einigem Neid.

Es war nicht möglich Leonilla zu bewegen vor mehreren Personen die Harfe zu spielen. Sie bewohnte mit Edwin den zweiten Stock des Hauses, dessen ersten Stock Graf Euben bewohnte. Sie empfing Vormittags Besuche; nie am Abend. Sie brachte die Abendstunden immer mit der Familie Euben zu, die stets gern und viel Menschen sah. Es wäre leicht gewesen die Harfe herunter zu bringen; doch Leonilla blieb unerbittlich und sagte, das Geklimper im Salon zwischen Theetassenklappern und unterdrücktem Gähnen sei unausstehlich. Gab man ihr die Versicherung, es solle Alles mäuschenstill sich verhalten, und ohnehin könne von

Gähnen keine Rede sein: so erwiederte sie, sie wolle nicht wegen ihrer Harfe bewundert werden. Da die Frauen im Allgemeinen so lebhaft wünschen bewundert zu werden, daß es ihnen nicht darauf ankommt weshalb es geschieht: so fand man Leonilla heldenmüthig, daß sie ihr herrliches Talent nur für ihren Mann ausübe, der doch kein Verständniß dafür habe und nur ein gewisses Wohlbehagen dabei verspüre. Denn das that sie. Sie hatte sich Graf Eubens Rathschlag gemerkt und überhaupt erkannt, daß sie sich mit Edwin auf einen freundlicheren Fuß als bisher setzen müsse, wenn sie Einfluß auf ihn haben wolle, damit ihr Leben in Zukunft nach ihrem Gefallen und Geschmack sich gestalte. Sie hatte selbstverständlich nur um der glänzenden gesellschaftlichen Stellung willen Edwin geheirathet. In dem üppigen Luxus ihres Elternhauses aufgewachsen, wo man kein höheres Streben kannte, als Reichthum zu erwerben, keinen höheren Genuß, als Alles zu haben, was man sich durch ihn verschaffen kann: hatte Leonilla bis zu ihrem zwanzigsten Jahre Heirathsanträge abgelehnt, die ihren Ansprüchen nicht genügten. Sie bereute es ohne Zweifel tief; denn es traten jetzt in der Finanzwelt gewaltige Erschütterungen ein, die mit äußerster Ungunst auf Herrn van Sitarts Verhältnisse einwirkten. Er hatte immer bei seinen Operationen den Bogen zu straff gespannt und den Pfeil zu hoch abgeschossen, so daß er nie das Ziel traf,

dennoch aber so lebte, als sei es getroffen. In einer schweren Geldkrisis kam dies zu Tage. Herr van Sitart fand es gerathen Paris zu verlassen. Er stammte aus Holland, hatte in Brüssel entfernte Verwandte, glaubte dort sein Glück versuchen zu können und gerieth nur immer tiefer in finanzielle Verwirrung. Vier Jahre lebte Leonilla unter diesem Druck, in der äußersten Einschränkung, welche alle Gewohnheiten eines luxuriösen, ja sogar eines behaglichen, endlich eines sorgenfreien Lebens unerbittlich abschnitten. Von einer Heirath war keine Rede, und doch war nur in einer solchen Rettung aus der Bedrängniß ihrer Lage zu finden. Von Gläubigern gedrängt, die er nicht befriedigen konnte, ging Herr van Sitart in ein ganz fremdes Land, wo das Glück ihm in der Person Edwins von der Walden einen reichen Schwiegersohn zuführte. Leonilla entschloß sich ohne langes Bedenken zu dieser Ehe. Sie hatte in den vier Jahren des Mißgeschicks die demüthigende Erfahrung gemacht, daß die Schönheit nicht immer ausreiche, um eine glänzende Heirath beanspruchen zu können. Ihre Eltern waren von derselben Ansicht tief durchdrungen, und so sah sie denn über die Persönlichkeit des Bewerbers hinweg auf seinen Namen und sein Vermögen — und wurde Baronin von der Walden.

Die erste Zeit war furchtbar. Sie kam zum Bewußtsein über die Last, die sie auf sich geladen hatte,

als sie einen Mann heirathete, der ohne Geist, ohne Gemüth, ohne Willenskraft, eines jener in der Entwickelung verkümmerten Individuen war, deren Existenz wie deren Organisation ein Geheimniß der göttlichen Vorsehung ist, welches sich im Erdenleben nicht entschleiert. An dieses arme Wesen, das seine Launen und seine Eigenheiten hatte, war sie gefesselt. Namenlose Verzweiflung überfiel sie, wenn sie bedachte, was das sei, was das in sich schließe: gefesselt für's Leben. Aber es war geschehen! und nachdem sie die ganze Bitterkeit ihrer Lage als Edwins Frau sich klar gemacht hatte, faßte sie den Entschluß, aus der Schattenseite in die Lichtseite dieser Lage überzugehen und als die schöne und reiche Baronin von der Walden in der Welt Ersatz zu finden. Für diesen Zweck richtete sie ihr Verhältniß zu Edwin freundlich, ja rücksichtsvoll ein. Sie spielte für ihn — und für ihn allein! — die Harfe; sie fuhr mit ihm spazieren wann er es wünschte; sie begleitete ihn sogar am Sonntag in die Eilf-Uhr-Messe. Mit diesen Rücksichten war er vollkommen zufriedengestellt. Sagte sie nun gar ein lobendes Wort über seinen Lieblingshund, oder that sie eine Frage bezüglich seiner Landkarten und seiner Herbarien, die ein Kind hätte beantworten können, also auch er — so war Edwin entzückt, pries Leonilla's Vortrefflichkeit und ließ ihr in allen Stücken freie Hand. Sie mißbrauchte auch keineswegs diese Freiheit. Sie

wollte herrschen: deshalb fing sie damit an sich zu fügen.

Graf Eubens Vorliebe für sie ging in Begeisterung über. Herr von Geldern, der die Geldgeschäfte in der Hand hatte, doch selbstverständlich nie mit Edwin, sondern mit dem Grafen sie berieth, schrieb diesem, daß ihm scheine die Baronin habe unverhältnißmäßig viel Geld nöthig; doch der Graf schrieb zurück, sie mache keine überflüssige Ausgaben und der vortreffliche Majordomus müsse sich fortan daran gewöhnen, daß eine schöne junge Frau an der Spitze des Hauses stehe und daß man mit dem Capitalisiren der Renten aufhören müsse — was überdies ganz unnütz sei. Die Baronin sei auch im Punkte dieser Angelegenheiten unvergleichlich: sie habe sich jede Einmischung ihres Vaters in Edwins pecuniäre Verhältnisse durchaus verbeten und das Capital, das ihr laut Ehecontract ausgezahlt worden, habe sie zur Verwaltung nicht Herrn van Sitart übergeben, sondern in eine solide Bank niedergelegt.

Nachdem Herr von Geldern diesen Brief gelesen hatte, sagte er:

„Caplan! ich mache mich marschfertig."

„Was ist denn vorgefallen," fragte der Caplan schreckenvoll.

„Nichts ist vorgefallen! die Frau Baronin ist keine Frau von plötzlichen Vorfällen. Gleichwohl wird sie

binnen kurzer Zeit in erstaunlicher Weise hier die Oberhand haben."

„Das ist sehr traurig, Herr von Geldern, aber im Grunde ist es gar nicht erstaunlich. Wenn der weise Salomon von seinen Weibern beherrscht wurde und sogar ihren Götzen Tempel baute: so darf man sich nicht wundern, daß etwas Aehnliches dem Baron geschieht. Möge er wenigstens fester im Glauben bleiben, als König Salomon."

„Zu Ihrem frommen Wunsch füge ich den höchst profanen: und nicht sein Vermögen ruiniren lassen." —

Gräfin Euben stand wie immer ihrem Gemal mit ihrer Gesinnung gegenüber und fand Leonilla's Ausgaben für ihre Toilette ganz unerhört.

„Man muß doch innerhalb seiner Schranken bleiben," sagte sie empört zum Grafen: „Brüsseler Spitzen sind so kostspielig, daß sehr wenig Frauen unseres Standes sie haben. Das ist etwas für reiche Fürstinnen und noch reichere Jüdinnen; aber nicht für Leonilla."

„Kleiderordnung nach Ständen ist nicht mehr gebräuchlich, bester Schatz," versetzte mit großem Gleichmuth der Graf, „und haben auch nie oder doch nur auf kurze Zeit gefruchtet. Hat Leonilla Geld genug um das Kostbarste zu zahlen: so kauft und trägt sie es, — und sie darf es um so sicherer thun, als es unter Euch Damen, wie ich höre, einige geben soll,

welche die kostbaren Sachen, die sie tragen, nicht bezahlen."

„Laß doch andere Damen aus dem Spiel, Wilibald und höre, welche insolente Antwort Leonilla mir auf eine ganz zarte Warnung, die Spitzen nicht zu kaufen, gab."

„Nun, was hat sie geantwortet?"

„Mit lachender Miene sagte sie: Liebe Tante, Brüsseler Spitzen sind ein Familienschatz, der sich auf Kind und Kindeskind vererbt."

„Arme Leonilla!" sagte der Graf mitleidig: „Gönne ihr doch den Spaß Spitzen, Perlen, Diamanten nach Herzenslust zu kaufen und sich damit die Langweile ihrer Ehe ein wenig zu vertreiben."

„Und wer hat diese Ehe gewünscht, gewollt, betrieben, gestiftet?" rief die Gräfin triumphirend: „Du, Wilibald! Und wer hat sie von Anfang an verkehrt, unstatthaft, ja gewissenlos genannt? Ich, Wilibald!" —

Aber Wilibald war bereits aus der Thüre und hörte nur die Hälfte ihres Siegesliedes.

Viertes Kapitel.

Wenn nicht unter Leonilla's Zauber, wie der Vater, ſtand doch unter ihrem Einfluſſe auch der Sohn. Die Scheu, welche Rüdiger anfangs vor Leonilla empfand, hatte ſich gemindert; gewichen war ſie nicht. Ihr hochmüthiges Weſen, die Schroffheit ihrer Anſichten, ihr herriſches und doch auch wohlberechnetes Benehmen — das Alles ſtieß ihn ab. Allein ſie war nicht oberflächlich, obſchon ſie auf der Oberfläche des Lebens weltlich mit der Welt ſich bewegte und er meinte, ſie werde allmälig durch den Druck ihrer Verhältniſſe von den Aeußerlichkeiten abgezogen werden, nach Innen ſich wenden und nach und nach jene Erleuchtung und jene Kraft finden, welche zu einer ſchönen Entwickelung des Charakters nothwendig ſind und welche Jeder finden kann, der ſie mit aufrichtigem Herzen ſucht. Daß Leonilla ihn wie ein untergeordnetes Weſen behandelte; wie ein Kind, das von den großen Fragen und Prüfungen, die dem Menſchen vorliegen, blutwenig wiſſe, war ihm halb lieb, halb leid. Es

verdroß ihn, so wenig in Leonilla's Augen zu gelten, daß sie ihn jeden Augenblick „armes Kind" nannte; gleichwohl fühlte er heimlich es sei besser so, als wenn sie ihm mehr Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Ueberdies war sie drei Jahre älter als er, weltgewandt, welttvertraut, gewöhnt an großen geselligen Verkehr und an Umgang mit den verschiedensten Persönlichkeiten; — während er von dem Allen — Nichts war. Er hatte fleißig studirt und mit Eifer gearbeitet, um nicht hinter seines Gleichen zurückzubleiben, er hatte seine freie Zeit weniger der Geselligkeit als der Malerei, seiner geliebten Kunst, gewidmet; er hatte im Elternhause genug Weltverkehr um zu lernen, daß man sich mit Anstand unterhalten und mit Anstand langweilen müsse: allein die großen Prüfungen, welche den Charakter bildend an den Menschen herantreten, waren ihm noch fremd; er hatte noch nicht den Fuß in die Region der großen Leidenschaften gesetzt.

Die Fastenzeit brachte, vergleichsweise, Stille und Ruhe in die tumultuarische Geselligkeit. Man widmete sich auch anderer Unterhaltung als der des Tanzes. Man hörte mit einigem Interesse die Fastenpredigten, die ein berühmter Kanzelredner hielt und man besuchte auch die Vorlesungen eines Jüngers des Materialismus, der in ihnen seine Weltanschauung entwickelte. Indessen thaten dies nicht alle Zuhörer der Predigten und es gab heftige Discussionen über diesen Punkt.

„Ist die Darlegung eines philosophischen Systems logisch: so ist es interessant, gleichviel ob es von einer irrigen oder einer richtigen Basis ausgeht; und ich will das hören," sagte Graf Euben.

„Ich finde es gottlos einem Gerede das Ohr zu leihen, von dem man weiß, daß es unchristlich ist," sagte die Gräfin.

„Nicht wahr, lieber Onkel, Du nimmst mich mit?" bat Leonilla.

Aus Philibertens Augen sprach dieselbe Bitte und die Gräfin sagte hastig:

„Es ist unberechenbar, welchen Schaden ein einziges ungläubiges Wort in einer gläubigen Seele anrichten kann."

„Dann muß der Glaube dieser Seele doch sehr schwach sein, Tante!" rief Leonilla.

„Oder das Gift des Unglaubens sehr fein!" versetzte die Gräfin lebhaft: „Genug, meine Töchter und ich, wir begnügen uns mit den Fastenpredigten und ich meine, Rüdiger sollte es auch thun."

Leonilla richtete ihr goldglänzendes Auge so eindringlich auf Rüdiger, daß er der Aufforderung nicht zu widerstehen vermochte und lächelnd sagte:

„Liebe Mama, sorge nicht um mich. Meinst Du ich hätte so manches Jahr in den akademischen Hörsälen zugebracht, ohne von der materialistischen sogenannten Philosophie Kenntniß zu nehmen?"

„Gut, mein Sohn, so laß Dich daran genügen. Schon um des guten Beispiels willen sollte kein Christenmensch Vorträge besuchen, welche den Christenglauben verhöhnen und mit Füßen treten."

„Gerade umgekehrt!" rief der Graf: „man hört sie und bleibt ein gläubiger Christ: das ist ein viel schärferer Ausdruck der Verachtung, als sie zu ignoriren."

„Und ich finde es immer höchst interessant," sagte Leonilla, „dem Menschengeiste auf allen Wegen seiner Entwickelung zu folgen. Das System des Materialismus ist ein Denkproceß wie jeder andere. Ich folge ihm. Ob ich ihm beistimme ist eine andere Frage. Ich meine, ihm zu folgen, könne mir eben so wenig schädlich sein, als wenn ich die moralische Entwickelung eines großen Verbrechers verfolge."

„Richtig!" rief der Graf: „man wird kein Raubmörder und keine Giftmischerin, weil man deren Lebensbeschreibung liest. Im Gegentheil! man fühlt sich abgestoßen."

„Vergiß nicht, Papa," versetzte Rüdiger, „daß sehr wenig Menschen Neigung zur Giftmischerei und zum Raubmord haben; daß hingegen die Neigung zum Unglauben im Winkel eines jeden Menschenherzens lauert. Vielleicht schläft sie . . . aber sie ist da und folglich ist in uns der Anknüpfungspunkt für ein System des Unglaubens vorhanden, den Criminalgeschichten nicht in uns vorfinden."

„Wohlan, so gibt es Kampf!“ rief Leonilla: „wer den Kampf fürchtet, ist kein hochherziger Ritter.“

„Von Feigheit ist nicht die Rede, sondern von weiser Vorsicht,“ sagte die Gräfin mit großer Schärfe.

„Also morgen um zwei Uhr findet die Vorlesung statt, Leonilla,“ sagte der Graf abbrechend.

„Und um vier Uhr ist die Predigt, meine Töchter,“ sagte die Gräfin.

Es kamen einige Personen, die den Abend bei der Gräfin zubrachten und die Salongespräche gingen ihren gewohnten Gang. Leonilla war sichtlich gelangweilt, gab kurze Antworten und schien ganz andere Dinge zu denken, als sie sagte. Ein Herr saß neben ihr und schien sehr eindringlich und begeistert zu sprechen.

„Ja, ja!“ versetzte sie zustimmend.

„Wie!“ rief er lebhaft, „Sie wollen uns wirklich heute die Sphärenmusik Ihrer Harfe gönnen?“

„Nein, das durchaus nicht,“ entgegnete Leonilla, und als eben Rüdiger in ihre Nähe kam, rief sie: „Ein Wort, Rüdiger! setze Dich zu mir.“

Der enttäuschte Herr stand ganz verblüfft auf und machte Platz für Rüdiger. Sie fragte rasch:

„Du begleitest mich doch morgen in die Vorlesung?“

„Wenn Du es wünschest, gern. Aber warum wünschest Du es?“

„Weil es gut für Dich ist etwas aufgeweckt zu werden.“

„Findeſt Du mich ſchläfrig?“

„Nicht in Deinem Fach, Rüdiger! Du betreibſt mit Eifer und Beharrlichkeit, das was Dich intereſſirt: Deine Studien und Deine Malerei. Aber Du biſt einſeitig.“

„Vielſeitig, Leonilla, iſt nur das Genie.“

„Ja, was das Schaffen betrifft. Aber ein gebildeter Menſch muß rundum gebildet ſein, und muß Aug' und Ohr nach allen Seiten offen haben.“

„Da hört und ſieht man gar viel Unerfreuliches und Abſtoßendes.“

„Gleichviel! man kennt es dann doch! Du biſt ein gar gutes Kind, allein Du mußt jetzt nicht länger am Gängelband gehen.“

„Mein Gängelband ſind meine Ueberzeugungen, Leonilla.“

„Haſt Du Ueberzeugungen? ſind ſie geprüft? ſind ſie bewährt?“

„Ich hoffe es. Du mußt mir Zeit laſſen oder Gelegenheit geben ſie zu bewähren.“

„Ich rechne alſo morgen auf Deine Begleitung,“ ſagte Leonilla, erhob ſich und ging einer eben eintretenden Dame entgegen.

Rüdiger begriff nicht weshalb Leonilla ſo ſehr ſeine Begleitung in die Vorleſung wünſche, und nachdem er derſelben beigewohnt hatte, begriff er es noch weniger, da er nicht den geringſten geiſtigen Genuß gehabt hatte. Er ſagte es ihr und ſetzte hinzu:

„Diese materialistische Weltauffassung, die den Menschen jeder höheren Würde entkleidet und seine Existenz zu derjenigen eines vervollkommneten Thieres und zu dessen Freuden herabsetzt, hat nicht blos das Christenthum, sondern auch die Vernunft längst verworfen. Wie kannst Du Deine Aufmerksamkeit ihr zuwenden?"

„Zu dem Urtheil, welches in der Sphäre der Religion und einer durch den christlichen Glauben beschränkten Vernunft gefällt wird, erschwinge ich mich nicht," entgegnete sie mit großer Bestimmtheit: „mir gefällt das rastlose Bestreben des menschlichen Geistes die Fragen zu lösen, welche das Leben, diese Sphinx, jedem Sterblichen vorlegt."

„Vergiß nicht, Leonilla," rief er lebhaft, „daß die Sphinx den Unglücklichen erwürgte, der ihre Räthsel nicht richtig löste: Ist unser Leben eine Sphinx mit furchtbaren und geheimnißvollen Räthseln, so müssen wir uns sehr bemühen, zu deren Lösung das richtige Wort zu finden, damit uns nicht die Sphinx ergreife und erwürge."

„Das thut sie immer! der Mensch stirbt am Leben."

„Der Tod ist Bestimmung des Menschen — ja! aber er ist nicht dazu bestimmt elend zu Grunde zu gehen."

„Das meine auch ich! er will glücklich sein! . . .

und der Mensch wird leichter durch die materialistische Weltanschauung glücklich, als durch irgend eine andere. In der Gedankenwelt mit ihren Nebelbildern und ihren gespenstischen Gestaltungen ist seine Heimat so wenig wie seine Befriedigung."

„Deshalb ist ihm die Welt des Glaubens geöffnet, Leonilla. Sie hat einen Inhalt, welche den ganzen Menschen, nicht blos seine Gedanken — anzieht, anregt und in Spannung erhält, um ihn einer höheren Befriedigung zuzuführen."

„Rüdiger!" sagte Leonilla mitleidig und mit einem Anflug von Traurigkeit: „es war einmal ein Unseliger, welcher es wagte die Götterkönigin zu lieben und in heißer Sehnsucht die Arme nach ihr auszustrecken. Aber die Göttin entschwand dem Sterblichen und statt der Juno hielt er in seinen Armen — eine Wolke. So, Rüdiger, so steht es mit dem Menschen, der im Glauben — Ewiges sucht und Göttliches verlangt. Täuschung und aber Täuschung! Er umfaßt eine Wolke, Rüdiger, und je inniger seine Inbrunst ist, desto tiefer und schmerzlicher ist seine Ernüchterung."

„Es ist gerade umgekehrt, Leonilla. Vor dem Auge des Glaubens wird einst die Wolke zerfließen und das Göttliche, das Ewige wird hinter ihr stehen."

Er saß ihr gegenüber in ihrem Zimmer am Camin — der ihr nirgends fehlen durfte — und sie spielte nach ihrer Art mit dem Feuerstocher in den Kohlen.

Jetzt erhob sie sich, strich ganz leicht, auch nach ihrer Art, mit der Hand über sein Haar und sagte:

„Du wirst nicht auf diesem Punkte stehen bleiben, Du schwärmerischer Träumer! . . . und dann denke an mich. Jetzt aber geh'. Ich muß mit Edwin ausfahren."

Er ging — — aber ungern. Sie fesselte ihn; das Herz noch nicht, doch die Gedanken. Schöner war sie als irgend eine Frau, die er je gesehen; interessant auch; in eigenthümlicher Weise, halb abstoßend, doch sehr anziehend, sehr einnehmend; — und endlich höchst bemitleidenswerth an der Seite eines Mannes, dessen schattenhaftes Dasein im Grunde weniger Mitleid als Grauen einflößte. Rüdiger merkte nicht, daß er auf bestem Wege sei, sich in Leonilla zu verlieben. Er hätte es doch merken können, denn er saß drei Stunden ganz träumerisch vor seiner Staffelei, mischte die Farben, that einige Striche, ließ die Hand sinken, fand die Beleuchtung höchst ungünstig für die Arbeit, bald zu grell und bald zu düster — und als nun wirklich die Dämmerung eintrat, ergriff er ganz froh seinen Hut und ging von dannen; gleichviel wohin, nur so in den Straßen umher.

So gelangte er zu einer entlegenen Kirche, durch deren Fenster helles Licht schien, während jener Gesang aus ihr ertönte, welcher den sacramentalischen Segen begleitet. Rüdiger trat ein, kniete nieder und blieb

bis nach dem Schluß der Andacht. Das Allerheiligste war ausgesetzt umgeben von Weihrauchwölkchen und Kerzenglanz. Die Menge lag in Anbetung auf den Knieen und über ihrem Haupte zogen die feierlichen Klänge des Tantum ergo dahin. Dann verliefen sich nach und nach die Andächtigen.

Rüdiger hatte während des Segens sein Gesicht in beide Hände gelegt. Jetzt ließ er sie sinken und gewahrte plötzlich in seiner Nähe, so daß er sie freilich nur im Profil sehen konnte — die Malerin und neben ihr das Kind aus dem Park von Aigen: Adriane. Er sah genau hin, ob ihn nicht die Beleuchtung täusche und die veränderte Tracht. Die Lockenfülle hing nicht mehr frei über den Nacken, quoll nur hie und da unter dem schwarzen Hütchen hervor, das sie versteckte, und der knappe schwarze Anzug ließ die Gestalt schmächtiger erscheinen. Dies Kind hätte auch ein schöner zarter Knabe sein können. Auf jeden Fall ist es ein betender Engel, dachte Rüdiger. Das Kind hatte die Arme auf den Betstuhl gestützt und das Kinn auf die gefalteten Hände gelegt, so daß der Kopf ein wenig aufwärts gerichtet war. Die großen dunkeln Augen ruhten fest auf dem Allerheiligsten und die Lippen waren sanft geöffnet, als ob das innere Gebet zum gesprochenen Wort werden solle. Ihr Auge schien Anderes zu sehen, ihr Ohr Anderes zu hören, als das was in der Kirche vorging, und der Ausdruck tiefer Sammlung auf einem Kindergesicht, das gewöhn-

lich so beweglich ist, fesselte Rüdiger in einer Weise, die ihn vergessen ließ, daß es nicht Sitte ist irgend Jemand, und am wenigsten im Gotteshause, so anzustarren. Das Kind bemerkte es nicht; wohl aber die Mutter — wenn die Malerin überhaupt die Mutter war. Sie erhob sich und verließ ihren Platz und die Kirche, indem sie ganz leicht, nur mit den Augen, Rüdiger grüßte, um ihm zu zeigen, daß sie ihn erkannt habe. Ihr folgte die Kleine, doch ohne ihn zu beachten.

Alle Kerzen waren ausgelöscht, nur das ewige Licht brannte vor dem Gott der ewigen Liebe. Da verließ auch Rüdiger die Kirche und kehrte gedankenvoll heim. Die Schwestern neckten ihn, weshalb er wohl so zerstreut, so in sich gekehrt sei.

„Hattest Du eine himmlische Vision?" fragte Lydia.

„Hast Du Dich verliebt?" fragte Philiberte.

„Philiberte!" rief die Gräfin streng.

„Sei ruhig, Mama, ich kenne gar keine Frau in die ich mich verlieben könnte," sagte Rüdiger.

„Gott sei gedankt!" rief die Gräfin.

„Warum nicht gar!" murrte der Graf: „Wie kannst Du wünschen, daß Dein einziger Sohn als Eisbär lebe und sterbe."

„Alles zur rechten Zeit und mit Vernunft: das ist's, was ich ihm als gute Mutter wünsche," versetzte sie: „jetzt liebt Rüdiger die Kunst, später wird er seine Gattin lieben."

Der Graf lachte hell auf und rief:

„Bester Schatz, das klingt, als ob Du sagtest: jetzt blüht der Weinstock, später trägt er Trauben. Der Mensch fügt sich aber nicht immer in diese pedantische Ordnung."

„Leider nicht! glücklich wär' es für ihn, wenn er es thäte."

„Sage das nicht, bester Schatz! Wer in die Ehe treten will, muß zuvor wissen, was das für ein merkwürdiges Geschöpf ist: das Weib. Dies lernt er aber nur dann einigermaßen, wenn er sich zehn- bis zwanzigmal verliebt hat. Ich sage: einigermaßen; denn Euch ganz zu kennen — dessen darf sich kein Sterblicher rühmen und wenn er auch die Weisheit, die Klugheit, die Erfahrung der sieben Weisen Griechenlands in sich vereinigte."

„Sind denn die Männer leichter zu kennen, Papa?" fragte Philiberte.

„Viel leichter, meine Tochter, denn sie sind viel ehrlicher."

„O weh, Papa! da gibst Du uns ein schlimmes Zeugniß."

„Gräme Dich nicht zu sehr, gutes Kind, es ist nicht Euere Schuld. Die Schlange hat die Eva im Paradiese so gründlich unterrichtet wie sie sich zu verhalten habe, daß die Instruction auf all' ihre Nachkommen weiblichen Geschlechts übergegangen ist."

Philiberte ſtarrte ihren Vater an, eine Erklärung erwartend, als Leonilla eintrat, welche die letzten Worte gehört hatte und lebhaft rief:

„Nur keine Verleumdung, Onkel. Der Mann kennt und geht genau ſo krumme Wege, wenn ſie ihn zum Ziel führen, wie die Frau. Er iſt nur nicht ſo bemüht ſie zu verheimlichen; — und zwar deshalb nicht, weil die Welt für ihn viel nachſichtiger als für die Frau iſt. Nennſt Du das Ehrlichkeit?“

„Vor Dir ſtreiche ich ein für allemal die Segel,“ ſagte der Graf und küßte ihre Hand.

„Leonilla ſpricht nur das aus, was alle Frauen zur Genüge wiſſen,“ ſagte die Gräfin empfindlich.

„Nun ja, Tante! aber die Wahrheit muß ausgeſprochen werden,“ entgegnete Leonilla: „es genügt nicht, daß man ſie wiſſe.“

„Was Dein ſchöner Mund ſpricht, das läßt man gern für Wahrheit gelten, Leonilla,“ erwiederte der Graf.

„Sprichſt Du im Ernſt, Papa?“ fragte Philiberte: „dann könnten ja ſchöne Perſonen ſehr leicht die Leute betrügen.“

„Das thun ſie auch, meine Tochter,“ antwortete der Graf mit Gleichmuth.

„Nein, Onkel, das iſt eine unerhörte Beſchuldigung!“ rief Leonilla.

„Schau' einmal dieſen Kopf an, Papa!“ ſagte Rüdiger: „glaubſt Du, daß ein ſolches Geſicht betrügt?“

Er reichte dem Grafen ein Blatt graues Papier, worauf er mit schwarzer Kreide Adrianens Bild in flüchtigen, aber sehr reinen und treffenden Zügen gezeichnet hatte.

„Erstens ist dies ein Kindergesicht," antwortete der Graf, „und das zählt nicht; zweitens aber kann ein papierner Kopf nichts widerlegen und nichts bestätigen. Aber das Köpfchen ist lieblich."

Das Blatt ging von Hand zu Hand.

„Deine Erfindung, Rüdiger?" fragte Lydia.

„Wen stellt es vor?" fragte Philiberte, und Leonilla fragte entschieden:

„Wer ist das Original?"

„Heraus mit der Sprache, Rüdiger! gib Antwort auf all' diese Fragen," sagte der Graf.

„Es ist der Kopf eines Knaben, den ich malen werde," entgegnete Rüdiger.

„Verlegst Du Dich wie Murillo auf Bettelbuben?"

„Nein! es ist der Knabe Samuel im Tempel, der auf die Knie fällt, als er die Stimme des Herrn vernimmt."

„Das kann ein schönes Bild werden, Rüdiger," sagte die Gräfin beifällig.

„Nur nicht zu hoch in den Wolken, Rüdiger," warnte Leonilla mit aufgehobenem Finger: „setze Deinen Knaben Samuel nicht der Gefahr aus, eine täuschende Wolke statt der Göttin zu umfangen."

„Sei unbesorgt, Leonilla,“ versetzte Rüdiger: „mein Knabe Samuel ist unterwürfig, gehorsam, fromm — lauter Eigenschaften, welche das Herz zugänglich machen für die Wahrheit, und welche der verwegene Schwärmer Ixion schwerlich gehabt hat.“

„Sprecht Ihr chinesisch oder hottentottisch?“ fragte der Graf.

„Nein, lieber Onkel, nur mythologisch,“ erwiederte Leonilla lachend.

Ein ſchwarzer Stern.

Erstes Kapitel.

In ihrem Toilettenzimmer saß eine junge Frau im Ballanzug. Eine kleine feine Figur, sehr elegant gekleidet, saß sie da, spielte zerstreut mit ihrem Fächer und schien keine Ballgedanken zu haben, denn sie sagte auf einmal halblaut für sich: Im Grunde ist es langweilig! .... das heißt der Ball wäre langweilig, wenn man nicht ein anderes Interesse hätte ihn zu besuchen, als gesellschaftliche Pflicht oder den Tanz.

Ein Diener unterbrach ihren Monolog, indem er an die für ihn unüberschreitbare Thüre des Toilettenzimmers anklopfte und den Wagen meldete. Zugleich trat von der andern Seite die Kammerjungfer ein und warf einen Pelz um die Schultern der Herrin. Im Vorzimmer traf die junge Frau mit dem Gemal zusammen und sie fuhren zum Ball bei dem französischen Gesandten, wo sie in dem Gewühl und Gewoge von einigen hundert Personen untertauchten und verschwanden — wenigstens für Diejenigen verschwanden, denen nicht darum zu thun war sie zu bemerken.

„Wie spät Du kommst, Philiberte! Du verstehst es unsere Ungeduld zu spannen.“

„Deine Ungeduld, Leonilla, kann ich mir lebhaft vorstellen.“

Diese Worte wurden in einem Tone gewechselt, der mehr spitz als verbindlich war; — und dann rauschten sie an einander vorüber. Die Zeiten waren dahin, wo Leonilla Philiberte mit großer Vorliebe unter ihre Flügel nahm, und wo Philiberte in jugendlicher Begeisterung ganz geblendet, Leonilla's Glanz wie ein Nachtschmetterling umflatterte. Leonilla hatte so festen Fuß in der Gesellschaft gefaßt und eine so sichere Stellung gewonnen, daß sie längst nicht mehr der Stütze bedurfte, welche Familienverbindungen und Familienrücksichten einer jungen Frau in der Welt gewähren. Sie war Selbstherrscherin, ihrem Gatten gegenüber, in ihrem Hause, in allen ihren Verhältnissen. Edwin sah mit ihrem Auge, hörte mit ihrem Ohr — und sprach er nicht mit ihren Worten, so geschah es deshalb, weil er überhaupt immer weniger und weniger sprach. Der vortreffliche Majordomus, wie Leonilla Herrn von Geldern nannte, war trotz seiner Vortrefflichkeit ganz überflüssig erachtet worden. Sie hatte sich von ihm über den Stand des Vermögens, der Geschäfte, der Verhältnisse, über die Tauglichkeit oder Untauglichkeit der verschiedenen Beamten und Bediensteten auf's Allergenaueste unterrichten lassen, und da es ihr nicht an

Einsicht und praktischem Blick fehlte, so sah Herr von Geldern sehr bald ein, daß sie sich vollkommen dazu eigene, an die Spitze der Verwaltung des Vermögens und der Geschäfte zu treten und somit zog er sich zurück. Leonilla überhäufte ihn mit Versicherungen ewiger Dankbarkeit und Freundschaft, beschwor ihn, als Hausfreund in Waldenhausen zu verweilen und ordnete an, daß die „Geldern'schen Zimmer" allezeit für ihn in Bereitschaft gehalten und nie von einem andern Gast bewohnt werden sollten. Sie that das Alles auf eine solche Weise, daß er ihr nicht gram sein konnte.

„Sie hat auf ihrem Standpunkt ganz Recht," sagte er zum Schloßcaplan und hielt gedankenvoll die Cigarre zwischen zwei Fingern: „ganz Recht, denn sie hat einen guten Kopf für Geschäfte. Das erkannte ich sogleich an der Art, wie sie über das Capital verfügte, das sie vom Baron erhielt und das sie nicht ihrem Vater anvertraute. Sie sagt auch nicht wie unsere gute Gräfin, wenn ich sie frage, ob sie vom Banquier ihren Conto-Courant erhielt; — dann sagt sie nicht: Ach, lieber Geldern, Conto-Courant! ja, es kann sein . . . aber was ist das eigentlich, Conto-Courant? — So ist die Baronin nicht. Sie weiß Bescheid, sie versteht die Sache. Sie wird nicht das Vermögen vergrößern, doch auch nicht ruiniren — wie ich das zuerst fürchtete. Sie ist vernünftig. Sie hat eingesehen, daß man von den Renten und nicht vom Capital zu leben

habe. Genug, ich räume ihr mit Ruhe den Platz ein, den sie verlangt und der ihr gebührt."

„Das ist Alles schön und gut," versetzte der Caplan: „ich aber muß wünschen, die Frau Baronin möchte weniger vom Conto-Courant und mehr von der Religion wissen."

„Das ist freilich ihre etwas schwache Seite," entgegnete Geldern.

„Etwas schwach, sagen Sie!" rief der Caplan: „aber es ist ja geradezu — Null. Und was noch schlimmer ist — sie mag nichts, sie will nichts von Religion wissen. Und dann das Allerschlimmste: ihr Einfluß macht auch den Baron gleichgiltig."

„Das doch nicht," antwortete Geldern begütigend.

„Doch, Herr von Geldern, doch! Sie spricht, er habe den Husten oder den Schnupfen oder ich weiß nicht was! und er dürfe nicht in die Capelle gehen. Oder sie spielt ihm so lange auf der Harfe vor, bis die sacramentalische Andacht vorüber ist. Und dergleichen mehr. Sollten Sie das nicht bemerkt haben?"

„Es können zufällige Abhaltungen statt gefunden haben."

„Aber die fanden ehedem niemals statt. Der Baron besuchte gern den Gottesdienst, dem Große und Kleine, erhabene und schwache Geister folgen können, der ihn beschäftigte und zuweilen einen ernsten Gedanken in ihm weckte. Fällt diese Anregung weg — was bleibt

ihm? — das Harfenspiel der Frau Baronin? — Ja, Herr von Geldern, so lange es der Frau Baronin so gefällt. Und das wird nicht immer sein."

„Sie werden prophetisch, Caplan."

„Diesen Geist der Weissagung werden auch Sie besitzen, Herr von Geldern, und ihn nur etwa nicht aufkommen lassen. Wenn Sie gehen ist die Frau Baronin omnipotent in Waldenhausen . . . . und das wissen wir ja Alle: es gibt nichts Gefährlicheres für uns schwache Menschen, als der Traum von unserer Omnipotenz. Sobald der Mensch sich nicht in irgend einer Abhängigkeit fühlt, beginnt er zu handeln wie ein Unmensch. Unsere ganze Rettung beruht auf unseren Fesseln und unser größtes Elend besteht darin, daß wir dies nicht erkennen, nicht anerkennen."

Geldern gab das zu, hielt aber die Bekehrung der Baronin fest, indem er sagte:

„Erziehung und Verhältnisse haben sie jeder religiösen Einwirkung beraubt. Sie ist aber zu klug um nicht einzusehen, daß dies ein Mangel ist, dem man nach und nach abhelfen muß."

Der Caplan lächelte traurig und sagte:

„Ein Mangel? ach Gott, was ist das für eine altmodische Ansicht! Die Welt spricht, es sei ein Vorzug." — —

Geldern reiste ab, um längere Zeit bei seinen Verwandten zu verweilen, mußte aber zuvor der Baronin

versprechen und geloben, Waldenhausen stets als seine Heimat anzusehen und nie zu vergessen, daß sie seine Schülerin und in tausend Dingen seines Rathes bedürftig sei. Der Caplan nahm sehr traurig von ihm Abschied.

„Meine friedlichen guten Tage in Waldenhausen sind vorüber," sagte er trübe.

„Sie haben länger als ein Vierteljahrhundert gewährt — warum sollten sie aufhören?" sagte Geldern lächelnd.

„Weil ein fremder Geist in Waldenhausen eingezogen ist," war die Antwort.

Leonilla, die alle Menschen für sich zu gewinnen wußte, indem sie mit einem Jeden so umging, wie es ihm lieb war — und die keine Mühe scheute, um dies Ziel zu erreichen, legte gegen den Caplan eine entschiedene Abneigung an den Tag. Der Doctor pflegte von ihr zu sagen, die Frau Baronin theile nicht selten bittere Mandeln aus, aber sie wären überzuckert; und nur der Caplan bekomme sie ohne Zucker. Leonilla sagte ihm eines Tages:

„Wissen Sie wohl, Herr Doctor, daß der arme Edwin ganz aufgeregt wird durch die Gespräche des Caplans."

„Nein, Frau Baronin, das weiß ich nicht und ich gestehe .... ich glaube es nicht."

„Doch! doch! gestern Abend, und sogar bei dem

Nachteſſen, hat der Caplan vom Tode geſprochen — ich weiß nicht was."

„Er ſagte, eine brave Frau in der Gemeinde ſei recht ſchnell geſtorben, doch zum Glück habe ſie noch zuvor die Sterbeſacramente empfangen."

„Gleichviel was — er ſprach vom Tode und Edwin hört das nur mit Widerwillen. Dazu iſt er ſelbſt, dieſe lange hagere Geſtalt mit den eingefallenen Zügen und dem ſpärlichen grauen Haar ein lebendiges Memento mori, eine erſchreckende Erſcheinung für Jemand, der wie Edwin ſchwache Nerven hat, und ich finde es gerathen, daß er nicht mehr mit uns ſpeiſe und auch nicht mehr Abends im Salon erſcheine, da Herr von Geldern, der ihn bei ſeiner Schachpartie nicht entbehren konnte, uns verlaſſen hat. Ich zweifle nicht, daß dieſe Einrichtung dem Herrn Caplan genehm ſein werde, und ich bitte Sie, ihm dieſelbe mitzutheilen."

Dem Caplan war ſie allerdings für ſeine Perſon ſehr willkommen, allein für Edwin war ſie ihm leid; denn Edwin intereſſirte ſich, ſo weit ihm das möglich war, für die Leute auf ſeinen Beſitzungen, war bereit ihnen zu helfen, ſie zu unterſtützen, und hörte immer gern zu, wenn Herr von Geldern oder der Caplan von ihnen erzählten. Geldern war fort und jetzt wurde auch er, der Caplan, entfernt. Er ſagte:

„Der arme Baron wird aber ganz abgeſchnitten von Allem was ihn freute."

„Nicht doch! Domino zu spielen ist ja sein größtes Vergnügen und dafür hat die Frau Baronin gesorgt, indem der neue Kammerdiener ganz ausgezeichnet, ja mit Tiefsinn Domino spielt. Das, die Harfe der Frau Baronin und meine Herbarien und Landkarten beschäftigen ihn hinreichend."

„Ja, seine Augen und Ohren — aber nicht seine Gemüths- und Geisteskräfte."

„Sie scherzen, wenn Sie von Kräften reden."

„So schwach diese sind, vorhanden sind sie noch; allein sie werden nach und nach ganz absterben, wenn man sie gar nicht pflegt."

„In der Residenz hat der Baron mehr Zerstreuung und Anregung. Er fährt spazieren, sieht Menschen, Pferde, schöne Wagen. Er besucht Ausstellungen von Kunst- oder Industrie-Gegenständen; ferner Blumenausstellung, zoologischen Garten, Aquarium. Das Alles unterhält ihn sehr. Am meisten aber das Schauspiel, nämlich Oper und Ballet, worin recht viel Wechsel zauberhafter Decorationen vorkommt und seine Augen ergötzt; denn Musik schläfert ihn auf die Länge ein, und für die Anmuth der Tänzerinnen hat er keinen Sinn."

„Das fehlte noch!" seufzte der Caplan.

„Gewiß, das fehlt ihm!" rief lachend der Doctor: „es stände besser mit ihm, wenn ihm dieser Sinn aufgegangen wäre."

„Herr Doctor, Sie sind allzu frivol!“

„Herr Caplan, Sie sind allzu einseitig. Weil Sie kein Auge für Frauenschönheit haben, sollen wir Anderen unsere Augen dagegen verschließen! — ist das gerecht? ist das verständig? — Die Schönheit einer Blume, eines Baumes, einer Landschaft erfreut mein Auge, mit Vergnügen betrachte ich das Farbenspiel des Regenbogens und des Colibris — und plötzlich sollen diese angenehmen Eindrücke Halt machen, wenn mein Blick auf das schönste Gebilde der Natur, auf ein schönes Weib fällt!! Das Weib ist auch eine Creatur Gottes, Herr Caplan! . . . . oder glauben Sie etwa mit manchen Theologen, das Weib sei ein Geschöpf des Satans?“

Der Caplan lachte hell auf und sagte:

„Diese Theologen möchte ich kennen! Der Türke behauptet das Weib habe keine Seele und daher auch keinen Zutritt in Muhameds Paradies. Aber, Doctor, Sie sind der Erste, der das Weib für ein satanisches Gebilde erklärt. Die Ansicht ist neu, aber häretisch oder — wenn Sie es nicht übel nehmen wollen — verrückt.“

„Nein, Herr Caplan, das nehme ich gar nicht übel. Sehen Sie, wenn man den Winter in einer großen Stadt verlebt und allen möglichen und quasi unmöglichen Unsinn, der dort zur Sprache kommt, gesehen, gehört, gelesen, besprochen hat: so muß man seinen Kopf mit beiden Händen halten, damit er nicht von

all' dem verwirrten, wilden, gährenden Material, das er aufnahm, wie eine Bombe zerplatze. Und endlich, Caplan, wenn es nur ein Product meiner überfeurigen Einbildungskraft wäre — und wenn in der That Niemand je gesagt hätte das Weib stamme vom Teufel: so gibt's doch Leute, welche behaupten das Menschengeschlecht stamme vom Affen ab, nicht gerade vom Orang-Utang, sondern von einer paläotherischen Sorte: Ist diese Ansicht schmeichelhafter für das Menschengeschlecht, als die meine?"

„Bester Doctor, bei dergleichen Hypothesen kommt es gar nicht auf Schmeichelei, sondern auf die Wahrheit an."

„Richtig, Herr Caplan! und das dürfen Sie mir glauben: einige Wahrheit ist auf Seiten meiner Hypothese. Schaut man dem Treiben mancher Frauen zu, so muß man sagen es sind Töchter Belials. Nun, hab' ich Recht oder nicht."

„Ja, figürlich gesprochen haben Sie Recht und eben deshalb habe auch ich Recht zu behaupten, daß man sich fern halten müsse von diesen Belialstöchtern, die zum Blendwerk der Schaubühne gehören."

„Freund Caplan," sagte der Doctor ernst, „es gibt noch andere Töchter Belials als jene, welche auf der Bühne ihre tollen Sprünge machen."

„Was meinen Sie?" fragte der Caplan ganz erstaunt über diesen ungewohnten Ernst des Doc-

tors, der die Dinge nicht allzu schwer zu nehmen pflegte.

„Ich meine das, was ich sage," versetzte der Doctor und ging von dannen.

Der Caplan hatte fortan nur äußerst selten Gelegenheit mit dem Baron zu sprechen und nie anders als in Leonilla's Gegenwart. Das Gespräch betraf auch nur die Nöthen armer kranker hilfsbedürftiger Leute, und der Caplan konnte nie dazu kommen, wie er früher gethan, ein Wort der Liebe, einen erhebenden Gedanken einzustreuen, um Edwins Blick von der irdischen Noth zum Himmel zu erheben. Es blieb bei der trockenen Aufzählung von Almosen, die zu spenden waren.

„Sie kommen mir vor wie ein redendes Register des menschlichen Elends," sagte Leonilla einst bei einer solchen Veranlassung zum Caplan.

„Und Sie, Frau Baronin, wie die Stellvertreterin Gottes, um dies Elend zu mildern," antwortete er mild.

„Es ist die Sache des Barons!" entgegnete sie kurz.

Die Gleichgiltigkeit, mit der sie diese Sachen behandelte, ging selbstverständlich auf Edwin über und er murmelte, wenn der Caplan einmal erschien:

„Alter langweiliger Bettler!"

Für sogenannte Zwecke der Humanität gab Leonilla nicht gerade mit vollen Händen, aber doch anständige Beiträge. Sie mußte nur sicher sein, daß das Wirken

dieſer Humanität außerhalb des Bereichs des katholiſchen Prieſters liege.

So ging das erſte Jahr ihrer Ehe vorüber. Sie ſchloß es mit einem glänzenden Feſte, das ſie in Waldenhauſen zur Nachfeier von Lydia's Vermälung gab. Sie hatte während des Sommers ganz zurückgezogen gelebt, unter Gelderns Leitung den Gang und die Richtung ihrer Geſchäfte ſtudirt und zugleich im Schloß große Veränderungen und Einrichtungen vorgenommen, die jetzt bei der feſtlichen Veranlaſſung zu Tage kamen. Ihr feiner Geſchmack und die Art und Weiſe, wie ſie — ſie allein! — dem Hauſe vorſtand und deſſen Glanz vertrat, machten ſie zum Gegenſtand allgemeiner Bewunderung. Dies Feſt wurde der Ausgangspunkt eines neuen Lebens zu Waldenhauſen. Die Geſelligkeit zog ein, die ſeit einem Vierteljahrhundert dort etwas ganz Unbekanntes geweſen war. Die Nähe von Oberau und von Lydia's Wohnſitz ermöglichte es, daß immer die eine oder die andere Perſönlichkeit aus Edwins Verwandtſchaft in Leonilla's Kreis ſich befinden konnte, und daß namentlich Graf Euben mehr in Waldenhauſen als in Oberau ſeine Tage verlebte. Leonilla behandelte ihn ſtets mit zärtlicher Dankbarkeit und mit der Aufmerkſamkeit einer guten Tochter und bedauerte nur, daß die Tante ſich viel ſeltener einfinde als der Onkel. Wenn Graf Euben ſeiner Frau dies Bedauern Leonilla's ausſprach, verſetzte die Gräfin kühl:

„Das rührt mich wenig.“

„Es ist doch ein Zeichen großer Aufmerksamkeit für Dich,“ erwiederte er.

„Leonilla soll ihre Aufmerksamkeit dem guten Edwin zuwenden — nicht mir.“

„Aber Edwin ist ja sehr zufrieden! Er hat Menschen und Bewegung um sich herum. Er hält sogar etwas auf seinen Anzug, was ihm sonst nie eingefallen ist. Du bist und bleibst ungerecht gegen die arme Leonilla trotz ihres musterhaften Benehmens.“

„Und Du bist und bleibst in sie verliebt, mein guter Wilibald, so weit Deine Stellung als Onkel dies gestattet.“

„Ah bah!“ sagte der Graf.

Da er zwischen fünfzig und sechszig Jahre zählte, war es ihm keineswegs unangenehm, daß seine Frau ihm diese jugendlichen Gefühle zutraute.

„Aber, lieber Onkel,“ fragte Leonilla, „weshalb läßt sich Rüdiger gar nicht sehen? Es ist ja ein Unsinn, sich während der schönen Jahreszeit in der Residenz und in einem Atelier einzusperren und nicht einmal zur Jagdzeit herzukommen.“

„Ja gewiß! eine ungeheure Verkehrtheit!“ versetzte der Graf: „Es ist nichts Gescheidtes mit dem Phantasten anzufangen! Er schrieb kürzlich seiner Mutter, sein Gemälde vom Knaben Samuel im Tempel fülle seine Gedanken und seine Zeit aus; er könne nicht kommen

und werde überdies im Winter genug mit uns zusammen sein. Ich bin in der That gespannt, wie das Gemälde schließlich ausfallen wird."

„Wäre nur der Gegenstand ansprechender, lieber Onkel! aber ein visionäres Kind — was läßt sich davon erwarten! Wer nicht weiß, daß der Maler Rüdiger von Euben ist, schaut es gar nicht an."

„Es ist unverantwortlich auf diese Weise sein Talent und seine schönen Jugendjahre zu vergeuden," murrte der Graf.

Zweites Kapitel.

Als die Winterstürme zu toben anfingen und als die ersten Schneeflocken fielen, floh Leonilla mit Edwin in die Residenz. Sie kam gerade rechtzeitig, um den Aufgang eines glänzenden Gestirnes am Horizonte der Gesellschaft zu erleben. Der Graf Theoderich von Teutleben, der seit einigen Jahren Gesandtschafts-Secretär in London und Paris gewesen war, hatte seinen Vater verloren und kam in die Heimat, um eine Erbschaft anzutreten, von der man sagte, daß sie dem außerordentlichen Geiz des Verstorbenen entspreche und außerordentlich groß sei. Selbstverständlich richteten sich die Augen aller Mütter ganz unbefangen und die aller Töchter ein wenig befangen auf Theoderich von Teutleben. Er beachtete das gar nicht und nahm nur in so weit die Höflichkeit und der gute Ton es erforderten, Rücksicht auf die Frauenwelt. Nur als Leonilla erschien, trat er aus seiner Gleichgiltigkeit heraus und wurde der feurigste ihrer Bewunderer. Sie war für ihn herablassend genug sich bewundern zu lassen, ohne den mindesten Werth auf seine Huldigung

durchblicken zu lassen. Ihre ganze Theilnahme schien sich auf Rüdiger zu beschränken.

„Aber Rüdiger, Du siehst ganz krank aus!“ rief sie ihm entgegen, als er zum ersten Mal sie besuchte. „Schau' ihn an und sprich, Edwin: sieht er nicht blaß und angegriffen aus?“

„Ja, blaß und angegriffen,“ sagte Edwin wie ein schwaches Echo.

„Ich befinde mich aber ganz vortrefflich,“ versicherte Rüdiger lächelnd: „die Arbeit ist meine Freude, also gönnt sie mir.“

„Mit Maß, Rüdiger, mit Maß! wir wollen auch etwas von Dir haben,“ sagte Leonilla lebhaft: „Du darfst nicht das frische Leben Deines Geistes an die todte Leinwand heften.“

„Warum nicht, wenn ich ihr dadurch Leben einhauche? — Das ist ja eben der Beruf der Kunst. Sie soll Ideale versinnlichen.“

„Bester Rüdiger, welch' Ideal kannst Du denn durch Deinen kleinen Judenjungen versinnlichen!“

„Ja, durch Deinen kleinen Judenjungen,“ setzte Edwin hinzu, dem dieses Wort aufgefallen war.

„Das Ideal einer reinen Seele! sie lauscht auf Gottes Einsprechung und das verklärt den Menschen,“ versetzte Rüdiger.

„O, nur keine Mystik! sie erinnert allzu sehr an Mythe!“ rief Leonilla.

„Wie der Traum an eine Wahrheit — ja.“

„Nein! ob christliche, ob heidnische Fabelwelt — das ist einerlei. Fabel ist Beides. Mystik wie Mythe.“

„Wer sagt Dir das?“

„Vernünftiges Nachdenken.“

„Und wer beglaubigt Dir, daß Dein Denken der Vernunft entspreche?“

„Die Vernunft aller Jahrhunderte.“

„Aber wer gibt dieser Vernunft den Ausdruck? Wer ist der Wortführer dieser Vernunft aller Jahrhunderte?“

„Der Lichtgeist, der allzeit in der Menschheit durch seine Organe den Geist der Finsterniß bekämpft hat.“

„Meinst Du nicht, daß ein Lichtgeist ohne höhere Beglaubigung ein Irrwisch sein könne?“

„O ja!“ sagte sie abbrechend: „da ich aber von Deinem Offenbarungsglauben nicht sonderlich viel halte, und da Du bereit bist mit ihm und für ihn in's Feld zu rücken, so habe ich keine Lust seinetwegen zu disputiren .... und ich will Dich lieber fragen, ob mein Porträt fertig und ähnlich ist.“

„Fertig und ähnlich in der Vollkommenheit, wie eine große Kunst sie leistet.“

„Herrlich! das freut mich!“ rief sie und klatschte vergnügt in die Hände: „Nicht wahr, Edwin, zuerst kommt es auf die Kunstausstellung, um den Ruhm der Signora — wie heißt sie doch? — zu begründen und

dann wird es sich im rothen Salon zu Waldenhausen ganz vortrefflich ausnehmen."

„Ja, im rothen Salon," sagte Edwin.

„Und bis dahin hängen wir es hier auf, obgleich die Beleuchtung sehr unvortheilhaft ist. Nicht wahr, Edwin?"

„Ja, ja, ja: ich muß jetzt Domino spielen," versetzte er eilfertig und ging in sein Zimmer.

„Er ist recht glücklich!" sagte Leonilla, als er fort war.

„Glücklich! mit einem verschleierten Bewußtsein!" rief Rüdiger.

„Ja, denn er ist zufrieden .... und das ist mehr, als Du von Dir sagen kannst und ich von mir."

Und immer wieder und wieder fühlte Rüdiger das tiefe Mitleid mit Leonilla, dessen er sich nicht erwehren konnte, seitdem er in ihre trost- und glaubenslose Seele geschaut hatte. Immer wieder und wieder fragte er sich heimlich, ob sie denn nicht — und wie sie wohl zu retten sein könne — und ob das nicht etwa seine Aufgabe sei, jetzt gerade, da Leonilla ihn freundlicher behandelte und ihn nicht mehr so kindisch zu finden schien als im vergangenen Jahre. Sie fesselte seine Gedanken. Daß es vom Kopf zum Herzen nicht so gar weit sei, bedachte er nicht.

Wer mit grenzenloser Verwunderung eine gewisse Sympathie Leonilla's für Rüdiger wahrnahm, das war Graf Theoderich von Teutleben. Wie war es dieser

Frau möglich den kleinen obscuren, in sein Atelier vergrabenen Rüdiger von Euben nur zu bemerken, wenn er, der glänzende, der besiegende Theoderich ihr huldigte! .... Räthselhaft! unerklärlich! .... Vielleicht eine kleine Comödie? — Er ließ sich nicht irre machen und fort und fort, bei jeder Veranlassung, traf sie ihn und den Ausdruck seiner Bewunderung. Und so folgte er denn auch Leonilla's Aufforderung, mit ihr und Edwin Rüdigers Atelier zu besuchen, als dieser erklärt hatte sein Gemälde sei fertig.

„Nur bitte ich kein Urtheil von mir zu verlangen, gnädige Frau, denn ich verstehe gar wenig von der edlen Malerkunst," sagte Theoderich.

„Ich auch," antwortete Leonilla, „aber wir können doch sagen, ob es uns gefällt."

„Ja, das können wir!" bekräftigte Edwin.

Sie gingen in Rüdigers Atelier in der Wohnung seiner Eltern. Als Leonilla eintrat, sah sie sich um und sagte:

„Hier also bist Du mit Deinen Phantasiegebilden zu Hause? .... Es sieht aber ganz friedlich bei Dir aus .... keine Spur von genialer Unordnung."

„Nein, keine Unordnung! das ist schön von Dir, Rüdiger," sagte Edwin, der eine pedantische Ordnung in seinem Zimmer liebte und jeden Stuhl zurecht rückte, wenn er um einen halben Zoll anders stand, als er eigentlich stehen sollte.

Rüdiger öffnete die Thüre zu seinem Atelier und die Eintretenden standen dem Gemälde gegenüber.

Der Knabe Samuel ist schon zweimal durch die Stimme des Herrn aus dem Schlaf geweckt worden. Schon zweimal ist er vom Lager aufgesprungen, zum Hohenpriester geeilt und hat nach dessen Befehl gefragt. Schon zweimal hat der Hohepriester geantwortet, nicht er habe Samuel gerufen. Als zum dritten Mal die Stimme des Herrn ihn weckt, steht Samuel wieder auf, aber er fällt auf die Kniee und sagt: „Sprich, o Herr, dein Diener hört.“ Und so kniet er da, lauschend, athemlos, in Ehrfurcht staunend, doch in kindlicher Unschuld ruhig, so recht das Bild, wie die reine Seele die Einsprechung Gottes aufnimmt: in heiligem Frieden. Ein Lichtglanz in der Höhe bezeichnet die Stelle, woher die Stimme kommt und beleuchtet zugleich den Samuel.

„Ein betendes Kind ist immer ein rührender Anblick,“ sagte nach einer Weile Graf Theoderich!

„Ja,“ sagte Leonilla, „aber was ist der Gegenstand Deines Gemäldes, Rüdiger? ich habe es vergessen.“

Rüdiger gab es an.

„Es scheint mir eine Unvollkommenheit — vergib, daß ich es offen sage, bester Rüdiger! — daß man Dein Gemälde nur dann versteht, wenn es erklärt wird,“ sagte Leonilla trocken.

„Du hast ganz Recht," versetzte er ruhig.

„Und ich fürchte, es findet aus diesem Grunde wenig Beifall auf der Ausstellung," fuhr sie fort.

„Auf der Ausstellung?" fragte Rüdiger erstaunt: „daran denke ich gar nicht. Ich bin Dilettant und habe mit der großen Kunstwelt nichts zu schaffen. Durch die Bilder eines Malers sieht man in sein Herz. Meinst Du, ich hätte dazu Lust?"

„Warum nicht, wenn die Geheimnisse Deines Herzens so unschuldig sind wie dies Gemälde," warf sie hin.

„Und wäre es nicht unterhaltend und auch anregend," fragte Theoderich, „die verschiedenen Urtheile des Publikums zu vernehmen. Man spricht freilich über Gemälde. Man ist aber gar nicht daran gewöhnt, eine Herzensergießung des Malers in ihnen zu sehen."

„Nicht?" sagte Rüdiger: „Wenn ich ein Bild vor mir habe, welches christliche Ideen durch einen in Gift und Galle getauchten Pinsel darstellt — ist das keine Herzensergießung? — Oder ich sehe ein frivoles Bild, gemalt mit den frappantesten Farben, die darauf berechnet sind den Gegenstand in's schärfste Licht zu stellen und das Auge des Beschauers anzulocken — ist das keine Herzensergießung?"

„Vergessen Sie nicht, daß — wie man zu sagen pflegt — die Kunst nach Brot geht. Die Mode, die

geiſtige Strömung der Zeit, die Sorge für eine Familie — das Alles hat Einfluß auf die Schöpfungen des Künſtlers. Er malt eine Venus und möchte vielleicht lieber eine Madonna malen."

„Nun, das wäre eine indirecte, eine umgekehrte Herzensergießung," entgegnete Rüdiger lachend.

„Wo haſt Du das Original dieſes ſchönen Köpfchens geſehen?" fragte Leonilla.

„In einer Kirche."

„Iſt es möglich? . . . . Aber doch nicht mit dieſem Ausdruck?"

„Ungefähr ſo."

„Künſtler idealiſiren immer," ſagte Theoderich.

„Ja, wenn der Gegenſtand es verdient," verſetzte Leonilla abbrechend und fügte hinzu: „Tritt heraus aus der Sphäre der Kinderwelt, Rüdiger . . . . dann wirſt Du ohne Zweifel Tüchtiges, Schönes leiſten . . . . aber Du mußt freier werden und Deinen gebundenen Flügeln einen höheren Schwung geſtatten."

„Erlauben Sie mir, Graf Euben, dieſelbe Bitte auszuſprechen," ſagte Theoderich: „gehen Sie aus der Region des Gefühls in die des Gedankens über und Ihr Talent wird einen rieſigen Fortſchritt machen."

„Ich habe alſo bei Ihnen Beiden mit meinem Knaben Samuel Fiasco gemacht," ſagte Rüdiger lachend, „und er iſt gefallen, der Arme! nicht wahr, Edwin."

„Er iſt gefallen vom Himmel herunter," antwortete

Edwin, der während der ganzen Zeit vor dem Gemälde saß und es betrachtete.

„Edwin gibt ein Kunsturtheil ab! das ist neu und sehr schmeichelhaft für Dich, Rüdiger," sagte Leonilla.

„Das ist der Zauber, der in der Kunst liegt und dem sich Niemand ganz entziehen kann," setzte Graf Theoderich verbindlich hinzu.

Aber Rüdiger beachtete es nicht und drückte nur Edwins Hand. — —

Rüdiger hatte das Original seines kleinen Samuel nicht wieder gesehen, weder in irgend einer Kirche noch bei der Malerin, die er zuweilen in Leonilla's Auftrag besuchte und sie immer allein und bei ihren Arbeiten fand, eine ernste, sorgen- und kummervolle Frau. Jetzt plötzlich erhielt Leonilla ein Billet von ihr mit der Anzeige, das Gemälde sei abzuholen und der Preis dafür bei dem Banquier X. einzuzahlen. Beides geschah und dadurch erfuhr man, daß die Signora Espérance Sisania abgereist sei. Für Leonilla war diese Nachricht höchst gleichgiltig, denn sie hatte ihr Bild und es war wunderschön, nur so viel idealisirt, wie jedes Bildniß es sein muß, weil die Bewegung und Beweglichkeit des Lebens einen Reiz gibt, den Farben und Pinsel unmöglich geben können, und der durch einen andern Reiz ersetzt werden muß. Leonilla war ungemein zufrieden. Ihr schöner Kopf sprechend ähnlich; die Stellung zur Harfe so anmuthig, so

natürlich wie möglich; die Hände auf's feinste vollendet. Abgesehen vom schönen Bildniß, war es auch ein schönes Bild. Alle Welt bewunderte es. Dieser nannte es Desdemona.

„Aber ohne Othello," sagte Leonilla scherzend.

Jener nannte es Corinna.

„Nur nicht auf dem Wege zum Capitol," setzte sie hinzu.

„Es ist eben Leonilla," sagte Rüdiger.

„Und was sagen Sie, Graf Teutleben?" fragte sie.

„Ich schweige," erwiederte er mit einem Anflug von Verstimmung.

Sie bemerkte es; aber sie veränderte nicht ihr Benehmen, weder gegen ihn noch gegen Rüdiger. Rüdiger war ungleich interessanter mit seinem feinen edlen Antlitz und dem ernsten aber doch so lebhaften Ausdruck seiner dunkeln Augen. Im großen Kreise mochte Teutlebens glänzende Erscheinung ihn verdunkeln; im kleinen Kreise war das sehr zweifelhaft, und Teutleben schien es mit Verwunderung zu fühlen.

„Wie unerträglich sind die Männer, die sich für unwiderstehlich halten! ich fasse es nicht, wie eine Frau sich für einen solchen interessiren kann," sagte Leonilla einmal zu Rüdiger.

„Wohl Dir!" entgegnete er; „aber es ist nun einmal so: um zu besiegen muß man siegesgewiß sein." — —

Im Januar kam nach alter Gewohnheit Graf Euben in die Residenz und Philiberte erschien in der großen Gesellschaft. Im vorigen Winter hatte man sie nur im Salon ihrer Mutter gesehen. Jetzt war sie achtzehn Jahre alt, in frischer Jugendblüte, mit muntern Augen, einem schelmischen Lächeln und mit dem Ausdruck heitern Frohsinns in ihrer ganzen Erscheinung. Dabei war sie etwas eitel und unbesonnen. Sie hatte große Freude an Bällen und Festen, an schönen Toiletten — an Allem, was der Wirbelwind der großen Gesellschaft herbeiführt; und sie äußerte es unbefangen. Man fand sie reizend.

Graf Theoderich hatte noch nie daran gedacht sich zu vermälen. Er gehörte zu den Männern, welche die Welt verwöhnt und verdirbt, und welche dann wiederum dazu beitragen sie zu verderben. Die Ehe war ihm bisher als ein unbequemes, langweiliges Joch erschienen. Man wußte, daß er lebhafte Neigungen geweckt und gefühlt habe. Vielleicht fand man ihn flatterhaft; doch im Ganzen war sein Ruf gut. Jetzt, nach dem Tode des Vaters hieß es, er werde den Staatsdienst verlassen, was ungefähr gleichbedeutend damit war: er werde sich vermälen. Und in der That! nachdem er Philiberte kennen gelernt hatte, schien die Ehe in den Kreis der Möglichkeiten für ihn zu treten. Philiberte nahm anfangs arglos seine Huldigung an; sie war jung genug, um sich ganz unbefangen unter-

halten zu wollen, ohne an heirathen zu denken. Sehr bald aber fühlte sie sich geschmeichelt durch seine Aufmerksamkeit und verbarg es ihm nicht. Gräfin Euben war keineswegs damit einverstanden. Sie warnte Philiberte. Sie sagte:

„Nimm Dich in Acht, Philiberte! Graf Teutleben spricht gern mit Dir, weil du munter und fröhlich und ein Neuling in der Welt bist. Das unterhält ihn. Ernste Absichten hat er nicht, und du würdest gewaltig irren, wenn Du solche bei ihm voraussetzen wolltest."

„Voraussetzen will ich das nicht, beste Mama, allein es könnte doch kommen," entgegnete unverzagt Philiberte.

„Es wäre kein Glück für Dich! Graf Teutleben gehört zu den freien Denkern, nämlich zu Leuten, die nicht nur weder Glauben noch Religion haben, sondern die sogar etwas darauf sich zu gut thun."

„Ach, Mama, man kann sehr gut sein, ohne alle Tage in die Messe zu gehen. Schau' Leonilla! welch' musterhaftes Leben führt sie, ohne besonders viel auf Religion zu geben. Und Männer thun das überhaupt nicht so viel — wenigstens nicht die jungen Männer."

„Darum gibt es auch recht viel unglückliche Ehen, Philiberte, und es wäre mir ein bitterer Kummer, wenn Du leichtsinnig eine solche eingehen wolltest."

Aber Philiberte lieh der Gräfin nur ein halbes Ohr und das ganze — dem Grafen Teutleben.

„Wie findest Du den Grafen?“ fragte sie Leonilla.

„Nicht übel,“ entgegnete diese kühl, denn sie war im Innersten des Herzens verletzt, daß ein Mann wie Teutleben neben ihr die kleine Philiberte bemerken könne — ein ganz hübsches Persönchen, aber doch sternenweit unter einer Leonilla.

„Nicht übel!“ wiederholte Philiberte lachend: „das Wort paßt gar nicht auf einen so eminenten Mann.“

„Eminent? .... weil er sich ein wenig in Dich verliebt hat, — nicht wahr?“

„Nicht deshalb!“ versetzte Philiberte erröthend: „aber nenne mir Jemand, den Du höher stellst.“

„Nun, zum Beispiel Rüdiger.“

„Rüdiger? unser Rüdiger? .... Nein, Leonilla, das glaube ich Dir nicht.“

„Halte das wie Du willst! Rüdiger ist an Geist und Gemüth viel reicher begabt, und nur seine große Zurückhaltung bewirkt, daß er in der Gesellschaft nicht so glänzt wie er es könnte, wenn er sich einige Mühe geben würde. Ueberdies ist er auch viel schöner. Welch' ein edler Kopf! — Bei Graf Teutleben ist Alles blendend — edel nicht.“

„Ich wußte bisher gar nichts von Deiner Begeisterung für meinen Bruder, den Du wie ein halbes

Kind zu behandeln pflegtest," sagte Philiberte mit einem Anflug von Spott.

„Man bleibt nicht immer ein Kind," antwortete Leonilla; — „Rüdiger hat sich im Laufe des Winters mir angeschlossen, und dadurch bin ich im Stande, ihn richtiger zu beurtheilen als früher."

Allerdings hatte sich Rüdiger ihr angeschlossen, ohne sich klare Rechenschaft zu geben, was sie so anziehend mache. Mitleid mit ihrer Lage, ihrer Erziehung, mit ihren Mängeln, welche sie unglücklich — und mit ihren Vorzügen, welche sie nicht glücklich machten — tiefes Mitleid war der Anfang einer Empfindung gewesen, die bereits in das lebhafteste und unbedingte Interesse übergegangen war, bevor er bemerkte, daß nicht er, wie er es wünschte, auf Leonilla — sondern Leonilla auf ihn den größten Einfluß habe. Und als er es bemerkte, da schien es ihm ganz in der Ordnung zu sein, daß die reichere Natur der ärmeren mittheile. Doch hielt er dabei die Hoffnung fest, eine Sinnesänderung bezüglich der Religion sei in ihr nicht unmöglich und mit großer Geduld und Sanftmuth könne er in dieser Beziehung auf sie wirken. Und doch sagte sie ganz gelassen:

„Nein, Rüdiger, mit Deinem Christenthum mußt Du mich verschonen. Hat die uralte Weisheit der Priester zu Memphis und Heliopolis — haben die Orpheischen und Eleusischen Geheimlehren — haben die

Weissagungen im Hain von Dodona ihren Tag gehabt, ihren Einfluß geübt und — verloren: so ist es auch nicht anders mit dem Christenthum. Alles hat seine Zeit, tritt in die Welt ein, geht vorüber — der Mensch, der Baum, das Religionssystem. Der Mensch stirbt, der Baum wird gefällt, das Religionssystem verschwindet, sobald der Glaube an dasselbe geschwunden ist — und der Glaube wechselt, wie jede andere menschliche Ansicht."

Rüdiger wollte sich auf die christliche Offenbarung berufen.

„Ich bitte Dich, schweige davon," unterbrach sie ihn: „Als andere Religionen in Blüte standen und ihre heilsame Wirkung auf die Völker übten — da hat man ihre Lehren wahrlich nicht für eine menschliche Erfindung gehalten, sondern man hat sie als eine höhere Eingebung verehrt. Das ist Menschenart, Rüdiger. Von Jehova auf dem feurigen Sinai empfing Moyses die Tafeln des Gesetzes und von der Nymphe Egeria in ihrer kühlen Grotte lernte König Numa die Weisheit, die er in seinen Gesetzen niederlegte. Von je her fühlte sich der Menschengeist als etwas so Unvollkommenes, daß er nach höherer Beglaubigung griff."

„Aber nur dem Christenthum steht sie zu Gebot," entgegnete Rüdiger. „Nur das Christenthum hat Zeugen für seinen göttlichen Ursprung, Zeugen, die mit dem

Beginne der Menschheit auftreten und durch alle Jahrhunderte gehen."

„Um das anzunehmen muß man eben an eine spezielle übernatürliche Offenbarung glauben."

„Ja, Leonilla! und um zu glauben muß man glauben wollen."

„Was würde es mir nützen?"

„Die Gnade und die Kraft der Erlösung stände Dir zu Gebot."

„Die Erlösung verstehe ich nicht und verlange ich nicht. Aber es gibt Erlöser."

Rüdiger starrte sie an. Leonilla sah so schön, so traurig und so stolz aus, daß er dachte: Geldern hat Recht sie zu nennen Engel Lucifer. Sie fuhr fort:

„Ja, Rüdiger! ein Erlöser ist das Glück. Nicht reich sein, nicht schön sein, nicht Dies und Das haben ist glücklich sein. Das Glück wäre Etwas, das ohne Wechsel und ohne Wandel, in stets gleichem Licht und gleichem Maß mein ganzes Wesen so erfüllte, daß kein Wunsch irgend einer Art auftauchte. Das wäre Erlösung."

„Das ist Seligkeit, Leonilla — und auf Erden finden wir sie nicht."

„Wohlan!" fuhr sie fort, „deshalb gibt es noch einen andern Erlöser, einen starken, einen mächtigen — das ist der Tod! . . . . Der macht ein gründliches Ende mit der Qual des Lebens. Doch wir sind jung."

ſetzte ſie abbrechend hinzu: „wir wollen hoffen, daß uns vielleicht dennoch das Glück, wie ich es träume, erlöſen werde.“

Rüdiger wußte zwar, daß das nicht richtig ſei was Leonilla ſagte und verlangte; allein ſie war ſo ſchön und ſo unglücklich, daß er ihr unmöglich immer widerſprechen konnte. Fand ſie Troſt in dieſem Gedanken — weshalb ihr dieſen Troſt rauben! — So ſtand es mit ſeinem Einfluß auf ſie!

Er malte wieder ein großes Bild. Im Mondlicht ſtand die Druidin im Walde und ſchnitt mit einer goldenen Sichel das Zauberkraut ab, aus welchem der Trank, der die Unſterblichkeit gab, bereitet wurde. Die ſchöne Druidin trug Leonilla's Züge. Das Gemälde war viel ſchöner, viel vollendeter als das vom Knaben Samuel.

„Du haſt große Fortſchritte gemacht, Rüdiger,“ ſagte Leonilla mit Befriedigung, „fährſt Du ſo fort, ſo bereitet die Druidin für Dich den Trank, der Unſterblichkeit gibt — ich meine die Unſterblichkeit, die dem Genie gebührt.“

„Wäre dies Bild deren erſte Stufe, ſo würde ich ſie Dir verdanken; denn Du, Leonilla, haſt mir dies Gemälde in die Seele gegeben,“ erwiederte Rüdiger.

Drittes Kapitel.

Zu Ende des Winters war Philiberte mit Graf Teutleben verlobt. Sie war selig und wurde allgemein beneidet, denn Theoderich war ohne Frage die glänzendste Partie, die sich im Laufe des Winters geboten hatte. Er war bezaubert von seiner reizenden Braut und Graf Euben ungemein zufrieden mit dem Schwiegersohne. Gräfin Euben minder. Sie warnte Philiberte vor der Gefahr, die aus einer Ehe mit einem ungläubigen Manne entspringen könne; sie warnte deshalb auch den Grafen, Theoderichs Absichten nicht zu begünstigen. Allein Philiberte sagte zu ihrem Vater:

„Nicht wahr, die Mama ist allzu ängstlich, Papa? Graf Teutleben ist ja ein sehr edler Mann, sehr großmüthig. Welche bedeutende Summe hat er für die Ueberschwemmten gegeben .... und in unserem Bazar für das Kinder-Rettungshaus hat er allein fast meinen ganzen Kram mir abgekauft! .... und bei einem solchen Manne soll meine Seele in Gefahr sein! Glaubst Du das auch, Papa?“

Graf Euben besann sich ein wenig und sagte dann, um das Vertrauen seiner Tochter doch etwas zu rechtfertigen:

„Schau, Philibertchen, für eine hübsche junge Person gibt es überall Gefahren. Sie kann eitel werden, leichtsinnig werden, gefallsüchtig werden, flatterhaft werden, verschwenderisch werden, vergnügungssüchtig werden; — aber dies Alles kann sie werden mit dem einen wie mit dem andern Mann, vermält und unvermält. Sie muß Acht auf sich haben; das ist für jede Frau ohne Ausnahme die Hauptsache. Sollte Graf Teutleben nicht so fromm sein wie Deine Mutter es wünscht, so wirst Du ohne Zweifel diesen Mangel ersetzen, da die Mama Dich und Lydia sehr fromm erzogen hat."

„Ich bin lange nicht so fromm wie Lydia, und wie die Mama es wünscht," sagte Philiberte.

„Nun, ich denke Graf Teutleben wird mit Deiner Dosis Frömmigkeit ganz zufrieden sein und ich denke, daß Ihr Beide ganz gut für einander paßt," sagte der Graf beruhigend und beruhigt.

Leonilla konnte Theoderichs Wahl gar nicht fassen. In ihrer nächsten Nähe fesselte ihn ein junges Mädchen, das so eben in die Welt trat — fesselte ihn, den Weltmann. Hätte er aus London oder Paris die Braut geholt — nun, das wäre zu begreifen gewesen: aber aus Oberau! aber aus Leonilla's engstem Familien-

kreiſe! aber eine Philiberte, ein kleines Mädchen, ganz hübſch freilich und naſeweis genug. Das war unbegreiflich! Sie ſagte zu Rüdiger, indem ſie unmuthig ihren blonden Lockenkopf ſchüttelte:

„Begreifſt Du dieſe Leidenſchaft Theoderichs für Philiberte?“

„Eine Leidenſchaft iſt gewöhnlich allen Menſchen unbegreiflich, ausgenommen Dem, der ſie einflößt und Dem, der ſie fühlt. Ja, zuweilen auch dieſen Beiden,“ entgegnete er.

„Aber Rüdiger, denkſt Du ſo ſcharf über die Leidenſchaft nach!“ rief ſie und ſah ihm tief in die Augen. „Wie iſt denn das gekommen? Sprich!“

Sie ſetzte ſich gemüthlich zurecht, wie um einer Erzählung zuzuhören.

„Es iſt gekommen .... ſeitdem ich ſie fühle,“ entgegnete er beklommen.

„Und wird ſie verſtanden?“ fragte ſie nachdenklich.

„Das frage ich Dich!“ ſagte er leiſe.

„Ich bin ja damit beſchäftigt, Theoderichs Leidenſchaft für Philiberte zu enträthſeln und ſoll mich jetzt in gleicher Weiſe mit der Deinen beſchäftigen! Nein, Rüdiger! Du verlangſt zu viel!“ rief ſie lachend.

„Ich verlange nichts ... ich wünſche nur?“

„Ah .... Du überſetzeſt den Petrarca von der Liebe „che molto brame, ma nulla chiede.“

„Und Du den Dante, der jede Hoffnung unterſagt.“

„Du irrst, Rüdiger! Dante ist immer zu hoch für mich gewesen," antwortete Leonilla immer lachend, setzte aber plötzlich ernst hinzu: „Es ist eine gefährliche Sache von der Leidenschaft zu reden, mögen sie uns selbst oder Andere betreffen. Sie hat eine so feurige Atmosphäre, daß die Flamme uns ergreift, ehe wir uns dessen versehen — und ich habe nicht Lust Theoderichs wegen, von dessen Leidenschaft für Philiberte wir ausgingen, mich zu verbrennen. Komm' her, ich zeige Dir die Schmucksachen, die Edwin und ich zum Hochzeitsgeschenk Deiner Schwester bestimmen." — —

Die Vermälung fand im Frühling in Oberau statt und Graf Teutleben machte mit seiner Frau eine Hochzeitsreise durch halb Europa.

Leonilla sagte zum Doctor:

„Ich meine daß die Luft der Pyrenäen sehr heilsam für den Baron sein müsse. Sie meinen es auch, nicht wahr?"

„Gebirgsluft ist immer nervenstärkend, gnädige Baronin."

„Die Schweiz ist mir odiös wegen des unerträglichen Tumultes der Reisenden. Die Pyrenäen sind bei Weitem nicht so überlaufen und sind freilich auch nicht so elegant; — aber wunderschön sind sie und wir werden dort drei Monate zubringen. Machen Sie sich reisefertig, Herr Doctor. In der nächsten Woche geht es fort — nach welchem Badeort, das mögen Sie bestimmen."

„St. Sauveur und Barèges haben eine etwas rauhe Lage und einförmige Umgebung. Touxbonnes und Bagnères de Bigorre liegen sehr lieblich.“

„Gut! so wählen wir das letztere,“ entschied sie.

Sie fuhr mit Edwin nach Oberau, um sich zu verabschieden. Rüdiger war noch bei seinen Eltern.

„Was fängst denn Du, Rüdiger, mit Deinem Sommer an? wo machst Du Naturstudien?“ fragte Leonilla.

„Ich dachte nach Schottland zu gehen,“ antwortete er.

„O nur nicht nach Schottland!“ rief sie. „Da mußt Du Deine Studien unter dem Regenschirm machen. Das Reich des Malers ist die Farbe und durch Farben muß er wirken. Schottland ist grau. Der Himmel, die Berge, die Seen, das Moor- und Haideland — grau! grau! Dazwischen freilich etwas Wald und die unermeßlichen Parks, die Großbritanniens Stolz und Schönheit sind. Die sind grün. Aber das monotone Grün ist mit nichten erheiternd, um so weniger, als die Sonne fehlt mit ihrem Wechsel von Licht und Schatten. Ich war vor Jahren mit meiner Mutter in Schottland; sie wurde dort melancholisch gestimmt und nur meine Jugend bewahrte mich vor demselben Schicksale.“

„Aber das Hochland,“ wendete Gräfin Euben ein, „das romantische Hochland.“

„Unter beständigen Regenströmen hört aller Sinn für Romantik auf, liebe Tante. Ich will nicht behaupten, daß Schottland gar keine Naturschönheit besitze, aber mir scheint, daß der Dichter sie besser genießen müsse, als der Maler, weil sie der Phantasie einen ungleich größeren Spielraum bietet, als dem Auge. Nein, Rüdiger! Schottland bietet Dir kein Interesse. Begleite uns in das sonnige Land der Pyrenäen, wo Rebenhügel den Fuß der Gletscher umkränzen und wilde Wasserfälle des Hochgebirges in Kastanienwälder hineinbrausen: Nicht wahr, Edwin, wenn Rüdiger mit uns ginge — das wäre schön."

„Das wäre schön," wiederholte Edwin.

„So gehe doch mit, Rüdiger," sagte Graf Euben: „hätte ich mich nicht an den Gebrauch von Carlsbad gewöhnt, so ginge ich auch nach Bagnères de Bigorre."

„Ich stimme für Schottland, Rüdiger," sagte die Gräfin.

Man kannte ihre Art und Niemand beachtete den Widerspruch. Als Leonilla fort war, nahm sie Rüdigers Arm, ging mit ihm in den Park und bat ihn inständig, nach Schottland zu gehen oder wohin er wolle — nur nicht in die Pyrenäen.

„Ich habe während des ganzen Winters mit wahrer Herzensangst beobachtet, wie Du von Tag zu Tage mehr in Leonilla's Zauberkreis gerietheſt. Ich hoffte

der Sommer würde Dich von ihr trennen .... nur in der Entfernung von ihr ist Heil für Dich .... das ist meine feste Ueberzeugung."

Rüdiger fühlte sich im Herzen getroffen, versicherte jedoch hoch und theuer, von einer Gefahr könne für ihn nicht die Rede sein, wenngleich er Leonilla interessanter finde, als irgend eine Frau.

„Das ist es ja eben!" sagte die Gräfin. „Man bemerkt die Gefahr erst dann, wenn es zu spät ist. Leonilla interessirt Dich über die Maßen; das zieht Dich zu ihr hin ... und plötzlich wird Dein armes Herz in Flammen stehen und Dich elend machen. Deshalb beschwöre ich Dich, Rüdiger, gehe nach Schottland, gehe nach Norwegen, gehe nach Island — aber nicht nach Bagnères."

„Beste Mama," versetzte Rüdiger empfindlich, „Deine ungerechtfertigten Befürchtungen sind kränkend .... für mich sowohl als für Leonilla."

„Nein!" erwiederte sie bestimmt: „sie sind ganz in der Ordnung und gründen sich auf allgemeine Erfahrung, von der ich zu Deinen Gunsten keine Ausnahme machen kann. Und was Leonilla betrifft, so will ich nicht ungerecht sein; aber ich bleibe dabei, daß sie keine Frau ist, die auf Andere einen günstigen Einfluß hat. Philiberte hat nicht in der Bildung ihres Charakters gewonnen, seitdem Leonilla in unseren Familienkreis eingetreten ist, und früher hattest

Du selbst instinktmäßig vor Leonilla eine gewisse Scheu“ . . . . —

„Ja, wegen ihrer Ueberlegenheit.“

„Nein, mein Sohn! ihre Ueberlegenheit hätte Dich schüchtern machen können, aber nicht scheu. Du hattest eine gewisse Furcht vor ihr wie vor einem Wesen das Unheil bringt. Klar war Dir das nicht“ . . . —

„Gewiß nicht!“ fiel Rüdiger ein: „doch erlaube mir zu erwiedern, daß auch Du in diesem Punkt nicht ganz klar bist, denn Du warst von Anfang an gegen Leonilla eingenommen, während ich doch nur die Schüchternheit oder — wenn Du willst — die Scheu vor ihr hatte, die ein junger Mann von einundzwanzig Jahren gegenüber einer sehr schönen, sehr weltgewandten und sehr liebenswürdigen Frau nicht selten empfindet.“

„Nein, mein Sohn, das war es nicht! Du tratest vor Leonilla zurück wie vor einem Wesen, dem man keinen guten Einfluß zutraut. Entsinnst Du Dich nicht, daß Du sie Schlangenkönigin nanntest?“

„Liebe Mama, erinnere mich doch nicht an ein Wort, das man hinwirft ohne es zu überlegen und für welches ich im Stillen schon hundertmal Leonilla um Vergebung bat.“

„Du bist jetzt zur Genüge gewarnt, Rüdiger,“ sagte die Gräfin seufzend, „und ich bin daran gewöhnt in meiner Familie eine zweite Cassandra zu sein, Alles

vorauszusehen, was Unheil bringt und keinen Glauben zu finden."

Rüdiger betheuerte seiner Mutter, er sei ihr unaussprechlich dankbar für ihre sorgende Liebe, allein es drohe ihm keine Gefahr, in den Pyrenäen so wenig als in Schottland — und sie möge sich vollständig über diesen Punkt beruhigen.

Selbstverständlich wurde die Mutter keineswegs durch diese Versicherungen beruhigt. In Rüdiger aber stand der Entschluß fest, wenn nicht gerade nach Bagnères, so doch in die Pyrenäen zu gehen — theils weil Leonilla's Ansicht maßgebend für ihn war und hauptsächlich, weil er lieber bei ihr als fern von ihr war. Er gerieth schon auf die krummen Wege, die zum Verbotenen führen, als er am nächsten Tage dem Vater seinen Entschluß mittheilte und ganz listig hinzusetzte:

„Die Mama fürchtet es könne etwas anstößig sein, wenn ich mit Edwin und Leonilla reisen würde. Findest Du das auch?"

„Deine Mutter ist eine vortreffliche Frau," rief Graf Euben in größter Ungeduld, „aber mit ihren Befürchtungen ist sie über die Maßen unerträglich. Man muß doch dem Menschen seine Freiheit gönnen, wenn er sie nie mißbraucht hat! . . . Du bist ein vernünftiger Mensch, die arme Leonilla ist die Tugend selbst — gehe also getrost in die Pyrenäen, wenn sie Dich mehr interessiren als das schottische Hochland.

Vielleicht kannſt Du einen Ausflug nach Spanien damit verbinden."

Rüdiger fühlte ſich durch dieſe Entſcheidung ſeines Vaters, die er vorausſehen konnte, in ſeinem Gewiſſen beruhigt und er ritt ſogleich nach Waldenhauſen, um ſeinen Entſchluß anzuzeigen, der große Freude verbreitete. Leonilla freute ſich ihres kleinen Sieges, Edwin freute ſich in ſeiner Weiſe mit Leonilla und der Doctor freute ſich ſehr, weil er ſich mit Rüdiger gut unterhielt und weil er wußte, daß Edwin ſeinen Vetter gern hatte.

Rüdiger reiſte aber nicht ſogleich mit Edwin und Leonilla ab. Er ging nach der Reſidenz zurück, um einen Wunſch ſeiner Mutter zu erfüllen, die eine große Verehrerin der Photographie war und die ihres Sohnes Gemälde in einem ihrer zahlloſen Photographie-Albums zu beſitzen wünſchte; — aber nicht das ganze Gemälde, ſondern nur die Druidin und den Knaben Samuel als einzelne Figur; denn der Lichteffect auf dieſem Bilde, und Wald und Mondſchein auf jenem, lagen außerhalb photographiſcher Leiſtung.

Als Rüdiger die Treppe zum Atelier des Photographen hinaufſtieg, kam herunter ihm entgegen die Malerin. Er grüßte ſie und fragte:

„Sind Sie wieder hier?"

„Seit einigen Tagen," antwortete ſie eilig und ging raſch vorüber.

Eine jugendliche Gestalt folgte ihr auf dem Fuße nach. Aber der Schleier und das Halbdunkel auf der Treppe ließen Rüdiger nicht erkennen, ob es Adriane sei. Wäre sie es aber auch gewesen — sie trat in Schatten neben Leonilla's Glanz.

Viertes Kapitel.

Im Oktober kehrten Edwin und Leonilla zurück, gaben große Jagden in Waldenhausen und gingen Ende November in die Residenz; — Beide unverändert: er — stumpf wie immer, sie — glänzend wie immer. Etwas später, weil er sich in Paris aufhielt, traf Rüdiger ein. Er aber war sehr verändert. Er war wie der Nachtfalter, der so lange das Licht umschwärmt, bis er sich an der Flamme die Flügel versengt und nun wund, matt und gelähmt, sein verstümmeltes Dasein mühsam fristet. Er hatte in seiner Leidenschaft für Leonilla das Glück seines Lebens finden wollen und er fand statt dessen die bitterste Enttäuschung; denn er wollte sich mit seiner Liebe für die Ewigkeit einrichten und Leonilla wollte mit der Liebe tändeln und sie als willkommenen Zeitvertreib behandeln, als einen erheiternden Reiz im Leben, der aber seiner Natur nach nicht von Dauer sein kann, da alles Schöne schnell verschwindet. So lange Rüdiger nicht unter ihrer Botmäßigkeit stand, sondern sich derselben widersetzte, hatte

Leonilla ihn äußerst interessant gefunden und es ihm nicht verhehlt; doch von dem Augenblicke an, wo er besiegt zu ihren Füßen lag, änderte sich das; sie fand ihn schwerfällig und langweilig, und hatte sie früher seine Richtung eine ideale genannt, so erschien ihr dieselbe jetzt nur phantastisch und träumerisch.

„Wach' auf und lebe wie der Mensch lebt," sagte sie und schüttelte seinen Arm. „Er ist eine Ephemere, die nur während eines kurzen Sommertages lebt. Freue Dich also, wenn dieser Tag Sonne hat und blicke nicht über ihn hinaus. Freue Dich, daß Du einen Sommertag hattest, auch nachdem er untergegangen ist."

„Ein Glück, das untergeht, eine Liebe, die mir entschwindet, können mich nicht freuen," entgegnete er: „der Stempel des wahren Glückes, das heißt der wahren Liebe — ist ihre Dauer."

„O, Du Thor!" rief sie: „nichts dauert hienieden und Alles ist so vergänglich wie der Mensch selbst es ist. Freut Dich etwa nicht die Rose, obschon sie verblüht! Weshalb denn, o Du Thor, soll die Liebe Dich nicht beglücken, obschon sie mit der Rose verblüht?"

„Weil mein Herz etwas Höheres begehrt, als mein Auge."

„Da hast Du Unrecht, Rüdiger! man spricht von unseren fünf Sinnen. Ich behaupte, unser sechster Sinn sei das Herz; — und demgemäß müssen wir es behandeln und nicht so viel Umstände und so viele

große Worte damit machen. Es ist in Wirklichkeit ja doch nur ein affröser Fleischklumpen."

„Leonilla, Du bist entsetzlich!" rief er.

„O, gar nicht!" erwiederte sie lachend, „ich muß Dich nur etwas nüchtern stimmen."

„Nüchtern!" wiederholte er: „nüchtern . . . Meinst Du nüchtern sei Ixion geworden, als er statt der Götterkönigin eine Wolke im Arm hielt! nüchtern! — Nein, Leonilla, das haben die alten Griechen besser verstanden. Er fiel in trostlose Verzweiflung. Dies drückt das Rad aus, woran er gefesselt ist, welches sich ewig mit ihm dreht. Die edelste Empfindung des Menschen ist die Liebe. Sie ist die Königin aller anderen Empfindungen, weil sie alle beherrscht. Stolz, Ehrgeiz, Ruhmsucht — Alles was uns zum kräftigen Handeln treibt, Alles tritt zurück und macht ihr Platz, wenn sie in die Menschenbrust einzieht. Stellt es sich aber heraus, daß diese Königin ein Schattenbild ist: so bleibt dem Getäuschten nichts übrig als die tiefste Trostlosigkeit, weil dies Nebelbild mit vernichtendem oder vergifteten Anhauch Alles zu Grunde gerichtet hat, was früher dem Leben die Richtung, die Energie und das Ziel gab. Das ist keine Ernüchterung, Leonilla, sondern Vernichtung."

„Seltsamer Schwärmer!" versetzte sie mitleidig. „Sei getrost, Rüdiger! in einigen Jahren wirst Du mir Dank wissen, daß ich Dich enttäuschte. Sonst

würdeſt Du Dich immer tiefer in Deine Schwärmereien verſenken und aus einer Täuſchung in die andere gerathen. Jetzt biſt Du gewarnt."

„Zu ſpät!" ſeufzte er.

Das Meer der Leidenſchaft wogte hoch auf in ſeiner Bruſt und die Wellen ſchlugen über ſeinem Haupte zuſammen und in die Tiefe verſank Alles, was ihm bis dahin das Theuerſte geweſen war: ſein Glaube und ſeine Liebe zur Kunſt. Er ließ es ſinken. Er war nicht fähig etwas Anderes in ſeinem Herzen feſtzuhalten, als dieſe Frau, die ihn bethörte ohne ihn zu lieben. Zeitweiſe empfand er es.

„Ich könnte Dich haſſen, Leonilla," ſagte er.

„Das wäre ſehr verkehrt," antwortete ſie gelaſſen: „wohin kämen wir, wenn ich ſo unbeſonnen wäre wie Du?"

„Unbeſonnen!" rief er bitter.

„Ja, das iſt eine milde Bezeichnung für die Ausbrüche Deiner Leidenſchaft."

Als der Aufenthalt in den Pyrenäen zu Ende ging ſagte Leonilla:

„Jetzt, da wir heimkehren, muß ich Dich ernſtlich bitten, daß Du Dich einer ganz nothwendigen Selbſtbeherrſchung befleißigſt. In der Heimat ſind tauſend Augen auf mich gerichtet und auf Dich. Wollteſt Du fortfahren Dich ſo unbeſonnen zu benehmen wie bisher, ſo würdeſt Du mich über alle Maßen compromittiren

und meinem Rufe ſchaden. Das thut kein Mann von Ehre."

„Bin ich ſo weit herab gekommen, daß Du es nöthig findeſt mich daran zu erinnern," rief er.

„Nicht herab gekommen, Rüdiger," antwortete ſie lächelnd, „ſondern hinauf gekommen zum Gipfel der Leidenſchaft, wo man die Beſonnenheit, die Umſicht verliert. Deshalb mache ich Dich auf Dein Verhalten für die Zukunft aufmerkſam und bitte Dich, Deine Reiſe zu verlängern. Geh' nach Paris, Rüdiger, ſtudire in der herrlichen Gemäldeſammlung des Louvre, unterhalte Dich, vergiß mich .... und dann kehre zurück mit wiedergewonnenem Gleichgewicht."

„Wer trägt die Schuld, daß ich es verlor?" brauſte er auf.

„O, nur keine Vorwürfe, Rüdiger! ich hatte Mitleid mit Dir. Hätte ich Deine Leidenſchaft gekannt, ſo würde ich Dich nicht aufgefordert haben mit uns zu reiſen."

„Haſt Du meine unſelige Leidenſchaft nicht geahnt, Leonilla?"

„Du fragſt zu viel, Rüdiger. Eines iſt gewiß: ich will nicht Deinetwegen meinen guten Ruf auf's Spiel ſetzen und deshalb iſt es ganz nothwendig, daß wir uns hier trennen. Wir gehen nach Waldenhauſen und Du machſt noch irgend eine Reiſe."

Das geſchah. Rüdiger ging nach Andaluſien, um

in Sevilla die Meisterwerke Murillo's kennen zu lernen. Ja, wenn ich arbeiten könnte — — den Murillo möchte ich copiren, sprach er zu sich selbst: aber das Herz zittert und folglich ist der Blick nicht klar und die Hand nicht fest.

Eines Tages saß er da und verlor sich in die Vision des heil. Felix von Cantalizio. Da weckte ihn eine bekannte Frauenstimme aus seinem Hinbrüten. Er schaute auf und rief überrascht:

„Begegnen wir uns schon wieder, Signora!"

„Mein unstetes Leben führt mich dahin, wo ich Arbeit finde," erwiederte die Malerin: „ein Kunsthändler in London hat mich beauftragt, die Gemälde vom heil. Felix und vom heil. Joseph zu copiren und ich thue es mit Freuden."

Sie ließ ihre Staffelei und ihren Malerapparat vor dem Bilde des heil. Joseph aufstellen, während Rüdiger sagte:

„Ein merkwürdiges Bild! ganz abweichend vom hergebrachten Typus des heil. Joseph."

„Ja," sagte die Malerin lächelnd, „von Typus in der Form und vom Conventionellen in Gedanken weiß Murillo nichts; auch nichts von sogenannter classischer Schönheit. Er malte seine Ideale — und zwar so, wie sie das Genie eines Spaniers auffaßt und gestaltet."

„Das ist sehr interessant," erwiederte Rüdiger: „doch für uns Andere, die wir uns mehr nach einer

Schule als nach Eingebungen des Genius bilden — für uns ist es fremdartig."

„Nein, nein!" rief die Malerin lebhaft, und in ihrem von Arbeit müden Auge blitzten lichte Funken auf: „Nein, Graf Euben, nicht fremdartig! Machen Sie sich nur Murillo's Auffassung der typischen gegenüber recht klar. Die letztere ist so: Ein alter graubärtiger, kahlköpfiger Mann mit geneigtem Haupte und kummervoller Miene hält das Kind auf dem Arm wie eine besorgte Wärterin und sieht unaussprechlich gedrückt durch die Aufgabe aus, die ihm zu Theil geworden ist. Ganz anders Murillo. Schauen Sie her, Graf. Steht diesem Manne in der vollen Kraft des Lebens die Entsagung nicht viel schöner, als dem gebeugten Greise? Schauen Sie, wie er so fest und ruhig dasteht in seinem schlichten braunen Kleide! wie klar ist der Ausdruck in seinem schönen gebräunten Antlitz! wie ernst und tief blickt sein dunkles Auge über die Gegenwart hinweg in eine Zukunft, die nicht für ihn, aber verhängnißschwer für das Kind ist, das neben ihm auf einer gebrochenen Säule stehend, von seinem Arm gehalten wird. Hier nimmt ein Mann das Leben des Opfers an; dort ein Greis: Was ist schöner?"

„Das Opfer des Mannes."

„Sie sollten einige Zeit den Murillo studiren und copiren, Graf Euben. Es würde ihr Talent sehr fördern, sehr entwickeln und Ihnen großen Genuß verschaffen."

„Ist Ihre Tochter hier, Signora?“ fragte Rüdiger plötzlich.

„Meine Tochter?“ fragte sie zurück und sah ihn verwundert an: „was wissen Sie von meiner Tochter?“

„Ich sah Sie einige Mal mit einem jungen Mädchen,“ versetzte er ganz verlegen.

„Ach so! ja, sie ist in London in einer Erziehungsanstalt,“ entgegnete die Malerin.

Wäre sie in Sevilla gewesen, so wäre vielleicht Rüdigers früheres Interesse für Adriane wach geworden; aber ein Kind in einer Erziehungsanstalt hatte keinen Zauber für ihn. Die Leidenschaft für Leonilla war wie der vernichtende Wind der Wüste über ihn gekommen und hatte jede andere Empfindung wie begraben in Staub. Er sah wohl das Schöne in der Kunst, in der Natur; aber er wußte kaum, daß es schön sei. Es weckte kein edles Gefühl, keinen begeisternden Gedanken in seiner versandeten Seele auf. Die Sonne scheine noch so stralend — die Wüste bleibt abgestorben, todt.

Er sah zuweilen der Malerin zu, wie sie vor dem St. Josephsbilde saß und ganz in ihre Arbeit versunken war.

„Wie beneide ich Sie um Ihre Fähigkeit allzeit gesammelt zu sein,“ sagte er einmal.

„Uebung!“ erwiederte sie.

„Naturgabe!“ rief er: „ein unruhiges Herz bringt das nicht zu Stande.“

„Ich bitte, Herr Graf, wo ist ein Menschenherz, das nicht unruhig wäre!“

„Wir träumen doch Alle von Ruhe, Signora.“

„Und am meisten dann, wenn unser Herz vor Qual zerspringen möchte. Dann aber tritt die Pflicht oder ein Umstand, eine Nothwendigkeit an uns heran und gebietet uns der Qual nicht zu achten, zu lächeln wenn wir weinen möchten, zu scherzen wenn wir wehklagen möchten, gelassen zu erscheinen wenn Nattern das Herz zernagen — und so gewöhnt man sich allmälig daran, eine gewisse Sammlung zu erlangen, die für uns Anderen, die wir von unserer Arbeit leben müssen, allerdings nothwendiger ist, als für einen Dilettanten wie Graf Rüdiger von Euben.“

„O!“ rief er schmerzlich, „diesem Rüdiger wäre sie nicht minder nothwendig als Ihnen.“

„Bitten Sie Gott darum. Er hilft .... aber erst .... zu seiner Zeit.“

„Und bis sie kommt kann ich zu Grunde gehen,“ entgegnete er finster.

„Ja,“ versetzte sie ruhig, „unsere Seele schwebt beständig in Todesgefahr.“ — —

Er verließ Sevilla, die sonnige Stadt. Der stille Guadalquivir trug ihn hinab nach Cadix, das sich wie ein blendend weißer Schwan aus dem funkelnden

Glanz des Meeres erhebt. Wohin konnte nicht dieſes Meer ihn tragen? Nach Afrika, nach Paläſtina, nach Amerika; auch nach Schottland — wohin er ja urſprünglich reiſen wollte. Er hatte die Wahl. Allein der Compaß ſeines Herzens fragte nicht nach Nord oder Süden, nach Weſten oder Oſten; — er wies nur nach der Heimat hin. Rüdiger irrte noch eine Zeit lang umher, ruhelos, theilnahmlos, troſtlos — und endlich erſchien er wieder in der Reſidenz.

Leonilla empfing ihn wenig gnädig. Er war ihr läſtig, langweilig, und die Flamme ſeines Herzens, welche ſie ſelbſt genährt hatte, kam ihr jetzt höchſt ungelegen. Sie beſchloß ihn zu heilen, indem ſie ihm die größte Gleichgiltigkeit bewies.

Graf und Gräfin Teutleben hatten bereits ihr Haus eingerichtet und eröffnet, als Leonilla nach der Reſidenz kam. Philiberte war ſehr heiter und zufrieden, eine glückliche junge Frau, wie es deren eine Menge im erſten Jahre der Ehe gibt. Theoderich war immer derſelbe ſchöne blaſirte Mann und von einer Herzensneigung für Philiberte war nicht viel zu bemerken. Leonilla nahm ſogleich wieder ihr altes freundſchaftliches Verhältniß mit Philiberte auf und beide Frauen waren unzertrennlich. Leonilla war bis dahin wenig huldvoll für Theoderich geweſen; jetzt, als Philibertens Gatte, behandelte ſie ihn mit der unbefangenen Vertraulichkeit, die man einem Familienmitgliede beweiſt.

Als Rüdiger zurückkam bemerkte er dies mit Unwillen und überhäufte Leonilla mit Vorwürfen, weil sie einen Fremdling in der Familie — wie er ihn nannte — mit dieser ganz unverdienten Freundlichkeit behandele. Sie war empört und sagte eisig:

„Die Beurtheilung von Theoderichs Stellung in der Familie und meines Benehmens ihm gegenüber steht — so weit es mich betrifft — auch nur mir zu. Du bist der Vetter meines Mannes, Theoderich ist der Mann meiner Cousine; das bleibt sich gleich. Ist aber Einer von Euch oder überhaupt irgend Jemand mir vorzugsweise sympathisch, so behandele ich ihn demgemäß. Diese Freiheit werde ich mir nicht verkümmern lassen. Ich habe ja nichts in diesem elenden Leben als ein winziges Bruchstück von Freiheit. Wie es mir beliebt so und nur so will ich sie genießen."

Leonilla hatte mit eiserner Entschiedenheit gesprochen. Rüdiger antwortete zitternd vor unterdrückter Bewegung:

„Und auf diese Weise gehst Du in Dein Verderben."

„Verderben? . . . . was nennst Du so?"

„Du nimmst die Schuld auf Dich, nicht nur Dich selbst — sondern auch Andere elend zu machen."

„Bis jetzt habe ich wahrlich weder das eine noch das andere gethan! Mir ist mein Leben zugewiesen worden, und habe ich in dessen Verhältnissen nicht die Möglichkeit — nicht den Stoff gefunden um glück-

lich zu ſein, ſo iſt das nicht meine Schuld. Etwas Glück oder mindeſtens etwas Hoffnung auf Glück, will der Menſch haben, bedarf er ſeiner Natur nach. Muß er das aufgeben, ſo geht er zu Grunde, ſo ſtirbt er — vielleicht nicht dem Leibe nach .... aber er ſtirbt, denn er muß ſterben, wenn die Sehnſucht nach Glück, dieſe Axe ſeines Lebens, in Splitter gegangen iſt. Es iſt ſehr leicht möglich, wahrſcheinlich ſogar, daß ein ſolches tragiſches Schickſal auch auf Andere denſelben Einfluß übt; aber was iſt denn Anderes zu erwarten von der Tragödie des Menſchenlebens, als daß es tragiſch zu Ende gehe?"

Leonilla hatte im Tone tiefſter Ueberzeugung geſprochen, ihre Stimme war gedämpft durch ein Gemiſch von Schwermuth und Leidenſchaft, die mit einander um die Oberhand zu kämpfen ſchienen; der Glanz ihrer ſtralenden Augen war gedämpft durch ihre geſenkten Augenlider, ſie ſah ſo ſchön aus in dieſem ungewohnten Anhauch von Melancholie, daß Rüdiger unter ihren Zauber zurückſank, jeden Tadel aufgab, allen Groll fahren ließ und ganz hingeriſſen ausrief:

„Sei es ſo, Leonilla! gehe es tragiſch zu Ende .... aber Blitze von Glückſeligkeit durchleuchten jede Tragödie."

„Ja, das meine auch ich und ich will eben meine Freiheit anwenden, um das zu ſuchen."

Während dieſes Geſprächs ſaß ſie wie gewöhnlich

vor dem Camin und durchwühlte die Kohlen mit dem Feuerstocher.

„Du verdirbst Deinen zarten Teint, Leonilla!“ sagte die eben eintretende Philiberte: „mit dieser Schönheit muß man vorsichtig umgehen, sonst hält sie nicht mit uns aus.“

„Dieser Sorge bist Du mit Deinem brünetten Teint überhoben,“ versetzte Leonilla.

Sie waren intime Freundinnen, aber kleine Pfeile flogen doch zuweilen hin und her.

Rüdiger verschwand bei dem Eintritt seiner Schwester. Philiberte setzte sich zu Leonilla, jedoch so, daß sie dem Camin den Rücken wendete — und plauderte von dem Thun und Treiben in der Gesellschaft.

„Ich finde es hier recht kleinstädtisch,“ sagte endlich Leonilla: „wäre Edwin nicht Edwin, so würde ich gern den Winter in irgend einer Weltstadt zubringen.“

„Aber Edwin legt der Erfüllung dieses Wunsches gewiß nichts in den Weg,“ versetzte hastig Philiberte, die es nicht ungern gesehen hätte, ihren ersten Winter als Gräfin von Teutleben fern von Leonilla zubringen zu können, weil sie ein gewisses Gefühl von Leonilla's Uebergewicht noch nicht ganz in sich überwunden hatte. Leonilla war ihr früher als Ideal der interessanten, eleganten und brillanten Frau erschienen; in deren Glanz hatte sie sich gesonnt, nach deren Muster sich gebildet. Das innige Verhältniß, das zwischen der Meisterin

und der Schülerin bestand, hatte dem jungen Mädchen sehr gefallen und sehr geschmeichelt. Nunmehr aber, da Philiberte mit großem Selbstbewußtsein ihre Selbstständigkeit angetreten hatte, war ihr Verhältniß zu Leonilla ein anderes und sie hatten sich beide noch nicht darin zurecht gefunden. Sie waren selbstverständlich Freundinnen: die Verwandtschaft und das frühere Verhältniß brachten es mit sich; doch in der Tiefe ihres Herzens fand die Eine dies Freundschaftsband ein Joch, während die Andere gewünscht hätte, dies Joch lieber zu erschweren als zu erleichtern.

Theoderichs Liebesrausch für Philiberte war bereits verflogen. Indessen war er doch damit zufrieden, gerade sie zur Gräfin von Teutleben gemacht zu haben. Heirathen mußte er doch einmal und sie war eine so reizende Erscheinung, daß sie überall Aufsehen machte. Das gefiel ihm. Ueberdies stand sie noch auf jener Stufe, wo die junge Frau aus dem Gemal ihr Idol macht — und das gefiel ihm noch besser. Er war immer derselbe elegante Mann, rauchte die feinste Cigarre, ritt das edelste Pferd, hatte den besten Koch, trug den neuesten Anzug, war keineswegs unwissend oder ungebildet, hatte aber die Marotte, so zu thun, als sei Bildung und Wissenschaft etwas, das tief unter den Füßen eines Mannes liege, der sich zur Höhe eines Freidenkers und zur Würde eines Elegants emporgeschwungen hatte. Als er ein Jahr zuvor in der Ge-

sellschaft erschien, hatte Leonilla ihn ganz richtig beurtheilt, weil sie weder für ihn noch gegen ihn eingenommen war. Rüdiger fesselte damals ihr ganzes Interesse. Dieser junge Mann, mit der sonnigen Stirn und dem tiefen Auge, der sich von der Welt mit einer gewissen Scheu fern hielt, der so innig seine Kunst liebte, daß sie ihn zu befriedigen schien und der, wenn er die Unvollkommenheit und die Leere des Lebens empfand, in seinem Glauben sich über sie erhob: dieser junge Mann war bei Weitem interessanter als Theoderich — und demgemäß behandelte sie diesen und jenen. Jetzt aber war der Stand der Dinge ganz anders. Auf Rüdigers sonniger Stirn lagen finstere Wolken, seines Auges klare Tiefe war verdüstert, gleichgiltig war ihm seine Kunst — und was war ihm sein Glaube? — — Der Orkan der Leidenschaft war über Rüdiger gekommen und hatte eine innere Verwüstung herbei geführt. Und als er so weit war, sagte Leonilla ruhig: „Du bist nicht mehr der alte Rüdiger“ — und wendete sich ab von dem Lästigen, auf dessen Lippen ein beständiger Vorwurf zu schweben schien. In dem Maße als sein trauriger Stern unterging, erhob sich Theoderichs Stern vor Leonilla. Sie wollte die Frage ergründen, wie es ihm möglich gewesen sei, neben einer Leonilla diese kleine Philiberte zu bemerken. Sollte es Rache gewesen sein, weil Leonilla ihn nicht beachtet hatte? Er sollte ihr Rede stehen. —

Zu einer Vermälungsfeier in der Gesellschaft wollte man in lebenden Bildern Personen darstellen, deren Liebe durch die Dichtkunst erfunden und unsterblich gemacht ist. Shakespeare, Ariost, Tasso, die spanische Romanze, die deutsche Heldensage — Alles wurde durchblättert, um Ideale der Liebe aufzuspüren, welche ein junges Brautpaar als Schutzgeister durchs Leben geleiten sollten. Romeo und Julia, Ruggiero und Bradamante, Tancred und Clorinde, der Cid und Ximene, Siegfried und Chriemhilde waren unter den Hauptfiguren. Man wünschte, daß Leonilla die Bradamante und Rüdiger von Euben den Ruggiero übernehmen möchten; doch sie erklärte ganz weitläufig, man müsse Rücksicht nehmen auf das Aeußere der Darsteller und sie könne mit ihrem blonden Haar unmöglich für eine Italienerin, eine Bradamante gelten; die Chriemhilde falle ihr ganz von selbst zu. Theoderich hatte erklärt, er werde keinen Theil nehmen. Die Liebhaberei in möglichst fremdartiger Tracht zu erscheinen, sei eine Eigenthümlichkeit der Damen, die man ihnen überlassen müsse.

„Als Romeo hättest Du einen sehr einfachen Anzug haben können," sagte Philiberte, welche die Julia darstellte.

Theoderich lachte hell auf und rief:

„Ich und Romeo! bestes Kind, für einen Romeo bin ich mindestens zehn Jahre zu alt. Man muß

blutjung sein, um aus Liebe und für die Liebe zu sterben. Der Jugend glückt sehr viel — also auch das .... zuweilen. Mir aber, ob in Romeo's Tracht ob ohne dieselbe, mir traut kein Mensch dergleichen zu — und man muß den Leuten doch einige Illusion lassen. Ueberdies wäre es lächerlich, wenn Mann und Frau ein schwärmerisches Liebespaar darstellen wollten. Mit dem kleinen Marquis de Fleuranges als Deinen Romeo wirst Du Dich sehr gut machen."

„Obschon auch ich wahrlich nicht auf den Einfall kommen würde, aus Liebe und für die Liebe zu sterben," antwortete Philiberte in gereiztem Tone.

„Das hoffe ich von Dir," versetzte Theoderich mit Gleichmuth.

„Mit Ihrer Figur, welche eines alten Recken nicht unwürdig ist, Theoderich, wären Sie als Siegfried ganz auf Ihrem Platz," sagte Leonilla.

„Aber Baron Kaller ist ja schon zum Siegfried ernannt!" rief Philiberte.

„Ich weiß! ich weiß!" sagte Leonilla: „er wird sich aber gar nicht gut neben seiner Chriemhilde ausnehmen, denn er ist kaum so groß wie ich."

„Was die Liebe betrifft, sind die Frauen immer größer als die Männer," sagte Theoderich.

„Hier ist aber nicht die Rede von großer Liebe, sondern von einer langen Gestalt!" rief Leonilla lachend, „und ich bleibe dabei, daß Sie sich als Siegfried ganz

vortrefflich ausnehmen und alle anderen Männer überragen würden. Meinst Du nicht, Philiberte?"

„Ja, ganz gewiß!" rief Philiberte, in deren Herzen die Bewunderung Theoderichs den Sieg davon trug über ihr Mißtrauen gegen Leonilla.

„O Gott, Theoderich! was bist Du für ein blasirter Mensch!" seufzte Graf Euben: „Wenn zwei schöne Damen lebhaft wünschen würden, ich möge einen Schornsteinfeger machen, so thäte ich es auf der Stelle."

„Aber Papa, der Kaller ist ja schon zum Siegfried ernannt," wendete Theoderich ein.

„Setze ihm das Pistol auf die Brust und fordere ihm den Siegfried ab . . . . oder das Leben."

„Lieber Onkel!" rief Leonilla, „Du bist ein Epigone von der Tafelrunde des Königs Artus — immer bereit für den Wunsch einer Dame eine Lanze zu brechen. Allein ich glaube, wir haben ein so heroisches Mittel bei Baron Kaller nicht nöthig. Ich muß nur zuvor eines andern Siegfried sicher sein."

„Und ich muß zuvor hören, wie sich Chriemhilde eines ungenehmen Siegfried entledigt, ehe ich mich ihr anvertraue," sagte Theoderich lachend, „denn ich habe mit nichten Gesinnungen à la König Artus und bin nicht geneigt, mit Freund Kaller eine Lanze zu brechen."

„Ich würde ihm ganz einfach sagen," erwiederte Leonilla, „Siegfrieds Helm mit Adlerflügeln passe nicht für ihn und ich hätte deshalb ganz speciell für

ihn ein neues Liebespaar den übrigen beigefügt — nämlich Petrarca und Laura."

„Bravo!" rief Graf Euben.

„Gott bewahre!" rief Gräfin Euben, „das ist eine Verleumdung Laura's, welche eine sehr tugendhafte Gattin des Herrn von Sade war und sich gar nicht um ihren poetischen Verehrer bekümmerte."

„Eben deshalb, Mama, wäre es sehr interessant, Vertreter einer platonischen Liebe in unserm Festzug zu haben," sagte Philiberte.

„Man könnte auch Tasso und Leonore wählen," sagte Leonilla.

„Kaller irrsinnig im Rausch der Liebe und der Poesie!" rief Theoderich und lachte hell auf: „nein! der Hohn wäre allzu bitter."

„So muß es denn bei Petrarca und Laura bleiben und Kaller wird mit dem Lorbeerkranz um seine Stirne sehr zufrieden sein — dies Alles in der Voraussetzung, daß Theoderich aus seiner Apathie heraustritt und den Siegfried übernimmt," sagte Leonilla.

„Wenn er nicht will könnte ja auch Rüdiger den Siegfried übernehmen," versetzte Philiberte.

„Rüdiger der Kunstverständige," entgegnete Leonilla verbindlich, „wird selbst finden, daß er keine Heldengestalt ist."

„So bleibt es denn im Rath der Götter beschlossen, daß ich mir den Helm mit Adlerflügeln auf's Haupt setze," sagte endlich Theoderich.

„Herrlich!“ rief Leonilla in die Hände klatschend: „ich schreibe sogleich ein Billet an Baron Kaller und bitte ihn zu mir zu kommen. Ganz herrlich!“

Sie stand auf und verließ Gräfin Eubens Zimmer, wo dies Gespräch eines Vormittags stattgefunden hatte.

„Herrlich!“ rief Edwin ihr nach, der wie gewöhnlich schweigend zugegen war.

„Weshalb nimmt Rüdiger keinen Antheil an diesem Festspiel?“ fragte die Gräfin.

„Er ist quasi menschenscheu, Mama,“ erwiederte Philiberte: „wahrscheinlich trägt er sich mit der Idee zu einem großen Gemälde herum.“

„O, der Phantast! . . . . der Eisbär!“ seufzte Graf Euben.

„Ich könnte mir keinen schöneren Tasso denken,“ sagte die Gräfin, „obschon ich als seine Mutter dergleichen gar nicht sagen darf. Seine Stirn paßt für einen Lorbeerkranz.“

„Aber der Vergleich ist allzu traurig, beste Mama,“ sagte Theoderich, „denn mit all' seinem Genie wird Tasso doch in's Irrenhaus gesperrt.“

„Er ist ein Narr!“ sagte Edwin. Wen meinte er?

„Ganz recht, ein Narr!“ versicherte der Graf beruhigend. — —

Chriemhilde schlug Siegfried in ihre Fesseln.

Zu Ende des Faschings erklärte Leonilla, ihre Gesundheit sei angegriffen; sie müsse ein wenig gen

Süden ziehen und sich in weicherer Luft erholen. Zwei Monate in Venedig würden ihr wohl thun. Kaum war sie mit Edwin in Venedig eingewohnt, kaum hatte sie geschrieben, das gesellschaftliche Leben sei sehr angenehm und die Oper ganz vorzüglich, so erklärte Theoderich seiner Frau, es sei ihm ganz unmöglich, ein halbes Jahr ununterbrochen in der Residenz auszuhaaren; er kenne Venedig noch gar nicht und er habe bereits dahin geschrieben, daß man eine behagliche Wohnung für ihn nehmen solle. Wäre Leonilla nicht in Venedig gewesen, so hätte sich Philiberte frohlockend auf die Reise gemacht. Jetzt that sie es nur mit halbem Herzen; ja sie suchte sogar Theoderich von seinem Vorhaben abzubringen, indem sie ihm sagte, sie sei in einem Zustand, der ihr die Reise beschwerlich mache. Allein Theoderich versicherte, das weiche Klima von Venedig und die Gondelfahrten in der Lagune würden ihr äußerst heilsam sein.

Leonilla empfing Philiberte mit der größten Freundlichkeit und vermied auf jede Weise, irgend ein Uebergewicht hervortreten zu lassen. Sie war damit zufrieden der Mond zu sein, um welchen Theoderich als treuer Trabant sich bewegte, — der wechselvolle launenhafte Mond, der eben dadurch, daß man keine Zuversicht zu ihm fassen konnte, daß man nie im Klaren über die eigentliche Gesinnung sein konnte — einen blasirten Mann wie Theoderich mächtig anzog.

Nach und nach kam dieſe Erkenntniß über Philiberte mit dem heftigen Schmerz der erſten Enttäuſchung. Sie hatte gewähnt, Theoderichs Herz, Theoderichs Liebe zu beſitzen. Das war aber nicht zu vereinigen mit der Art und Weiſe, wie er Leonilla bewunderte, ihrer Schönheit, ihrer Liebenswürdigkeit, ihrem Geiſte huldigte und nur Augen und Gedanken für Leonilla hatte. War ſie etwa häßlich, unliebenswürdig, einfältig? — O nein! ſie war es nicht! Andere Männer hatten ihr oft genug das Gegentheil geſagt. Sie konnte dreiſt mit Leonilla in die Schranken treten. Aber ſie that es in heftiger Aufregung. Sie überhäufte Theoderich mit Vorwürfen, die er ſehr gelaſſen hinnahm, ſehr wenig beantwortete und noch weniger beachtete. Sie gerieth mehr und mehr aus aller Faſſung und wendete nun ihren Zorn gegen Leonilla, der ſie vorwarf, Theoderichs Herz erobern zu wollen.

„Darüber tröſte Dich, beſte Philiberte,“ antwortete Leonilla kalt: „ich weiß gar nicht, ob Theoderich ein Herz hat — ich meine ein anderes Herz als dasjenige, was auf der linken Seite unter unſerer Bruſt ſchlägt — und ich bin erſtaunt, daß Du dies ganz kühn annimmſt. Halte es alſo feſt; ich mache es Dir nicht ſtreitig, dies problematiſche Herz.“

„Das ſind leere Worte .... das ſind Phraſen, denen Dein ganzes Benehmen widerſpricht!“ rief Philiberte erzürnt.

„Aber was soll ich denn thun, um Dich zu beruhigen? Soll ich vor Theoderich meine Loge verschließen, weil er lieber in die Oper geht, als den ganzen Abend neben Deiner Chaiselongue sitzt? Soll ich nicht auf dem Lido ein wenig mit ihm umher reiten, weil Du eben jetzt nicht reiten kannst! — Hierauf beschränken sich, wie ich vermuthe, Deine Anklagen“ . . . —

„O nein!“ fiel Philiberte ein, „nicht sowohl die Sachen selbst, sondern die Art, wie sie geschehen — die ist darauf berechnet Theoderich zu Deinen Füßen zu sehen . . . . und das gelingt Dir nur allzu gut.“

„Beste Philiberte! Bei dem unglaublichen Flattersinn der Männer kommt es ohne Zweifel nicht selten vor, daß ein Ehemann anderen Frauen häufiger zu Füßen liegt, als der eigenen Frau. Dagegen gibt es kein Mittel und wenn Du alle Vorzüge einer Heiligen und allen Zauber einer olympischen Göttin in Dir vereinigtest. Dir bleibt nichts zu thun übrig, als zu warten bis Dein Gatte zu Dir zurückkehrt.“

„Du bist entsetzlich, Leonilla!“ rief Philiberte in Verzweiflung: „Du zerstörst den Frieden unserer Ehe, Du raubst mir das Glück, das ich in Theoderichs Liebe besaß, Du entschuldigst Dich auch gar nicht wegen dieses Frevels — nein! Du findest ihn ganz in der Ordnung, weil jede Rücksicht auf fremdes Wohl Deinem Egoismus fern liegt. Du hast mit Rüdiger gespielt,

Du ſpielſt mit Theoderich: das unterhält Dich, das regt Deine Eitelkeit an, und gehen Andere dabei zu Grunde, ſo iſt das für Dich nur ein Reiz mehr.“

„Du haſt früher ganz anders über mich geurtheilt,“ verſetzte mit großer Kälte Leonilla.

„Ja! denn ich war unerfahren und durchſchaute nicht Deine furchtbare Selbſtſucht.“

„Dieſe Flut von Vorwürfen macht mich ſtumm, gute Philiberte. Wenn Du Dich etwas beruhigt haſt, wollen wir uns verſtändigen,“ entgegnete Leonilla und überließ Philiberte ihrer Troſtloſigkeit.

Daß dieſe ſich nicht beruhigte und daß überhaupt keine Verſtändigung zwiſchen beiden Frauen möglich war, verſteht ſich von ſelbſt. Theoderich fand Philiberte kindiſch, launenhaft und unerträglich langweilig und ſagte ihr ganz offenherzig:

„Hätte ich geahnt, Du würdeſt verlangen, daß ich keine ſchöne Frau ſchön und keine liebenswürdige Frau liebenswürdig finden dürfe, ſo hätte ich Dich nie geheirathet, denn eine ſolche Tyrannei laſſe ich mir nicht gefallen. Ich bitte, merke Dir Eines: es gibt nichts Unerträglicheres auf der weiten Welt, als eine eiferſüchtige Frau.“

Philiberte verſtummte vor Zorn und Schmerz. Fortan klagte ſie nicht mehr, verſuchte auch gar nicht irgend einen Einfluß auf ihren Mann zu gewinnen und überlegte nur in der Stille ihres erbitterten Herzens,

wie sie sich unter diesen Umständen zu benehmen habe. Der Schluß war, so feindselig wie möglich gegen Leonilla und so gleichgiltig wie möglich gegen Theoderich. Sie war nicht vergebens Leonilla's Jüngerin und in deren Schule gewesen. In der Stunde der Prüfung kam es zu Tage.

„Nicht wahr, bester Doctor, die Luft der Lagune beginnt ungesund für Edwin zu werden?" sagte Leonilla zum Doctor und stralte ihn mit ihren Sonnenaugen an.

Er war ihr längst so vollkommen unterwürfig und so zufrieden in und mit seiner Unterwürfigkeit, daß er in diesem Punkte Edwin übertraf, weil dieser nicht das Bewußtsein der Zufriedenheit hatte. Der Doctor hatte es. Er schrieb zuweilen dem Schloßcaplan und immer dermaßen begeistert für die Liebenswürdigkeit und Güte der Baronin und für das Glück, in ihrer Nähe zu weilen, daß der Caplan ganz bedenklich vor sich hinmurmelte: der Doctor wird doch kein solcher Thor sein in die Baronin sich zu verlieben! . . . . Ihr Wille ist sein Wille! . . . Ja, noch mehr! Wäre er nicht von kugelförmiger Leibesgestalt, so würde ich sagen, daß er in ihrem Willen tanzt, wie die Mücke im Sonnenstral.

Edwin und den Doctor abgerechnet, verließ man in bitterer, ja feindseliger Stimmung das schöne Venedig, dies Bruchstück großartiger Poesie in der Völkergeschichte;

das schöne melancholische Venedig, das trotz seines Ruins noch immer den großen Eindruck macht, den große Gedanken zu machen pflegen und aus dem Venedig hervorging: aus dem Geiste der Freiheit und Unabhängigkeit, der lieber auf den unsicheren Wellen seine Heimat sucht und gründet, als auf der alten Erdscholle Sclave zu sein. Theoderich war erbittert gegen Philiberte, die sich anmaßte, seine Handlungen zu controliren, Philiberte war erbittert gegen den flatterhaften Gatten und die treulose Freundin Leonilla ihrerseits war, trotz ihres Triumphes, feindselig gegen Philiberte gestimmt; denn das Menschenherz hat eine merkwürdige Beschaffenheit: es haßt nicht immer Denjenigen, der ihm Unrecht thut; aber immer Den, dem es Unrecht thut.

Als Philiberte ihre Schwester Lydia wiedersah, konnte sie sich eines heißen Schmerzes nicht erwehren. Vor zwei Jahren hatte sie gefunden, daß Lydia eine ganz erbärmliche Heirath mache, da deren Gatte weder interessant, noch geistreich, noch schön, noch reich, sondern nichts weiter war, als ein braver, rechtschaffener Mann von festen Grundsätzen für Glauben und Leben. Jetzt aber sah sie ihn mit anderen Augen an, mit Augen, deren Blick nicht mehr auf der Oberfläche haften blieb, und sie gewahrte eine Pflichttreue für große und kleine Dinge, eine Gewissenhaftigkeit, die jedes fremde Recht willig anerkannte, eine bereitwillige Selbstverleugnung, die lieber dem eigenen Herzen als

einem andern wehe thut; — und dies Alles begründet und erleuchtet durch ruhige, schlichte Frömmigkeit, die dem Lebenskreise, in dessen Mitte er stand, eine Würde und eine Zufriedenheit gab, wovon sie in ihrer Ehe nicht die leiseste Spur fand. Lydia kam so eben frisch und blühend aus ihrem zweiten Wochenbett, eine liebevolle Gattin, eine zärtliche Mutter, eine sorgsame Hausfrau, voll guten Willens alle Pflichten zu erfüllen, mochten sie leicht oder schwer sein, und keineswegs verlangend, auf einem Sammt-Teppich durch das Leben zu wandeln; während gerade dies die Idee war, an welcher Philiberte hing. Aber was half es ihr den schönen, den gefeierten, den brillanten Theoderich zum Gemal zu haben, wenn ihr Weg über Dornen ging! Was halfen ihr alle äußeren Glücksgüter, wenn sie ihr nicht das Glück brachten, welches sie ersehnte!

Was sie aber auch empfinden mochte, Philiberte war viel zu stolz, um sich in Klagen zu ergießen. Lydia oder die Mutter hätten ihr antworten können, sie sei hinlänglich über Theoderich aufgeklärt und vor ihm gewarnt worden. Und so hielt sie sorgfältig den Schleier über der Wunde ihres Herzens zusammen und sprach von den Winterfreuden in der Residenz und von dem Frühlingsaufenthalt in Venedig als von den angenehmsten Dingen der Welt.

„Das wird sich ändern, sobald Du ein Kind hast," sagte Lydia.

„O nein!“ rief Philiberte, „im Spätjahre habe ich das Wochenbett hinter mir und kann dann nach alter Gewohnheit den Winter verleben. Es wäre mir unerträglich, an die Wiege eines Kindes gekettet zu sein! .... langweilig zum sterben. Findest Du das nicht?“

„Gar nicht! ich bin aber auch nicht an die Wiege gekettet. Ich habe meine häuslichen Geschäfte, meine Handarbeit, meine Bücher und, wenn Heinrich da ist, die Unterhaltung mit ihm. Dazwischen ein paar stille Augenblicke der Sammlung vor Gott in unserer trauten Hauscapelle. Du siehst, für Langweile habe ich keine Zeit und Heinrich eben so wenig.“

„Ihr seid genügsame Menschen.“

„Das sind wir, Philiberte, und darum sind wir auch zufrieden; denn nur in der Beschränkung ist das Glück zu finden, wie es auf unserer unvollkommenen Erde möglich ist.“

„Für mich wäre diese Sorte von Glück eine Pein, eine Strafe!“

„Man muß unser Leben zu Zwei leben, um darin das Glück zu finden. Wäre Dein Mann meinem Manne ähnlich, so würdest Du anders reden.“

„Nimmer! Ich schätze Deinen Mann, aber nicht um die Welt möchte ich seine Frau sein.“

„Und ich nicht Theoderichs Frau,“ versetzte Lydia sanftmüthig: „und so besitzt eine Jede von uns den Mann und durch ihn das Glück ihrer Wahl.“

Philiberte schwieg. Ja, sie besaß den Mann ihrer Wahl; aber wo war das Glück, das sie geträumt hatte? . . . — —

Gegen Gräfin Euben sprach sich Philiberte noch weniger aus, als gegen Lydia, denn die Mutter hatte so ernst vor Theoderich gewarnt und die Mutter wog Alles nach dem Maße der Frömmigkeit ab — ein Maß, auf welches Philiberte kein großes Gewicht legte. Theoderich war nicht durch Frömmigkeit zu fesseln und mußte sie sich eingestehen, daß sie sich durch ihn habe blenden lassen und daß er sie aus ihrer Täuschung geweckt habe: so verlangte sie einen ganz andern Ersatz für diese bittere Erfahrung, als die Moralpredigten der Gräfin. Diese sah mit ihrem mütterlichen Auge freilich tiefer in Philibertens Herz, als Lydia; aber was war zu machen bei dieser kühlen Ehe, wo beide Gatten mit höflicher Gleichgiltigkeit einander behandelten. Sie fand ihren Trost darin, sich Cassandra zu nennen und vor ihrem Mann ihr gepreßtes Herz auszuschütten.

„Erkennst Du jetzt das Unheil, das Leonilla über uns gebracht hat," brach sie eines Tages kummervoll aus.

„Nein, bester Schatz . . . . wie so?" fragte der Graf und sah sie mit großen Augen an.

„Rüdiger ist ihr verfallen. Die Leidenschaft für Leonilla treibt ihn umher wie einen ruhelosen Geist.

Er hat die Kraft zum Widerstand verloren, das Interesse für die Kunst verloren, seinen inneren Halt verloren — mit einem Wort: er hat den Glauben verloren! . . . Er ist der Sclave dieses koketten Weibes geworden."

„Der Eisbär . . . . Leonilla's Sclave, sollte das möglich sein!" rief der Graf mit einem Anflug von Zufriedenheit: „Nun, lieber Schatz, dann tröste Dich! Verlieben mußte sich Rüdiger doch endlich. Da ist es besser er verliebt sich in Leonilla, als in eine Figurantin des Ballets, die ihn zu tollen Ausgaben, zu Verschwendung, zu Schulden, zur Gewohnheit schlechter Gesellschaft verführt."

„O Wilibald!" rief die Gräfin händeringend, „willst Du denn ewig auf der Oberfläche Dich bewegen und nie einsehen, daß Du in diesem Punkt eine ganz verkehrte Ansicht hast! Von zwei Uebeln ist es das kleinere, wenn sich Rüdiger in eine Figurantin oder dergleichen verliebt, denn man darf hoffen, daß ein solcher Jugendrausch schnell verraucht. Hingegen eine Leonilla kann ihn für's Leben fesseln, das heißt, Wilibald, für's Leben unglücklich machen, denn nicht ungestraft faßt der Mensch eine Leidenschaft für die Frau eines andern Mannes . . . . und daß mein einziger Sohn dies Unglück hat — es zerreißt mein Herz und ich fasse nicht Deine unbegreifliche Gleichgiltigkeit . . . . um so weniger, als Du das Spiel vor Augen hast, das Leonilla mit Theoderich treibt."

„Nun, Theoderich hat Erfahrung im Verkehr mit Frauen und wird sich nicht über Hals und Kopf in eine Leidenschaft stürzen, die ihn und Philiberte unglücklich machen würde."

„Theoderich ist sehr eitel und die Eitelkeit geht unberechenbar weit. Vielleicht hofft er Leonilla zu erobern. Genug, Philiberte ist nicht glücklich und haßt Leonilla, nachdem sie leider Gottes von deren Ansichten allzuviel sich zu eigen machte. So steht es mit unseren Kindern, Wilibald, seitdem Leonilla wie ein schwarzes feindliches Gestirn in unserer Familie Einfluß gewann."

„Ah bah, Schatz! Du nimmst die Sache zu ernst, denn Du hast Leonilla nie leiden können!" rief der unverbesserliche Graf, drehte sich auf dem Absatze um und verschwand.

Der Winter führte wiederum Alle in der Residenz zusammen und die angeknüpften Beziehungen spannen sich weiter und weiter fort, webten neue Fäden in die alten hinein und schlangen sich in einander zum großen Gewirr von Menschenleben, das man die Welt nennt.

Irrwege.

Erstes Kapitel.

Das Dampfschiff ging von Dover nach Calais. Es führte wenig Reisende hinüber, denn der Wintersturm heulte, die See ging hoch und schwarze graue Wolken hingen finster vom Himmel auf das finstere Meer herab, dessen gallenfarbene Wellen das Dampfschiff umtobten, so daß der Schaum ihrer weißen Kämme wild auf das Verdeck hinauf spritzte. In der Damen-Cabine waren nur zwei Damen. In Shawl und Mantel gehüllt lag die ältere auf dem Sopha. Neben ihr saß ein junges Mädchen, hatte den rothen irischen Plaid über den Kopf geworfen und blickte mit einem so lieblichen frischen Antlitz daraus hervor, daß es einen Lichtstral auf das schauerliche Unbehagen der Situation warf.

„Was sind wir für Wandervögel," sagte das junge Mädchen: „Du kommst aus Spanien nach England und sogleich geht es weiter nach Deutschland . . . Wird das fortdauern, immer und immer?"

„So lange, bis für uns halcyonische Tage eintreten," erwiederte die Mutter.

„Und dann?“

„Dann ziehen wir heim nach Italien, um es nicht mehr zu verlaſſen.“

„Könnten wir nicht jetzt ſchon nach Italien ziehen?“

„Es iſt leichter im fremden Lande ſein Brot zu verdienen, als in der Heimat.“

„Wie werde ich wohl einſt mein Brot verdienen?“ ſagte das junge Mädchen mit einem Anflug von Schwermuth.

„Du ſollſt nicht Dein Brot verdienen! Darauf iſt ja meine ganze Sorge gerichtet, armes Kind. Es iſt ja genug, daß Eine von uns die ſchwere Bürde dieſer Sorge trage. An meine Hand knüpfte der barmherzige Gott eine Gabe, die mich dazu befähigte. Ihm ſei Dank! . . . Du aber haſt dieſe Fähigkeit nicht.“

„O, wer hat Gott mehr zu danken, als ich! . . . Ihm und Dir zu danken . . . denn meinetwegen führſt Du Dein Leben voll Mühe und Arbeit!“ rief das junge Mädchen bewegt.

„Nicht blos Deinetwegen, liebes Kind! ich habe noch andere Verpflichtungen.“

„Und für das Alles mußt Du mit Deinem Talent einſtehen, liebſte Mutter, und ich kann Dir nicht helfen! Mein Wille iſt zwar gut, aber mein Talent gering.“

„Laß das, Adriane,“ ſagte die Mutter abbrechend: „ich bin ſehr zufrieden, denn ich habe eine ganze Reihe

von Aufträgen, soll in der Gemäldegallerie der Residenz, wo wir vor ein paar Jahren uns aufhielten, einige der schönsten Bilder copiren und nicht mit der Zeit gedrängt sein, so daß ich auch porträtiren kann, wenn es sich darbietet. Sei getrost, es wird uns gut gehen."

„Das Beste dabei ist, daß ich wieder bei Dir bin," sagte Adriane zärtlich.

„Gewiß! aber nach Sevilla, in das fremde Land, wo ich ganz unbekannt war und wo ich meine Tage in der Gemäldegallerie zubringen mußte, nach Sevilla konnte ich Dich unmöglich mitnehmen. Da warst Du besser im Institut aufgehoben. Jetzt ist das überstanden und wir trennen uns nicht mehr."

Einige Tage später traf Signora Espérance Sisania mit ihrer Tochter in der Residenz ein, nahm wieder eine sehr bescheidene Wohnung und widmete sich den Aufträgen, die ihr gemacht worden waren. Adriane lebte in tiefster Zurückgezogenheit. Nur zum täglichen Besuch der heiligen Messe und zum allabendlichen Spaziergang setzte sie den Fuß auf die Gasse und nie anders, als an der Seite ihrer Mutter. Aber die Einsamkeit drückte sie nicht. Sie war munter wie ein Vögelchen im Käfig; sie zeichnete fleißig; sie ließ sich von ihrer italienischen Dienerin in kleinen häuslichen Arbeiten unterrichten — und wenn ihre Gedanken über ihre vier Wände hinausgingen, so war es um an die Zukunft in ihrer italienischen Heimat zu denken,

wobei sie denn immer bei der Frage unsicher wurde, ob sie in Sorrent oder in Venedig ihr Zelt aufzuschlagen wünsche. Sie hatte nur ganz dunkle Erinnerungen von dem einen wie von dem andern Ort; aber die Beschreibungen der Mutter machten ihre Wahl schwanken. Von den Stürmen da draußen in der Welt und in den Menschenherzen ahnte ihre Seele nichts.

„Erst hier, dann in Sevilla, jetzt wieder hier, Signora!“ so begrüßte Rüdiger von Euben die Malerin, als er eines Tages die Gemäldegallerie besuchte und auf sie stieß. „Ich bewundere Sie, Signora, und diesmal nicht wegen Ihrer Kunst; — das ist ein besonderes Kapitel! — sondern deswegen, weil Sie so beweglich, bald hier und bald dort, und dabei so gesammelt sind, daß Sie sich Ihrer Kunst widmen, als ob Sie auf jeder Stelle, wo Sie vor Ihrer Staffelei sitzen, auf die Welt gekommen wären. Sie sind ein Planet, der in fester Bahn die Sonne der Kunst umkreist.“

„Ach nein, Herr Graf, nur die Sonne der Pflicht. Aber wie geht es Ihnen? malen Sie noch immer gern und was malen Sie?“

„Ich male nicht mehr,“ versetzte er finster.

„Ohne Zweifel sind Sie veranlaßt worden den Weg des Staatsdienstes einzuschlagen?“

„Auch das nicht, Signora.“

„Aber, Herr Graf, Sie werden doch nicht auf dem

platten Boden des geselligen Lebens Ihr Talent, Ihr Wissen, alle Ihre guten Gaben verkümmern lassen?"

„Etwas der Art wäre nicht unmöglich."

„Aber jammervoll wäre es!" entgegnete sie lebhaft: „dermaßen jammervoll, daß ich es nicht glauben will."

„Man erlebt Aehnliches doch täglich."

„Ja, allein es sollte nicht sein und am wenigsten sollte man es erleben von Menschen, die tüchtig angelegt und gut begabt sind, denn sie haben eine ernste Rechenschaft abzulegen."

„Wem?"

„Gott und den Menschen."

Rüdiger zuckte nachlässig die Schultern.

„Gott und den Menschen," wiederholte sie: „denn Gott gab Ihnen besondere Fähigkeiten, welche Sie nicht allein für sich, sondern auch für Andere verwerthen sollen. Ist die große Menge auch sehr stumpf und sehr blind für das Schöne, das Wahre: so gibt es doch gar Manche, die man erfreuen, erbauen, belehren, begeistern kann."

„Der Sirenensang des Ruhmes lockt mich nicht mehr."

„Es gibt auch Sirenenstimmen, die von Allem hinweglocken, was schön, wahr und groß ist," sagte sie und zum ersten Mal blickte sie von ihrer Malerei hinweg und ihn an.

Er saß auf der Fensterbrüstung mit untergeschlagenen Armen. Traurig sah er vor sich nieder und sagte:

„Sie haben immer Recht, Signora.“

„Wer das zugibt, hat schon den Zauber des Sirenensanges gebrochen.“

„O, Signora, Sie werden wissen, daß Erkennen und Wollen zwei sehr verschiedene Kräfte sind.“

„Freilich hält die Kraft unseres Willens häufig nicht Schritt mit unserer Erkenntniß. Deshalb müssen wir an unserem gebrechlichen Willen das thun, was Odysseus an seiner Schiffsmannschaft that, als sie an den Inseln der Sirenen vorüber schifften: er band seine Gefährten am Mastbaum fest.“

„Aeußere Mittel machen den Geist und seine Kräfte nicht stark,“ fiel Rüdiger ein.

„Der sichere Mastbaum unseres Lebensschiffleins,“ fuhr sie fort, „ist der Glaube. An ihn wollen wir den Willen binden und er findet die Kraft die ihm Noth thut.“

„Meinen Sie das?“ sagte er und eine finstere Wolke legte sich auf seine Stirne. Kam sie von Innen — oder war es ein Schatten, den die Außenwelt auf ihn warf? — —

Leonilla kam daher. Langsam ging sie, nach ihrer Art. Es war, als wolle sie allen Augen Zeit lassen sie zu bewundern und doch sah sie so stolz aus, als liege ihr nichts an der Bewunderung der Menge. Aber Alle schauten auf, die sich in der Gemäldegallerie befanden, sogar die emsigsten Maler, Alle schauten ihr

entgegen oder schauten ihr nach, wie sie in schwarzen Sammt gekleidet langsam dahin wandelte und bald vor diesem, bald vor jenem Bilde betrachtend stehen blieb und einige Worte mit ihrem Begleiter wechselte.

„Eine Titianische Bella wie sie leibt und lebt," flüsterte ein junger Maler dem andern zu: „glücklich der, welcher sie malen dürfte."

„Ein höchst unvollkommenes Glück, das!" war die Antwort: „ich sage glücklich der, dessen Bella sie ist."

„Ah, Signora, willkommen bei uns!" rief Leonilla und blieb neben der Malerin stehen. „Wie geht es Ihnen? wo waren Sie? Porträtiren Sie nicht mehr? . . . das wäre schade. Hier stelle ich Ihnen Graf Teutleben vor. Er hat eine hübsche Frau . . . das wären zwei Bilder für Ihren Pinsel, nicht wahr, Signora? Habe ich nicht Recht, Theoderich? Sehen Sie nur wie meisterhaft die Signora das Haar und die Hände behandelt. Durch das Haar weht die Luft, durch die Adern dieser Hände fließt Blut. Sie sind Ihrem Ahnensaal zwei Bildnisse schuldig. Benutzen Sie also den meisterhaften Pinsel, der sich Ihnen darbietet."

Theoderich war ebenso bereit sich malen zu lassen, wie die Signora ihn zu malen. Sie sprachen darüber hin und her. Plötzlich sagte Leonilla:

„Sieh da, Rüdiger!"

Er hatte ihr die ganze Zeit auf der Fensterbrüstung

gegenüber gesessen, doch wie einen wesenlosen Schatten hatte sie ihn nicht gesehen oder nicht sehen wollen.

„Willst Du auch hier in der Gallerie malen?“ fuhr sie fort.

„Nein!“ sagte er trocken.

„Du solltest es thun, Rüdiger! die Beschäftigung mit Kunstwerken würde vielleicht Deine frühere Begeisterung für die Kunst wieder anfachen. Addio, Signora, a rivederla.“

Damit ging sie vorüber. Teutleben folgte ihr. Rüdiger stand auf und entfernte sich in der entgegengesetzten Richtung, nachdem er schweigend die Malerin gegrüßt hatte.

Du Armer! dachte sie für sich: der Sirenensang hat dich bethört! — —

„Es ist der Mühe werth, von dieser Frau gemalt zu werden,“ sagte Leonilla zu Theoderich, „sie bringt geistiges Leben in das Bildniß.“

„Das wird ihr bei mir schwer werden, denn mein geistiges Leben erlischt, sobald ich dem Maler eine Sitzung gebe.“

„Wir werden der Langweile vorbeugen und Sie angenehm unterhalten. Aber wie wollen Sie gemalt werden?“

„Ich will es überhaupt nicht! Sie wollen es,“ sagte er lachend.

„Ja, das gehört sich so. Wer einen Ahnensaal hat

und eine Bibliothek hat, darf keine Lücke eintreten lassen. Er muß an die Nachkommen denken und sie vervollständigen. Ihr Porträt muß etwas Charakteristisches für unsere Zeit und für Ihre Stellung in der Welt haben. Also: wie wollen Sie gemalt sein? Vielleicht in Erinnerung an Ihre diplomatische Laufbahn am Schreibtisch sitzend und tiefsinnigen Blickes eine chiffrirte Depesche studirend."

„Das sieht entsetzlich bureaukratisch aus und entspricht zwar der Zeit, aber nicht meiner Neigung."

„Oder als Sportsman in halb nachlässiger, halb phantastischer Kleidung."

„Nein! jeder Laffe will Sportsman sein; möge er auch weder ein guter Reiter, noch ein guter Schütz, noch ein guter Jäger, noch irgend etwas von Allem sein, was zum Sport gehört."

„Lassen Sie sich mit einer officiellen Zeitung in der Hand gähnend malen; — das wäre originell und würde zugleich den Zeitungshumbug unserer Tage persifliren und zeigen, wie ein vernünftiger Mann darüber denkt."

„Man darf aber nicht einem vernünftigen Mann zumuthen, sich als eine quasi Carricatur für die Nachwelt verewigen zu lassen — obschon das Gähnen etwas ist, das uns leicht anwandelt — ausgenommen neben Ihnen."

„Ziehen Sie etwa eine Familiengruppe vor?"

„Alles Familienhafte ist spießbürgerlich! davor grauet mir.“

„Ich bin zu Ende mit meinen Vorschlägen und sehr gespannt, was Sie wählen werden.“

„Um auf der Höhe der Zeit zu stehen und der Nachwelt ihren Charakter anzudeuten, wäre nichts passender, als ein zweifarbiger Rock; — was sagen Sie dazu?“

„Ich sage, daß ich dann Beschlag auf das Bild lege, es nach Waldenhausen nehme und es dort auf dem Schießstand im Park als Ziel für meine Uebungen in Pistolenschießen aufstelle.“

„Dawider hätte ich bei Weitem nicht so viel, als gegen Ihre Schießübungen. Mordgewehre in Frauenhänden beängstigen mich. Die Damen sind unvorsichtig.“

„Diesen Fehler besitze ich nicht, denn ich bin kaltblütig. Also auf Wiedersehen, Theoderich. Ich muß ein paar Besuche machen.“

Er führte sie zu ihrem Wagen. Dort trennten sie sich — auf einige Stunden; denn wie ihr Schatten folgte er ihr.

Daß Philiberte ihrerseits von einem Schatten gefolgt wurde, ließ sich voraussehen. Gekränkt und vernachlässigt durch den Gemal, von lebhaftem Geist und äußerst einnehmend, war sie durchaus nicht geneigt ihr Leben zu vertrauern und auf ein Glück zu verzichten, das sie nicht in ihrer Ehe fand. Der Marquis de

Fleuranges lag ihr zu Füßen und die böse Welt sagte, daß er ihr nicht gleichgiltig sei. Von ihr galt das, was Leonilla von sich wies: sie war unvorsichtig. Sie verstand nicht wie Leonilla kluge Rücksicht auf Personen zu nehmen, deren Vertrauen und deren Wohlwollen ein Gegengewicht gegen üble Nachrede gewesen wäre: sie vernachlässigte ihre Eltern; man sah sie nie zusammen mit ihrem Mann; sie ging häufig allein in Gesellschaft; dies Alles bei ihren zwanzig Jahren verhieß keine glückliche Zukunft.

Zweites Kapitel.

Leonilla lag auf ihrer Chaiselongue und las sehr aufmerksam ein Buch. Sie schüttelte zuweilen bedenklich, verneinend, zweifelnd, unmuthig ihre blonde Lockenfülle; dann las sie weiter bis sie schließlich das Buch sinken ließ, den Kopf in die Hand stützte und in Nachdenken oder in Träumerei verfiel.

Ein Diener erschien und fragte, ob es der Frau Baronin gefällig sei mit dem Herrn Baron in die Blumenausstellung zu fahren. Sie erwiederte:

„Ich lasse den Herrn Doctor bitten heute den Herrn Baron zu begleiten."

Sie versank wieder in Nachsinnen. Edwins Wagen rollte dumpf aus der Einfahrt. Sie war allein. Tiefe Stille umgab sie. Auch auf der Straße war es still, denn es schneite heftig und hoher Schnee bedeckte das Straßenpflaster mit einem dichten Teppich. Das Feuer brannte und knisterte behaglich im Camin. Der starke Arom von frühzeitig gezogenen Hyazinthen und Maiblumen erfüllte das Zimmer, während die Blumen

durch ihre herrliche Farbenpracht dem Winter in sein graues grämliches Antlitz lachten. Schwere Vorhänge von dunkelrothem Atlas fielen über die Thüren und von den Fenstern herab. Der elegante Schreibtisch von Rosenholz war mit Schreibmaterial und Schreibgeräth dermaßen überladen, daß es schwierig schien den Platz zum schreiben ausfindig zu machen. Auf einem runden Tisch mit einem reichen orientalischen Teppich bedeckt, lagen Albums aller Größe, aller Art; — auf einem andern Tisch die neuesten Erzeugnisse der Belletristik, der Broschüren- und der Tagesliteratur. In einer Ecke stand die goldene Harfe und warf einen Stral von Poesie auf all den modischen Tand und Luxus.

Schöner als Alles was sie umgab war Leonilla in ihrem Hausanzug von weißem Cachemir. Anmuthig und majestätisch wie ein Schwan, ruhte sie auf den rothen Atlaspolstern; doch in ihrem Innern war keine Ruhe.

„Er hat Recht, der Mann da!“ sprach sie zu sich selbst und legte die Hand auf das Buch, das offen auf ihrem Schoß lag: „ganz Recht! die materialistische Weltanschauung befriedigt den Menschen nicht. Was habe ich vom Glanz, der mich umgibt? ... vom Reichthum und seinem Behagen? ... Für meine Befriedigung ist das genau so, als ob ich in der hohlen Hand Wasser schöpfe. Einige Tropfen führe ich zum Munde. Statt den Durst zu stillen, vermehren sie ihn ... und

und das übrige verrinnt unbemerkt zwiſchen meinen Fingern. Welche Befriedigung habe ich davon, daß in meiner Hand eine Art von Herrſcherſtab liegt? Sind dieſe Männer es werth, daß ich mir die Mühe gebe, ſie zu beherrſchen? — dieſer Edwin, der Arme . . . dieſer Rüdiger, der ſchwache Knabe . . . dieſer Theoderich, der eitle blaſirte Mann! . . . Edwin? ja, das war ich mir ſchuldig, meine Stellung in der Welt baſirt darauf und er iſt zufrieden — ſo weit er es ſein kann; folglich that ich ihm gegenüber meine Pflicht. Aber Rüdiger — weshalb ihn feſſeln wollen? . . . O, in meinem öden Daſein iſt es ein fremdartig ſüßes Gefühl geliebt zu werden, jedoch iſt es ungenügend, denn ich liebe ihn nicht . . . ſein träumeriſches Weſen intereſſirte mich. Ich wollte ihn wecken . . . aber als er wach wurde, war mein Intereſſe dahin. Was kann ich dafür? — Und Theoderich? . . . nun ja! Theoderich ſollte erkennen und empfinden wer die iſt, an deren Seite er eine unbedeutende Frau ſich gewählt hat . . . eine Frau, die bereits ganz getröſtet über den Verluſt ſeines Herzens iſt, ſo daß man wahrlich nicht ſagen darf, ich hätte das Glück dieſer Ehe verſtört. Eine Störung war über kurz oder lang unvermeidlich. Doch der kleine Triumph hat mich nur angeregt, nur unterhalten, nur gefreut! Beglückt hat er mich nicht: denn es war keine Dauer in ihm und mit dem Vergänglichen kann man ſich nur ſcheinbar und irrthümlich

befriedigen, d. h. betäuben. Allein darin hat der Mann da ganz und gar Unrecht, daß ich über dies Ungenügen in Verzweiflung gerathen soll. Das ist gegen meine Natur . . . überhaupt gegen die menschliche Natur . . . sie will glücklich werden und sie sucht ihr Glück. Nicht Reichthum, nicht Ansehen, nicht Glanz, nicht Weltfreuden, nicht sinnliche Bezauberung gewähren es — wohlan! so muß es in einer andern Region liegen! . . . Aber was ist das für eine andere Region? oder wo liegt sie? Das Christenthum ist es nicht, und darin hat der Mann da abermals Recht. Die Weltverhältnisse gehen in allen Richtungen aus ihren Fugen. Wäre das Christenthum eine lebenskräftige geistige Macht, so müßte es dem Zerfall vorbeugen. Das kann es nicht. In klägliche Ohnmacht versunken schrumpft es in sich selbst zusammen und überläßt die Weltherrschaft — der Gewalt! dem unwürdigsten was für die Menschheit denkbar ist: der äußeren Gewalt, welche ihre Eisenringe um die theils stumpfsinnige, theils gähnende, theils sclavische Masse der Menschen schlägt. Also vom Christenthum ist keine Rede! . . . aber wovon denn?"

„Graf Rüdiger von Euben," meldete ein Diener und schlug die Vorhänge von der Thüre zurück.

Rüdiger trat ein. Leonilla erhob sich, ging ihm lebhaft entgegen und sagte dringend:

„Nicht wahr, Rüdiger, das Christenthum ist todt?"

„Ich weiß es nicht, Leonilla.“

„Die allerlangweiligsten Leute sind jene, welche eine ganz bestimmte Frage unbestimmt und zweifelhaft beantworten. Die Quäker sollen dies thun, damit man ihnen nie eine Lüge vorwerfen könne,“ rief sie ungeduldig.

„Kann Unsterbliches sterben?“ fragte Rüdiger, „gefällt Dir diese Antwort besser?“

„Hätte ich gefragt: kann Lebendiges leben — so verdiente ich Deine Frage. Sprich verständlich.“

„Ist in der christlichen Glaubenslehre die Offenbarung der ewigen Wahrheit niedergelegt, so ist sie göttlichen Ursprungs und folglich unsterblich.“

„Richtig! das ist ja eben die Frage! Jetzt weiter! was ist Deine Ansicht: ist das Christenthum lebendig, oder ist es todt?“

„Ich weiß es nicht, Leonilla! schaue ich in die eigene Brust, so scheint es mir erstorben; schaue ich auf die Weltgeschichte, so scheint es mir lebendig.“

„Du willst also sagen: der Mensch unserer Tage sei abgestorben gegen die Lehren des Christenthums; sie behielten gleichwohl göttliche Kraft, göttlichen Werth.“

„Ja! denn mit unserer subjectiven Ansicht können wir nicht die objective Wahrheit vernichten.“

„Das können wir freilich nicht. Legt aber eine Epoche, wie z. B. die unsere, dasjenige bei Seite, was eine andere Epoche göttliche Wahrheit nannte, lebt man

nach anderen Grundsätzen, denkt man nach anderen Regeln, handelt man nach anderen Vorschriften, mißt man mit anderem Maßstab, bekümmert man sich gar nicht um jene veraltete Wahrheit, ignorirt man ihre Existenz: so ist es für die Menschheit unserer Epoche höchst gleichgiltig, ob jene Wahrheit sich schließlich in den Kopf eines Philosophen geflüchtet hat, von ihm als Problem aufgefaßt oder als System zerlegt wird, oder ob nicht einmal ein solcher einsamer Grübler sich noch damit beschäftigt."

„Das Gold behält seinen Werth, Leonilla, viele hundert Klafter tief im Schoß der Erde, obschon die Menschen unserer Tage mit Banknoten und Coupons reich sind."

„Du bist also ein gläubiger Christ; denn so muß ich den Schluß ziehen aus Allem was Du sagst. Du bist ein gläubiger Christ, nur etwa nicht in der Ausübung Deines Glaubens."

„Weder im Einen noch im Andern," entgegnete Rüdiger dumpf.

Leonilla hatte sich an den Camin gesetzt und Rüdiger setzte sich zu ihr.

„So saßen wir vor einigen Jahren in Waldenhausen bei einander," sagte Leonilla nach einer Pause, „damals redetest Du anders."

„Ja, damals war ich ein Anderer."

„Beklagst Du die Veränderung?"

„Wenn ich Dich sehe, beklage ich sie nicht!“ rief er heftig.

„Du willst doch nicht einen Zusammenhang sehen zwischen mir und Deinem Schiffbruch am Glauben?“

„O ja! . . . das will ich, denn das ist der Fall. Das Menschenherz ist so beschaffen, daß es keinen Raum hat zugleich für Gott und für Götter; aber auch so beschaffen, daß sich fort und fort Götter eindrängen und Gott verdrängen wollen. Das ist der Kampf — der Kampf des Lebens! wir sind ihm verfallen, ja mehr noch! wir sind ihm bestimmt; denn sonst würde das Gebot nicht sprechen: Du sollst keine Götter haben neben Gott. Fällt nun der Kampf zu Gunsten der Götter aus, so weicht Gott aus dem Herzen und mit ihm sein himmlisches Gefolge von Gnade, Glaube und Frieden — und in dem entleerten Herzen steht nichts weiter als das Idol das, wie alle Idole, sich anbeten läßt, aber kein Heil und keinen Segen bringt. Wer mein Idol ist . . . das weißt Du.“

„Leider! und ich beklage es. Ich konnte nicht vorhersehen, daß meine Absicht, Dich aus Deinem allzu träumerischen Leben und Sein in die Wirklichkeit einzuführen, diese traurige Folge haben werde. Ich konnte nicht ahnen, daß statt einer Zuneigung, die uns Beide beglückt hätte, eine Leidenschaft in Dir erwachen werde, die Dich elend macht und die mich bedrückt, ja belästigt, weil Du gar nicht Dich zu beherrschen verstehst. Sei

vernünftig, Rüdiger, kehre zurück zu Deiner Kunst, Deinen Studien, Deinen Interessen und laß uns Freunde sein, welche herzliches Wohlwollen für einander haben."

„Das will ich nicht!" fuhr er heftig auf: „Herz für Herz ... Alles für Alles ... das will ich! — sonst Nichts, Dein Wohlwollen mag ich nicht! Deine Rathschläge sind unausführbar! ... So wenig wie ich mich in meine unschuldige Kindheit zurück versetzen kann, ebenso wenig kann ich wieder leben wie ich vor Jahren gelebt habe — erfüllt von Gedanken, von Bestrebungen, von Interessen, welche sich auf die Kunst bezogen. Die Kunst, die ich erfaßte als einen Abglanz, einen Wiederschein himmlischer Ideen, sie hat sich von mir gewendet als das Himmlische mir entschwand. Die reine Naphthaflamme ist erloschen ... dafür ist aber Kohlenglut da ... und es ist ja Deine Lieblingsbeschäftigung mit der Kohlenglut zu spielen."

Er preßte beide Hände auf die brennende Stirne. Leonilla ließ den Feuerstocher sinken und mit einem gewissen Mitleid betrachtete sie den trostlosen Rüdiger.

„Du bist ein überspanntes Gemüth und ein solches kann nie glücklich werden, denn es ist nicht im Gleichgewicht mit den Verhältnissen des menschlichen Lebens," sagte sie. „Ich hoffe Deine Leidenschaft wird sich austoben wie der Sturm, der den Frühling bringt;

fester und klarer in Deiner Seele wirst Du aus ihr hervorgehen, und dann Rüdiger wollen wir das Geheimniß zu ergründen suchen, wo des Menschen Glückseligkeit zu finden ist."

Er ließ die Hände sinken und fragte kalt und schneidend:

„Soll etwa auch Theoderich Dir helfen dies Problem zu lösen?"

Leonilla's Auge flammte erzürnt auf; allein sie beherrschte sich und antwortete noch kälter und noch schneidender:

„Ja, Theoderich so wie Jeder, an den es mir beliebt diese Frage zu richten, welche Du nicht im Stande bist zu beantworten. — Willst Du mich etwa auf einer Ausfahrt begleiten?" setzte sie im veränderten Ton mit freundlichem Lächeln hinzu.

„Wohin fährst Du, Leonilla?"

„Zur Malerin Sisania. Theoderich wird ihr zum ersten Mal sitzen. Da muß man eine vortheilhafte Stellung für ihn wählen."

Rüdiger stand auf, leichenblaß und sagte mit bebender Stimme:

„Ich gehe zu Philiberte, die schwerlich ihren Mann begleiten wird."

„Schwerlich! denn ohne Zweifel findest Du den Vicomte de Fleuranges bei ihr."

Sie nickte ihm kühl einen Abschiedsgruß zu.

Rüdiger ſtand auf und ſchwankte, ob er ihr zu Füßen fallen und um Vergebung bitten oder hinweg fliehen ſollte. Sie ließ ihm keine Zeit, ſich zu entſcheiden. Sie erhob ſich und verließ das Zimmer, als ob er gar nicht da ſei.

Drittes Kapitel.

„Beste Signora, wer war der Herr, dem ich so eben begegnet bin?“ fragte Leonilla ungewöhnlich lebhaft, als sie das Atelier der Malerin betrat.

„Das weiß ich nicht,“ erwiederte die Malerin lächelnd: „hier ist Niemand gewesen.“

„Er stieg vor mir die Treppe hinauf, blieb oben vor Ihrer Thüre stehen, ließ mich eintreten, folgte mir und wendete sich im Vorzimmer zur Thüre linker Hand, während ich hier eintrat. Er trug einen langen schwarzen Habit und hat einen Kopf, ein Antlitz, dem ich zutrauen möchte, daß er Probleme lösen kann. Wer ist er?“

„Ein Caplan meiner Pfarrkirche,“ antwortete die Malerin.

„Ein .... Caplan“ .... — wiederholte Leonilla ganz erstaunt.

„Ja, Frau Baronin! Caplan Osorio von St. Sylvester. Er besucht meine schwerkranke italienische Dienerin. Er ist ein Südtyroler.“

„Ja, aber ein Caplan . . . . und ein solcher Kopf! . . . . Merkwürdig!“

„Ich bitte, was denken Sie sich denn eigentlich unter einem Caplan?“ fragte die Malerin höchst verwundert.

„Gar nichts, Signora, ... ein unbedeutendes Wesen . . . . einen beschränkten Verstand . . . . ein geängstigtes Gemüth . . . . enge Ansichten“ . . . . —

„Aber das ist ja eine erbärmliche Vorstellung!“ rief die Malerin heiter, indem sie ihre Staffelei zurecht rückte.

„Können Sie behaupten, daß sie falsch sei, Signora?“

„Gewiß! Ich gebe zu, daß große Geistesgaben in allen Ständen und in allen Classen der Gesellschaft — Ausnahmen sind. Doch eine Armseligkeit der Begabung, wie Sie dieselbe voraussetzen, gehört ebenfalls zu den Ausnahmen. Vergeben Sie mir die Frage, Frau Baronin: sind Sie protestantisch? Ich kann mir nämlich bei einer Dame von Ihrer Welterfahrung und Ihrem Verstande eine solche Ansicht nur durch ein angeerbtes Vorurtheil erklären.“

„Ich bin nicht protestantisch . . . aber das ist ja ganz gleichgiltig; denn ich kenne so wenig katholische Geistliche und wünsche so wenig sie kennen zu lernen, als ob ich protestantisch wäre.“

Die Malerin antwortete nicht. Leonilla setzte nach einer Weile hinzu:

„Iſt dieſer Herr ſo geiſtreich wie er ausſieht?“

„Frau Baronin,“ erwiederte die Malerin, „ich glaube, daß Sie einen ganz andern Maßſtab für die Menſchen haben, als ich. Deshalb traue ich mir nicht zu, Ihre Frage zu beantworten. Ich kann Ihnen nur die Verſicherung geben, daß ſein edles Antlitz nicht lügt, denn er iſt ein frommer, einſichtsvoller, unterrichteter Prieſter.“

Man klopfte an die Thüre des Ateliers und auf das Herein! der Malerin trat der Caplan ein und ſagte:

„Der Arzt iſt gekommen, Signora, und wünſcht Sie zu ſprechen.“

Die Malerin ſtand auf und ſagte:

„Entſchuldigen Sie mich einen Augenblick, Frau Baronin, ich kehre ſogleich zurück . . . und hier ſtelle ich Ihnen den Herrn Caplan Oſorio vor.“

Damit verließ ſie das Atelier.

Für Leonilla war das Urbild eines Caplans — der Schloßcaplan von Waldenhauſen. Sie ging an ihm vorüber wie an einem Wurm, den man nicht zertreten will, den man aber nicht ſehen mag. Sie nannte die Schüchternheit und Befangenheit, die er ihr gegenüber an den Tag legte, kindiſche Schwäche; — da dieſe aber nie ſo weit gingen, um eine religiöſe Wahrheit oder Pflicht, welche ſie mißachtete, zu verleugnen, ſo ſagte ſie von ihm, er beſitze den vollen Eigenſinn der beſchränkten Köpfe und er ſei der ächte Repräſentant des katholiſchen Prieſters: bornirt und

trotzig. Mit einem andern katholischen Geistlichen war sie seit den Tagen ihrer Kindheit nicht in Berührung gekommen. Entfremdet der Kirche und todt für den Glauben wie sie war, war ihr selbstverständlich der katholische Priester ein fremdartiges unbegreifliches Wesen, welches aber dennoch einen geheimen Stachel gegen sie zu wenden schien. Dadurch wurde er ihr ganz unerträglich und sie fand es am bequemsten, ihn kurzweg zu verachten. Jetzt stand ein Mann vor ihr, der ein katholischer Priester sein sollte, dem aber jeder Zug ihres Urbildes fehlte. Die Stirn — wie edel und klar, als ob nur hohe Gedanken hinter ihr wohnten; der Mund — dieser Verräther des Gemüthslebens selbst wenn er schweigt — wie wohlwollend; das dunkle Auge — wie sanft, ernst und klug! — Diese verschiedenartigen Gedanken versetzten Leonilla in eine Zerstreuung, welche sich in der Frage aussprach:

„Sind Sie katholisch, mein Herr?"

„Ich bin Caplan von St. Sylvester, gnädige Frau," antwortete er.

„Und Italiener, nicht wahr?"

„Die Bevölkerung ist in Südtyrol sehr gemischt. Mein Vater ist Italiener, meine Mutter eine Deutsche."

„Auf diese Weise werden Ihnen die Vorzüge beider Nationen zu gut kommen: italienisches Feuer und deutsche Tiefe."

„Vielleicht noch mehr die Schattenseiten, gnädige

Frau: italienische Trägheit und deutsche Schwerfälligkeit."

„Sie scheinen weder mit der einen noch mit der andern behaftet zu sein."

„Ich habe allerdings in meinem Beruf eine Schutzwehr, gnädige Frau."

„Es muß sehr angenehm sein, einen Beruf zu haben, der uns von unsern Fehlern befreit."

„Befreit, gnädige Frau? . . . . Das habe ich nicht gesagt! Er schützt insofern, als er gute Waffen zum Kampfe gegen sie gewährt."

„Lieben Sie Ihren Beruf?"

„Ich denke es gibt wenig Priester, die so unglücklich sind, ihren Beruf nicht zu lieben."

„Trotz aller Bürden, die er auferlegt?"

„Trotz seiner Bürden, gnädige Frau."

„Also erkennen Sie dieselben an?"

„Wie sollte ich nicht? Die schwerste aller Bürden ist der Mensch sich selbst . . . . und diese Bürde bleibt ihm bis zum Grabe und in jedem Beruf."

„Nicht diese Bürde meinte ich, sondern die beständige Unterwerfung der Vernunft unter unverständliche Lehren und Gesetze."

„Wenn die Vernunft vernünftig ist, gnädige Frau," entgegnete Caplan Osorio lächelnd, „so sind ihr diese Lehren nicht unverständlich."

„Sie fällen also über die Mehrzahl der Menschen

das Urtheil der Stupidität," rief Leonilla, „denn der großen Mehrzahl sind die Glaubenslehren unverständlich."

„Ich fälle gar kein Urtheil, gnädige Frau! Ich sage nur wie sich die Sache verhält und Sie werden mir gewiß beistimmen, daß die Vernunft bei nicht wenig Menschen im Schlaf der Unwissenheit und in der Betäubung durch Leidenschaften liegt, so daß sie nicht in ihrem normalen freien — sondern in einem elend geknechteten Zustand sich befindet. Um die Wahrheit zu erkennen, muß sie diese Fesseln sprengen."

„Ja, aber wie fängt sie das an, da sie in Knechtschaft liegt?"

„Sie muß den Willen brauchen, dann bekommt sie die Gnade."

Die Malerin trat wieder ein und Osorio verabschiedete sich sogleich.

„Warum geht er denn so eilig fort, beste Signora!" sagte Leonilla unmuthig: „ich hätte gern noch länger mit ihm gesprochen."

„Seine Zeit ist sehr in Anspruch genommen."

„Mein Gott, wodurch denn? Der Arzt hat seine Kranken, der Rechtsgelehrte seine Akten, der Kaufmann seinen Kram, der Soldat .... ich weiß nicht was! allein der Geistliche, beste Signora, der hat ja nichts zu thun, als die Messe zu lesen! das dauert eine halbe Stunde."

„Und die Predigt, Frau Baronin, und der Beicht-

stuhl und der Schulunterricht und der Krankenbesuch und das Brevier und die Katechumenen und tausend und abertausend Fragen und Anfragen, die ihm gestellt werden — und die Taufen, die Copulationen, die Beerdigungen" . . . . —

„Ich bitte hören Sie auf, Signora. Sie werden athemlos durch die Aufzählung aller Geschäfte des Geistlichen!" sagte lachend Leonilla.

„Sie lachen, weil Sie diese Aufzählung für Uebertreibung halten, Frau Baronin; aber sie ist nicht übertrieben. Rechnen Sie nun einige Andachtsübungen hinzu, so ist es klar, daß dem eifrigen Priester — und Caplan Osorio ist ein solcher — äußerst wenig Zeit zur Unterhaltung bleibt."

„Schade! ich höre gern etwas Anderes, als das fade Gerede der Welt, das man auswendig weiß, bevor es gesprochen wurde."

Theoderich kam. Leonilla rief ihm vorwurfsvoll entgegen:

„Seit einer halben Stunde harren wir Ihrer Ankunft."

„Vergebung! ich hatte unglaublich viel zu thun!" sagte Theoderich matt. „Zuerst zankte ich den Haushofmeister gehörig aus wegen horrender Verschwendung in Ausgaben für das Haus. Dann besprach ich mit dem Koch ein großes Diner, das nächstens stattfinden soll. Dann wurden mir ein Paar vortreffliche Schweiß-

hunde zur Auswahl gebracht; — ich kaufte den einen. Ich war noch damit beschäftigt, als Sir John Sadler kam und mir eine Wette auf das berühmte Rennpferd Bridegroom vorschlug; ich lehnte sie ab. Darauf kam der Vicomte de Fleuranges, dessen ich mich dadurch entledigte, daß ich ihn zu meiner Frau schickte. Eine flüchtige Toilette . . . . und da bin ich."

„Diese Geschäfte lauten anders, als jene Ihres Caplans," sagte Leonilla zur Malerin.

„Das will ich hoffen!" rief Theoderich mit spöttischem Lächeln.

„Freilich, ganz anders!" versetzte die Malerin, und ein Zug von Wehmuth flog über ihr Antlitz, das selten durch einen Affect bewegt wurde.

Nach langwierigen Berathschlagungen kamen endlich alle Drei überein, es sei am vortheilhaftesten sowohl für Graf Teutleben als für das Gemälde, ein Kniestück zu wählen und die modische Kleidung, die dem Kunstsinn und dem Künstlerauge so zuwider ist, möglichst durch einen Pelzmantel zu verhüllen.

„Auf diese Weise bekommt das Bild aber nicht den mindesten historischen Charakter," sagte Leonilla.

„Ich werde meine verschiedenen Orden anlegen," versetzte Theoderich: „das gibt einen Anhaltspunkt für die Zeitgeschichte . . . . nur keinen interessanten."

„Gräßlich!" rief Leonilla und lachte.

„Oder ich könnte eine ausgezeichnete Schrift der

libres penseurs dergeſtalt in der Hand halten, daß der Titel zu leſen wäre."

„Ja, das würde die Richtung der Zeit und Ihre eigene bezeichnen," ſagte Leonilla beifällig.

„Aber es würde Ihnen vielleicht in zehn Jahren ſehr leid ſein, Herr Graf, daß Sie der Nachwelt dies Denkmal Ihres Geiſtes ließen," ſagte mit tiefem Ernſt die Malerin.

„Sollte es mir je leid werden, ſo brauche ich ja nur das Denkmal in's Feuer zu werfen," ſagte der Graf im wegwerfenden Ton.

„Man zerſtört nicht ſo leicht ein Kunſtwerk," entgegnete ſie gelaſſen.

„Ich weiß etwas Anderes!" rief Leonilla: „ſtellen Sie ſeitwärts auf eine Conſole die Büſte eines Götzen des Tages auf."

„Da würde ich mich einer ungeheuern Lüge ſchuldig machen; denn Sie wiſſen ja, daß ich außer der Schönheit — nichts anbete, weder Gott noch Götzen."

„Es wird am beſten ſein, wenn wir uns auf Ihre Figur beſchränken und jede Zuthat fortlaſſen. Ein Mann wie Sie, Herr Graf, iſt an ſich ſchon ein Stück der Zeitgeſchichte," ſagte die Malerin in einem ſo verbindlichen Ton, daß Theoderich nicht im Klaren war, wie das gemeint ſei. Er warf den Pelz um und ſagte:

„Jetzt, Signora, thun Sie Ihr Beſtes, damit ein Kunſtwerk mich für die Langweile der Sitzungen belohne."

Als die erste Sitzung beendet war, fragte er Leonilla, ob er sie nach Hause führen dürfe. Sie dankte ihm und sagte, sie habe noch mit der Signora zu reden. Sehr befreundet entfernte er sich. Kaum war er fort, so fragte Leonilla:

„Signora, kennen Sie den Caplan Osorio genau?"

„Nein, Frau Baronin! ich habe ihn erst kürzlich am Krankenbett meiner Dienerin, deren Beichtvater er ist, kennen gelernt."

„Würde er wohl zu mir kommen, wenn ich ihn darum ersuchte?"

„Das weiß ich nicht, Frau Baronin."

„Ich würde ihn gar gern sprechen. Er macht mir den Eindruck, als hätte er feste Ueberzeugungen, und ich möchte wissen, auf welcher Grundlage diese beruhen."

„Das kann ich Ihnen sagen: auf der katholischen Glaubenslehre."

„Woher wissen Sie das, da Sie ihn wenig kennen?"

„Weil es überhaupt keine andere Grundlage gibt — weder für den Geistlichen noch für den Laien — sobald von christlichen Ueberzeugungen und von christlichem Leben die Rede ist."

„Ja, das ist es eben, was ich kennen zu lernen wünsche. Meine Erziehung hat sich damit nicht befaßt und meinen Verhältnissen so wie meiner Neigung entsprach diese gläubige Richtung nicht. Vielleicht sagt sie mir dennoch zu. Ich bitte, Signora, seien Sie die Ver-

mittlerin meines Wunsches und theilen Sie mir mit, ob Caplan Osorio ihn erfüllen will."

Die Malerin sagte, sie wolle am folgenden Tage den Caplan fragen, und Leonilla kehrte zufrieden heim. Das Buch, in welchem sie zuvor gelesen hatte, lag noch auf der Chaiselongue. Sie nahm es in die Hand und sprach für sich: Der Mann da hat doch vielleicht Unrecht und das Christenthum lebt noch. Dem Cultus einer Leiche widmet man sich nicht, so lange man bei Sinnen ist. Wo ein vernünftiger, vom Glauben beseelter Priester ist, da sammeln sich Gläubige um ihn. Vielleicht bekehrt er mich zu seinem Glauben. — — Und ganz verschwommen dachte sie weiter: Oder ich bekehre ihn zu meinem Unglauben.

Die Malerin richtete Leonilla's Auftrag aus. Osorio antwortete entschieden:

„Nein! diese Dame langweilt sich und sucht eine neue Art des Zeitvertreibs. Dazu ist aber meine Zeit zu kostbar."

„Ich will Sie nicht umstimmen, aber doch bemerken, daß es sich vielleicht um die Rettung einer Seele handelt."

„Wer ist denn eigentlich diese Frau?"

„Sie ist die Gattin eines außerordentlich reichen Baron von der Walden, den sie trotz seines Schwachsinnes heirathete, theils auf den Wunsch ihres Vaters, eines bankrotten Banquiers, theils um aus ihrer be-

schränkten Lage in eine glänzende überzugehen. So heißt es allgemein und einzelne ihrer Aeußerungen widersprechen nicht. Bei alledem soll sie sich in ihrer Ehe gut benehmen, obschon es Leute gibt, welche ein anderes Urtheil fällen. Dies letztere können jedoch möglicherweise Personen thun, welche sie beneiden. Daß man ihr sehr huldigt, versteht sich bei ihrer Schönheit und in ihrem Weltleben von selbst. Da ich mit allerhand Menschen durch meinen Beruf zusammenkomme und sie vor ein paar Jahren gemalt habe: so ist dies die Auskunft — freilich die ungenügende, die ich Ihnen geben kann."

„Ich will mich besinnen und Ihnen morgen Antwort bringen," sagte Osorio.

Schließlich überwand das Mitleid des Priesters seine Abneigung. Er bat die Malerin, der Baronin mitzutheilen, daß er kommen könne, wenn ihr Tag und Stunde, die er bestimmte, genehm sei. Leonilla war mit Allem zufrieden; .... nur wußte sie nicht recht, was sie ihm sagen wolle und es schien ihr, daß es ihr im Grunde lieber gewesen wäre, wenn Osorio ihre Bitte abgelehnt hätte. Denn vielleicht bekomme ich Dinge zu hören, die mich beunruhigen werden ... die ich nicht hören mag, sprach sie zu sich selbst. Nun, sollte das geschehen, so bleibt es bei dem einmaligen Besuch. Allerhand Dinge zu hören, legt mir ja nicht die Verpflichtung auf sie anzunehmen und zu befolgen.

Viertes Kapitel.

An den Tagen, wo die Malerin in der Gemäldegallerie arbeitete, fand Rüdiger sich regelmäßig bei ihr ein, setzte sich auf die Fensterbrüstung, sah ihrem emsigen Fleiße zu und unterhielt sich mit ihr, so weit es sie nicht in der Arbeit störte. Dieser Verkehr that ihm wohl. Seine in beständigen Aufregungen schwebende Mutter gewährte ihm weder Trost noch Halt. Die arme Gräfin sah ihre beiden Kinder, Rüdiger und Philiberte, auf gefahrvollem Wege. Standen sie noch nicht am Rande des Abgrunds — wie ihr Mutterherz hoffte — so gingen sie doch auf dem Abhang, der sicher zum Abgrund führt. Sie erschöpfte sich in Rathschlägen und Vorstellungen, ohne die beabsichtigte Wirkung auch nur entfernt zu erreichen. Die Kinder kannten ja ihre Gewohnheit über Kleinigkeiten lange Predigten zu halten und waren dagegen abgestumpft. Philiberte dachte in der ihr eigenen spöttischen Weise: die Mama hat in ihrem ganzen Leben nur eine einzige Leidenschaft gehabt und zwar diese: im Geiste des

Widerspruchs unermeßlich lange Reden zu halten. Und Rüdiger dachte: Was weiß von meinem Kampf die Mutter, die stets im gewöhnlichen Geleise einer zufriedenen Ehe mit einem religiösen Gemüth gelebt und keine Ahnung hat vom vernichtenden Einfluß der Leidenschaft auf den Glauben. Hätte sie diese Ahnung, so würde sie mir nicht fort und fort wiederholen, ich solle mich am Glauben festhalten und dann werde er die Leidenschaft überwinden. Hätte sie diese Ahnung, so müßte sie ja einsehen, daß ich nicht Dasjenige festhalten kann, was überhaupt nicht fest für mich steht. — —

„Bestes Kind, was fehlt Dir? wie siehst Du aus? ganz verstört . . . verweint . . . Was ist geschehen?" So fragte angstvoll Gräfin Euben, als Philiberte eines Morgens bei ihr eintrat und allerdings verweinte Augen hatte.

„Es ist nichts, Mama .... nur Folge der scharfen Luft .... — Wie hast Du geschlafen? Gehst Du heute Abend zum russischen Gesandten?"

„Aber Philiberte, wie kannst Du sagen Dir fehle nichts! Ich sehe Dir ja die Verstörung an!"

„Wohlan, Mama, wenn es Dich beruhigt, so wisse, daß ich eine heftige Scene mit Theoderich hatte," versetzte Philiberte entschlossen nach kurzem Besinnen. „Er will drei große Diners geben und keinen Ball. Das ist aber sehr langweilig .... und ich habe bereits aller Welt gesagt, wir würden einen Ball geben."

„Und darüber weinst Du? sei doch nicht so kindisch! Du kannst ja in anderen Häusern tanzen. Sei liebenswürdig in Deinem eigenen Hause bei den Diners .... und lerne Dich mit Anmuth zu langweilen. Dies ist eine Art von Tugend, die man in der Welt sehr nöthig hat und um welche man sich leider sehr wenig bemüht ... junge Frauen verfehlen sich gar häufig in diesem Punkt."

„Das versteht sich, Mama! Kein Mensch mag sich langweilen und am wenigsten dann, wenn er darüber Zeit und Gelegenheit verliert sich zu unterhalten."

„Unterhalten! bestes Kind, wir sind nicht zu unserer Unterhaltung auf der Welt, sondern um unsere Pflichten zu erfüllen."

„Ja, Mama, das weiß ich längst."

„Man weiß Manches, aber man handelt, als wisse man es nicht .... und deshalb ist es nothwendig, daß wir zuweilen daran erinnert werden."

„Gewiß, liebe Mama, sehr nothwendig .... ich danke Dir vielmal .... Gehst Du heute zum russischen Gesandten? Ist Papa zu Hause? .... Ich will auch ihm Guten Morgen sagen."

Sie küßte der Gräfin die Hand und verschwand. Aber die Gräfin wiegte sorgenvoll das Haupt und dachte bei sich selbst: Es ist ja nicht anders möglich, als daß in diesem beständigen frivolen Treiben und in diesem Heißhunger nach Unterhaltung das Pflichtgefühl

geschwächt werde .... und ist das geschehen — wo ist eine Schranke? — —

Philiberte hatte eine ganz andere Scene mit ihrem Mann gehabt, als diejenige war, welche sie in größter Geschwindigkeit für ihre Mutter ersann. Kühl und fremd lebten Beide neben einander hin. In Philibertens Herz war die Eifersucht erloschen, um einer mißachtenden Gleichgiltigkeit Platz zu machen. Wie zahllosen jungen Personen war es auch ihr ergangen: geblendet durch äußere Vorzüge, geschmeichelt in ihrer Eitelkeit, mit einem Herzen das ganz bereit war Liebe zu nennen, was Liebesbedürfniß war — tanzte sie gleichsam in die Ehe hinein und entsetzte sich nicht wenig, als es ihr klar wurde, daß es sich hier nicht um einen Tanz, sondern um einen Gang über Dornen und Steine handele. Ungeneigt zum Opfer, ungeübt in der Selbstverleugnung, mit einer starken Dosis von Selbstzufriedenheit und einer schwachen von religiösen Grundsätzen, erholte sie sich bald vom bitteren Schmerz ihrer Täuschung. Konnte Theoderich sich zufrieden fühlen ohne sie, so wollte sie ihm beweisen, daß dies für sie ein Leichtes sei und nur allzu gut gelang ihr Vorhaben. Nichts wird von den Männern in der Gesellschaft schneller wahrgenommen, als eine nicht glückliche Ehe. Ist die vernachlässigte Gattin hübsch und einnehmend, so wird sie der Gegenstand lebhafter Huldigung. Dies war der Fall bei Philiberte. Sie hatte

nicht den Edelsinn und die Tugend, diese Huldigungen zurückzuweisen. Sie nahm sie an. Zuerst aus Rache gegen Theoderich: er sollte sehen, wie bewundert, wie gefeiert sie werde. Später, weil sie Wohlgefallen daran fand. Endlich, weil sie sich in den Fesseln verstrickte, welche sie sich selbst so unbesonnen angelegt hatte. Theoderich, der es ganz in der Ordnung fand, daß die Gattin des Freiherrn von der Walden seine Huldigung annehme, wäre durch die Vorstellung empört gewesen, daß seine Frau etwas Aehnliches thun könne; allein er beachtete sie gar nicht und ließ sie gehen, wie sie eben wollte. Außer bei den Mahlzeiten sah er sie nicht. Er war nicht bei ihr wenn sie Besuch empfing, nicht bei ihr wenn sie spazieren fuhr. Selten erschien er in ihrer — gewöhnlich in Leonilla's Loge. Auf den Visitenbillets stand freilich: Graf und Gräfin Teutleben; — aber nur Eines von ihnen warf die Karte ab. Um den Knaben, dem Philiberte das Leben gegeben hatte, bekümmerten sich Beide herzlich wenig. Philiberte sorgte, daß er die Pflege habe, die ein kleines Kind bedarf und war übrigens eine äußerst seltene Erscheinung in der Kinderstube — was ihr denn häufige Ermahnungen von Gräfin Euben zuzog, welche keinen Erfolg hatten.

„Wenn Theoderich Dich nur ein einziges Mal bei dem Kleinen fände," sagte Gräfin Euben, „so würde er doch gewahr werden, daß Du ein Herz hast."

„Liebste Mama," entgegnete Philiberte lachend, „ich wünsche gar nicht, daß er mein Herz gewahr werde!"

„Es ist sehr traurig, bestes Kind, wenn eine Frau dies wünscht und es so unbesonnen ausspricht."

„O, liebste Mama, ich sage es ja nur Dir."

„Aber Du läßt Andere es merken."

„Ach, beste Mama, in der Welt bemerkt man eine elegante Toilette mehr, als das edelste Herz," antwortete Philiberte ausweichend.

Leonilla sah mit Erstaunen, daß Philiberte in der Welt ungewöhnlichen Beifall fand und sehr gefeiert wurde, und daß man zu schwanken scheine, ob Leonilla, ob Philiberte den Vorzug verdiene. Es kam ihr vor, als sei dadurch der Tribut geschmälert, den man ihr zu entrichten habe und als müsse dies Unterfangen an Philiberte gerächt werden.

„Wie wunderhübsch sieht Ihre Frau heute aus," sagte sie eines Abends im Theater, als Teutleben in ihre Loge trat, „und wie glücklich muß sie sich fühlen: sie strahlt ja von Glück."

Theoderich war höchst überrascht durch diese Aeußerung. Er hatte bisher gedacht, seine Frau werde sich unterhalten und Gefallen finden an den kleinen Triumphen der Eitelkeit; aber daß sie glücklich sein, herzensselig sein könne — das hatte er nie gedacht. Er sah mit seinem Opernglas zu Philiberte hinüber und fand Leonilla's Bemerkung richtig. Der Vicomte de Fleuranges

befand sich in Philibertens Loge. Dieser schien sie aufmerksam zu machen, daß Teutleben sie beobachte. Plötzlich veränderte sich ihr Ausdruck; die Sonne verschwand, Wolken legten sich auf ihr Antlitz und mit eiskaltem Blick schaute sie zu ihrem Mann hinüber. Doch nur ganz flüchtig; sie wendete sich alsbald zu Fleuranges und die Sonne ging wieder auf.

„Das ist ein aufrichtiges Geständniß, nicht wahr, Theoderich?" sagte Leonilla halb ernst, halb scherzend.

„Wie so?" versetzte er unmuthig.

„Verstehen Sie es nicht, so fühle ich mich durchaus nicht berufen es Ihnen zu erklären .... um so weniger, als ich irren kann."

„Lassen Sie doch Philiberte aussehen wie sie will, und sich unterhalten mit wem sie will," antwortete Teutleben noch unmuthiger.

Leonilla wandte sich zu Edwin, in welchem sich eine förmliche Leidenschaft für das Theater — nämlich mehr für das, was es dem Auge, als was es dem Ohr bot — entwickelt hatte; und Teutleben verließ bald darauf Leonilla's Loge und ging zu seiner Frau.

Herr von Fleuranges machte sogleich die charmanteste Unterhaltung mit Teutleben. Philiberte aber verfinsterte sich wieder, kehrte den beiden Herren den Rücken zu und versank in die „Prinzessin mit der Eselshaut" oder — in ihre Gedanken.

An jenem Morgen, an dem Philiberte mit verweinten

Augen zu Gräfin Euben kam, hatte Theoderich ihr bei dem Gabelfrühstück gesagt:

„Das Neueste des Neuen will ich Dir doch mittheilen. Fleuranges ist nach Petersburg versetzt.“

„Es war davon die Rede,“ entgegnete sie gleichgiltig.

„Es ist jetzt aber geschehen! Gestern Abend kam Frank Sadler noch ganz spät in den Club und brachte die Nachricht mit, die er soeben in der französischen Gesandtschaft gehört hatte.“

„Ich glaube es nicht eher, als bis Fleuranges selbst es mir sagt,“ erwiederte Philiberte blaß vor Schreck.

„Das Ereigniß ist doch nicht so gewaltig, um unglaublich zu sein .... es sei denn, daß Fleuranges Dir andere Eröffnungen gemacht hätte.“

„Das that er,“ sagte Philiberte wieder gefaßt.

„Genug, jetzt ist die Sache entschieden. Im Mai findet eine große Veränderung und Versetzung in der französischen Diplomatie statt.“

„Ah, erst im Mai!“ fiel ganz erleichtert Philiberte ein.

„Ja, erst im Mai,“ entgegnete Teutleben kalt: „bis dahin aber wünsche ich, daß Du Dein lebhaftes Interesse für Fleuranges weniger als bisher zur Schau trägst.“

„Er ist mir angenehm und demgemäß behandele ich ihn,“ erwiederte sie auch ganz kalt.

„Doch muß ich bitten, die Rücksichten nicht zu vergessen, welche die Gräfin Teutleben zu nehmen hat.“

„Wenn Du meinst, ich hätte auf Dich besondere Rücksichten zu nehmen, so werde ich Dich erinnern, daß Du vor einem Jahr in Venedig Deine Freiheit in Anspruch genommen und mir dadurch die meinige gegeben hast.“

Dies Letztere wollte Theoderich nicht zugeben. Philiberte blieb bei ihrer Behauptung. Beide gingen zu den heftigsten Vorwürfen über. Er wollte dem Grafen Fleuranges sein Haus verbieten. Sie versetzte, das würde ein ganz unnützes Aufsehen machen, da sie mit Fleuranges überall zusammentreffe und ihr Benehmen gegen ihn nicht ändern werde. Teutleben drohte ihr mit Trennung. Philiberte versicherte, nichts sei ihr willkommener. Seitdem dies ausgesprochen war, wurde die Kluft zwischen ihnen immer tiefer. In ihren vier Wänden und wenn der Wirbel des Herzens und der Welt, worin sie lebte, ihr einen Augenblick des Nachdenkens gönnte, weinte Philiberte in trostloser Aufregung über ihren Mann, ihre Ehe, ihr Schicksal, über sich selbst; — doch sowie sie in der Gesellschaft erschien und sich umringt, bewundert und gefeiert sah, vergaß sie ihre Thränen und sah in den Huldigungen einen ihr gebührenden Ersatz für das Glück, das ihr geraubt sei. Mit Leonilla verkehrte sie fast gar nicht. Sie fühlte die heftigste Feindseligkeit gegen Leonilla,

weil sie in dieser die Grundursache ihrer unglücklichen Ehe sah. Hätte sie geahnt, daß im Herzen ihres Mannes eine leise Verstimmung gegen Leonilla sich regte, so hätte Philiberte vielleicht ihr Benehmen geändert; — jetzt fand sie es nur empörend, daß Theoderich frei, sie aber Sclavin sein solle.

Theoderich war verstimmt, weil Leonilla ihn auf Philiberte und Fleuranges aufmerksam gemacht hatte. Ob er bis dahin nichts bemerkt hatte oder nichts bemerken wollte — war seine Frau ihm gleichgiltig — war es ihm bequem, daß sie die eifersüchtige Laune aufgab, mit der sie ihn in Venedig quälte und daß sie sich gar nicht mehr um sein Thun und Lassen bekümmerte — genug, er war mißmuthig über Leonilla's Einmischung in Dinge, welche sie nichts angingen; wie er sich ausdrückte. Er war es jedoch nicht genug, um sich ganz von ihr zurückzuziehen. Er murrte etwas wider sie; doch nur so, wie der Sclave wider seinen Herrn: er verblieb in ihren Fesseln. Ein solches Verhältniß spinnt sich zuweilen im Leben eines Mannes dermaßen fort, daß es zu einem Netz wird, welches in jeder Richtung seine Bewegungen hemmt und sie zu seinem größten Nachtheil beeinträchtigt.

Während Rüdiger auf der Fensterbrüstung in der Gemäldegallerie sitzend seine Tage schlaff verträumte, brach der Unwille seine Vaters gegen ihn aus. Graf Euben ließ ihn eines Morgens rufen und sagte als er eintrat:

„Setze Dich. Ich habe ein ernstes Wort mit Dir zu reden. Sieh!“ fuhr er fort, „es kommt klar zum Vorschein, was ich stets behauptet habe: Du bist nicht das Genie, das Deine Mutter in Dir sah und das wohlwollende Gemüther in Dir sehen wollten. Du hast ein hübsches Talent für die Malerei — weiter nichts. Das Genie ist schöpferisch. Ich sage nicht, daß es fort und fort produciren soll, wie der Arbeiter in der Fabrik oder wie eine Dampfmaschine, allein es muß zuweilen von einer Idee ergriffen, von einem Gedanken beseelt — und dadurch angetrieben werden, Form und Ausdruck für sie zu suchen und sie mit dem Material auszugestalten, das unter seiner Hand liegt. Es muß arbeiten, studiren, rastlos sich bemühen, um das Werk, das es in sich herum trägt, aus sich heraus zu schaffen .... zu erschaffen. Von dem Allen thust Du nicht das Allermindeste. In Deinem Zimmer sehe ich nichts, was Studien verräth; in Deinem Atelier nichts, was Beschäftigung mit der Malerei verräth, in Deinem ganzen Leben nichts, was Deine Absicht verräth, ein brauchbares Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden.“

„Du hast ganz Recht, bester Vater,“ versetzte Rüdiger niedergeschlagen, „ich tauge zu nichts.“

„Wäre diese Aeußerung bei Dir eine Ueberzeugung, so würde ich Dir antworten: mit derselben wird man wirklich ein Taugenichts, der in Schlaffheit und Arbeit-

ſcheu zu Grunde geht. Es iſt aber leeres Gerede! Du haſt Deine Studien für den Staatsdienſt gemacht, die verſchiedenen Prüfungen gut beſtanden. Du kannſt jeden Augenblick in eine Laufbahn eintreten — und dies iſt es, was ich von Dir verlange, da Du nunmehr über Deinen Mangel an künſtleriſcher Begabung vollſtändig im Klaren ſein mußt."

„Ich bin aber auch von meiner Unfähigkeit für den Staatsdienſt überzeugt," fiel Rüdiger ein.

„Schwätze doch keinen Unſinn, lieber Sohn! Kein Sterblicher hat die Verpflichtung ein Genie zu ſein. Ein ſolches Product der Vorſehung iſt meines Erachtens ſehr überflüſſig, ſehr entbehrlich. Allein jeder Mann, der ſeiner fünf Sinne mächtig iſt, hat die Verpflichtung einen Platz in der Welt zu ſuchen und ſich für denſelben tauglich zu machen, auf dem er ſich nöthigenfalls ſein Brot verdienen könne. Der Staatsdienſt iſt ſo eingerichtet, daß mittelmäßige, ſogar beſchränkte Köpfe ſehr brauchbar ſind. Weshalb ſollteſt Du es nicht ſein? . . . Ich habe es ſatt, Dich in Deinem Schlaraffendaſein verkommen zu ſehen."

„Du brauchſt harte Worte, lieber Vater."

„Ja, mein Sohn, abſichtlich! Du ſollſt aufgerüttelt werden aus einem Nachtwandlerzuſtand, Dich beſinnen, zu Dir kommen und ein vernünftiger Mann werden: darauf beſtehe ich. Doch will ich Dir noch einen andern Vorſchlag machen: Ziehſt Du es vor auf dem Lande

zu leben, wo man sich sehr zufrieden fühlen kann, wie Lydia und Heinrich es uns zeigen: so will ich Dir Weißenhof übergeben . . . und Du heiratheſt."

„Ich heirathen! . . . Nein! . . . beſter Vater, das iſt unmöglich."

„So gehe hin und werde Capuziner!" brauſte Graf Euben auf: „Kannſt Du nichts von Allem, was ſich für den Mann geziemt, ſo krieche unter die Capuze!"

„Für den geiſtlichen Stand habe ich keinen Beruf," ſagte Rüdiger trübe.

„Gott ſei gedankt, daß Du endlich ein vernünftiges Wort ſprichſt!" rief Graf Euben erleichtert: „fehlt Dir jener Beruf, ſo iſt der für den Eheſtand vorhanden. Du wirſt heirathen und ein ganz vernünftiger Menſch werden. Alſo entſchließe Dich: tritt in den Staatsdienſt oder nimm Weißenhof . . . aber zugleich — eine Frau."

„Ich erkenne dankbar Deine große Güte . . . allein ich kenne keine Perſon, die ich zur Gefährtin meines Lebens haben möchte."

„Das iſt unſinnig und unnatürlich!" fiel der Graf wieder aufbrauſend ein: „höre doch endlich auf ein Eisbär zu ſein."

„Gerade weil ich kein Eisbär bin kann ich nicht heirathen."

„Soll das heißen Dein Herz ſei gefeſſelt durch irgend eine reizende Sterbliche, mit welcher die Ehe un-

möglich ist, so rathe ich Dir väterlich und ohne im Geringsten nach Deinen Herzensgeheimnissen zu fragen — denn die sind sich alle gleich: kennt man eines, so kennt man tausend! — mache Dein Herz los und dann heirathe frischweg. Die Unmöglichkeit des Besitzes stimmt anfangs sehr traurig — das gebe ich zu. Allmälig aber wird die Traurigkeit langweilig und der Langweile wird man überdrüssig. Dann wacht man eines schönen Tages ganz nüchtern auf, gähnt herzhaft und spricht mit Falstaff: „Hole der Henker das Seufzen und Grämen.“ Mit klarem Auge schaut man in sich und findet das Herz ruhig auf dem rechten Fleck — schaut man um sich und findet ein anderes Herz, das in einem allerliebsten Figürchen steckt und das zu gewinnen wäre. Das Weitere macht sich von selbst und ich hoffe, es macht sich recht bald bei Dir. So, mein Sohn, jetzt kennst Du meine Ansicht, meinen Wunsch, meinen Willen. Handele dem gemäß. Zu einer Heirath — einer standesmäßigen, das versteht sich! — gebe ich Dir schon jetzt meinen Segen; Persönlichkeit und Name sind mir gleichgiltig. Deine Schwestern haben freie Wahl gehabt und so ist der kreuzbrave langweilige Heinrich mein Schwiegersohn geworden und Theoderich, von welchem genau das Gegentheil zu sagen wäre. Wähle also — und bald.“

Betäubt, erschreckt und doch gerührt durch die väterliche Liebe, die sich bemühte ihm den Weg durch's

Leben leicht zu machen, zog Rüdiger sich zurück indem er dem Vater versprach, er wolle sich ernst und ruhig besinnen.

Triumphirend trat der Graf in das Zimmer seiner Frau und rief:

„Freue Dich, Victorie, Rüdiger will heirathen!"

Die Gräfin saß am Schreibtisch und ergoß vor Lydia ihre Sorgen wegen Rüdiger. Er sei in einer Gemüthsverfassung, welche nur allzu deutlich verrathe, daß er den innern Halt, den Glauben verloren habe. Jetzt warf ihr der Gemal die unerwartete Nachricht wie eine Bombe vor die Füße. Sie sprang erschreckt auf und rief:

„Unmöglich, Wilibald! er kann jetzt ganz unmöglich heirathen!"

„Gerade jetzt ist der rechte Augenblick da! er ist unzufrieden . . . kein Mensch mag im Zustand der Unzufriedenheit verbleiben! Er will glücklich werden. Ich rieth ihm eine Heirath und — um ihm die Sache leicht zu machen — gleichviel mit wem."

„O Wilibald, was hast Du gethan! er ist viel zu verstört in seinem Innern, um eine gute Wahl treffen zu können. Ach, Wilibald! wie konntest Du so unvorsichtig sein!"

„Victorie!" sagte der Graf mit mühsam unterdrücktem Zorn: „mit Deinem O und Ach, Deinem Wie und Was kannst Du mich freilich unerhört ver-

ſtimmen, doch keineswegs mich überzeugen, daß ich Unrecht that. Junge Männer, die auf ganz verkehrtem Wege waren, ſind durch eine gute Ehe auf den richtigen gekommen."

„Ja, durch eine gute Ehe! . . . aber Rüdiger wird jetzt gewiß eine Wahl treffen, die keine gute Ehe möglich macht. Er wird noch unglücklicher werden, als er bereits iſt und uns, die wir durch Philibertens Ehe ſchon genug Kummer haben, noch mehr Kummer bereiten. Es iſt meine Pflicht, ich muß ihn vor Uebereilung warnen."

„Er denkt nicht an Uebereilung, ſondern an Ueberlegung! Laß ihn doch in Ruhe die Sache in's Auge faſſen ohne darein zu reden."

„Nicht reden ſoll ich! Du ſagſt ich ſoll nicht reden mit meinem Sohn . . . nicht reden von der wichtigſten Angelegenheit ſeines Lebens . . . nicht reden, ſagſt Du, alſo nicht meine Pflicht thun! . . . Nein! . . . das darfſt Du mir nicht zumuthen . . . ich werde mit ihm reden."

„Rede mit wem Du willſt, nur nicht länger mit mir!" rief der Graf und eilte hinweg.

Eine Frühlingsblume.

Erſtes Kapitel.

Wie unangenehm! . . . er wird mich bekehren wollen! . . . daraus kann nichts werden! . . . vielleicht bekehre ich ihn zu mir! . . . — Dieſe Gedanken flogen durch Leonilla's Kopf, als ihr Caplan Oſorio gemeldet wurde. Ihr letzter Gedanke ſchien ſie in beſſere Stimmung zu verſetzen, denn als er eintrat, ſagte ſie freundlich:

„Ich bin Ihnen recht dankbar, daß Sie gekommen ſind. Ich möchte Ihnen gern eine Frage vorlegen, eine ſehr einfache.“

„Ich ſtehe zu Dienſten, gnädige Frau.“

„Glauben Sie an Gott?“

„Ja, gnädige Frau.“

„Ich meine an einen Schöpfer des All's.“

„Ja, an einen Schöpfer des Weltall's.“

„Dies kann ich verſtehen, weil die Dinge einen Urgrund haben müſſen, um ihr Daſein zu bekommen. — Aber glauben Sie an einen Gott der Menſch wurde, um die Menſchheit zu erlöſen?“

„Ja, gnädige Frau.“

„Ich nicht! der Mensch liegt in unsichtbaren Ketten und Banden. Mein Wille kann hie und da dasjenige, was mich fesselt erleichtern . . . aber schließlich ist der Tod da und dann . . . —“

„Dann geht der Mensch in das Haus seiner Ewigkeit, gnädige Frau, denn der Tod ist der Durchgang zu einer umgestalteten Fortsetzung unseres Lebens, und unser Leben ist der Weg zu zwei Schicksalen, zur ewigen Seligkeit und zur ewigen Unseligkeit.“

„Auch das verwerfe ich. Jenseits des Todes ist nichts — ist das Nichts. Nirwana nennt es der tiefsinnige Hindu.“

„Der Hindu irrt,“ gnädige Frau. „Er hat die Tradition einer göttlichen Uroffenbarung, deren Spur bei allen Culturvölkern in ihren Religionen mehr oder minder sich ausspricht. Deshalb ahnt er den übernatürlichen Ursprung der Seele — deshalb ihren Zusammenhang mit Gott — deshalb ihr höchstes Ziel: Vereinigung mit Gott — deshalb die Nothwendigkeit der Abtödtung und der Betrachtung göttlicher Dinge. Da aber Christus gesagt hat: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben — und da das Licht des Christenthums dem Hindu nicht aufgegangen ist, so geht er irr. Nicht gemäß der christlichen Lehre sucht er sich im irdischen Leben durch die Hingebung seines Willens mit Gott zu vereinigen; — nein! er strebt dahin in Gott aufzugehen, in Gott sein eigenes Sein

zu vernichten; und da es ihm trotz aller Aufregung der Einbildungskraft und aller phantastischen Träumerei nicht gelingen will sich zu dieser Höhe zu erschwingen: so läßt er sich sterbensmüde und unbefriedigt durch seine Anstrengungen in die tiefste Tiefe, in den Gegensatz fallen, und spricht erschöpft: Mit dem Tode sinkt der Mensch in's Nirwana — in das Ur-Nichts."

„Ganz richtig! diese Ansicht sagt mir zu. Alle Anstrengungen, die der Mensch macht um glücklich zu sein, bringen ihm nichts Anderes, als ein höchst unvollkommenes, vergängliches, kaum nennenswerthes Glück. Damit erschöpft er seine Kräfte, seine Gaben, sein Leben, und müde der fruchtlosen Qual ist es ihm ein Trost, eine Labung zu denken: Es kommt die Stunde, da Alles vorüber ist und wo ich in's Ur-Nichts versinke."

„Das Erdenleben ist eine gerade Linie, gnädige Frau. Es geht hervor aus der Hand Gottes des Schöpfers, es läuft aus in der Hand Gottes des Richters, welcher straft oder lohnt. Betrachtet man es nicht zwischen diesem festen Ausgangs- und Endpunkt, so ist es statt der geraden Linie ein verwirrtes Netz, welchem man dahin und dorthin zu entrinnen sucht und das am Ende, der Mensch mag wollen oder nicht, ihn doch dahin zieht, wohin er nicht will: vor den Stuhl des Richters! . . . möge man an ihn glauben oder nicht."

„Ihre Ansicht sagt mir durchaus nicht zu."

„Das bedauere ich von Herzen, gnädige Frau. Ich habe dasjenige ausgesprochen, was jeder Christ glaubt . . . und glauben muß, wenn er Christ sein will."

„Wohlan, so verwerfe ich Ihr Christenthum."

„Das wird Sie nicht glücklich machen, gnädige Frau! der Blick in's Nirwana gibt weder Licht, noch Trost, noch Kraft — und das Alles hat der Mensch so nöthig, wie er Luft nöthig hat, um athmen zu können."

„O, das ist wahr . . . sehr wahr! Licht, Trost, Kraft. Aber aus Ihren finsteren Dogmen gehen diese nicht hervor."

„Ist es ein finsteres Dogma, gnädige Frau: Credo remissionem peccatorum et vitam aeternam. Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß mit dem Glauben an Vergebung der Sünden und ein ewiges Leben Tag für Tag Tausende und Tausende die Nöthen und Drangsale des Lebens friedlich tragen und selig sterben."

„Wie fangen Sie es an, um den Kindern die Glaubenslehren beizubringen?" fragte Leonilla nachdenkend.

„Leicht faßt die unschuldige Seele des Kindes sie auf. Das von Leidenschaft getrübte Herz faßt sie schwer."

„Nein, so ist es nicht, sondern so: das Kind nimmt willig an, was der Lehrer sagt; es kann nicht prüfen, der Verstand ist unentwickelt: es glaubt. Später tritt der prüfende Verstand dem Glauben entgegen."

„Der Wille tritt dem Glauben entgegen, der verkehrte Wille. Seien Sie fest überzeugt, die Leute hätten gar nichts dawider ihren Verstand den Glaubenslehren zu unterwerfen, wenn diese Lehren ihnen nur die Freiheit ließen den schlimmen Gelüsten des Willens zu folgen. Weil das unschuldige Kind gern bereit ist, sich von seinen kleinen Fehlern zu bessern, deshalb nimmt es gern Lehren an, die es unterrichten was es zu thun habe um das zu können und um die Pflichten gegen Gott und den Nächsten zu erfüllen."

„Der Mensch verbleibt aber nicht in der Unschuld des Kindes, erhält also nicht seinen Willen in jener Reinheit, die Ihnen nothwendig scheint um glauben zu können. Nun kommt es aber doch vor, daß Menschen diesen Glauben haben möchten; — was müssen sie dann thun, um ihn zu erlangen?"

„Sie müssen den Willen in der Axe umkehren und ihn von der Selbstsucht und Eigenliebe ab- und auf Gott hinwenden — und sie müssen beten."

„Eines ist so schwierig wie das Andere."

„Beides ist aber unerläßlich; denn der Wille bleibt verkehrt, wenn ihm nicht die Gnade zu Hilfe kommt — und die Gnade kommt nicht ohne Gebet."

„Das Alles scheint mir unerhört mühsam!" rief Leonilla, halb gelangweilt und halb ungeduldig.

„Das Himmelreich leidet Gewalt und nur die, welche Gewalt brauchen — d. h. die, welche den verkehrten

Willen mit Anstrengung aller Kraft zur Umkehr zwingen — nur diese werden es erreichen."

„Wer behauptet das?"

„Der Sohn Gottes, unser Erlöser."

„Ich sagte Ihnen schon, daß ich die Erlösung — und folglich auch die Idee eines Erlösers verwerfe."

„Allerdings sagten Sie das, gnädige Frau, und deshalb glaube ich, daß ich Ihnen nichts mehr zu sagen habe."

„Ich bin die Epigone irgend eines alten Culturvolkes, vielleicht der Griechen, vielleicht der Hindu," fuhr sie fort ohne auf seine Antwort zu achten.

„Das sind Sie nicht!" sagte Osorio: „durch die Taufe sind sie Christin geworden. Der christliche Charakter, der unvertilgbare, ist Ihrer Seele durch die Taufe aufgeprägt. Sie können ihn verleugnen, Sie können heidnisch denken, fühlen, leben und handeln, allein die wunderbare, geheimnißvolle Signatur, welche Sie im Sacrament der Taufe durch die Kraft des Blutes Jesu empfangen — diese Signatur läßt sich nicht verlöschen — und in der Ewigkeit, vor dem Richterstuhl Gottes, auch nicht verleugnen."

„So wäre in mir ein Etwas, das ich nicht kenne, nicht verstehe?" fragte Leonilla nachdenkend.

„Ganz gewiß, gnädige Frau."

„Und das wäre?"

„Ihre Seele, die nach Wahrheit verlangt und mit Irrthum sich zufrieden geben soll."

„Ich bin mit meinem Irrthum nicht übler daran, als Tausende mit ihrer Wahrheit.“

„Dies wird sich offenbaren, gnädige Frau, in der Stunde der Trübsal und in der Stunde des Todes.“

„Kann sein! bis diese kommen geht es mir aber ganz gut.“

Da Osorio schwieg, setzte sie hinzu:

„Sogar sehr gut — und Tausende können mich beneiden.“

„Ja, um äußere Dinge; um Lebensstellung, Vermögen und Alles, was der Welt gefällt. Doch: „tutto che piace al mondo è breve sogno.“

„Wer sagt das?“

„Einer, den die Welt sehr bewunderte und mit Recht: Petrarca.“

„Wohlan! sei das Leben ein Traum — wenn ich es nur selig verträume.“

„Dahin bringen Sie es nicht.“

„O, ich glaube es auch nicht!“ rief Leonilla plötzlich, stand auf und ging im Zimmer auf und nieder.

Osorio war auch aufgestanden. Sie blieb bei der Harfe stehen und sagte:

„Hören Sie! ich will Ihnen etwas erzählen.“

Sie nahm die Harfe, griff ein paar volle Akkorde, auf welche eine schreiende Dissonanz folgte.

„Das ist mein Leben,“ sagte sie dann und stellte die Harfe zurück: „haben Sie es verstanden?“

„O ja, gnädige Frau! es ist die uralte Klage der Gefangenen Babylons, wenn Sie an Zion denken.“

„Ich weiß nicht was Zion ist und ob ich daran denke.“

„Zion ist die Heimat der Seele, und die Sehnsucht verlangt dahin um Frieden zu finden.“

„Wie ist der Frieden zu finden?“

„Durch den Glauben, den Gott geoffenbart hat, und den die Kirche lehrt.“

„Nein! daraus wird nichts! Kirchenluft ist mir zuwider, beklemmt mich, erstickt mich. Ich bedauere unaussprechlich, daß Ihr Amt es mit sich bringt, die Kirche zu loben und zu preisen. Das ist eine Kluft, die ich nie überspringen werde.“

„Schon Mancher hat das gesagt und ist dennoch über die Kluft gesprungen,“ versetzte Osorio ruhig.

„Wie! Sie träumen von meiner sogenannten Bekehrung!“ rief Leonilla zürnend.

„Ich träume gar nichts, gnädige Frau, ich sprach im Allgemeinen von einer Thatsache“ . . . — —

„Die nicht auf mich Anwendung finden wird, denn ich bin nicht für Sclaverei geschaffen.“

„Ich auch nicht, gnädige Frau, und überhaupt kein Mensch. Wir Alle sind berufen zur edlen Freiheit der Kinder Gottes, welche gleichmäßig Ungebundenheit und Knechtschaft des Verstandes und des Willens ausschließt.“

„Genug!“ sagte Leonilla nach einer Pause, „ich bin

Ihnen sehr dankbar, daß Sie meinen Wunsch erfüllten und zu mir kamen. Allein es ist keine Verständigung zwischen uns möglich. Für Sie ist der katholische Glaube Alles in Allem, das Erste und Letzte, Ausgang und Ziel, Heil und Seligkeit."

„So ist es. Darf ich aber fragen, wo Sie Ihr Heil und Ihre Seligkeit zu finden denken?"

„Nirgends! Es sind zwei unklare Worte, nach denen ich nicht verlange."

„Verzeihen Sie, gnädige Frau . . . das bezweifle ich. Jeder Mensch verlangt darnach. Nur vergißt er zuweilen sein Verlangen in dem Wirrwarr von tausend anderen Wünschen, tausend anderen Bestrebungen."

„Und Ihnen sind diese Wünsche, diese Bestrebungen fremd?"

„Ich habe weder Zeit noch Lust mich mit ihnen zu befassen," antwortete er ruhig.

Leonilla wiegte halb sinnend und halb unmuthig ihren schönen Kopf und sagte:

„Ob je der Tag kommen wird, wo ich im Stande sein werde, dies zu verstehen?"

„Ich will es hoffen, gnädige Frau."

„Warum?"

„Weil Ihre Seele dann auf dem Wege sein dürfte, das Haus der seligen Ewigkeit zu finden."

„O, immer diese Ewigkeit, von der man im Nirwana nichts weiß."

„Dafür weiß man in der Ewigkeit — sei sie selig oder unselig — auch nichts vom Nirwana."

„Leben Sie wohl!" sagte Leonilla entschieden: „sollte ich Sie wieder einmal bitten lassen zu mir zu kommen — werden Sie es thun?"

„Gern ... wenn Ihnen dadurch ein Dienst geschieht." —

Nachdem sich Osorio entfernt hatte, blieb Leonilla sich selbst überlassen mit dem Gefühl zurück, als sei sie in einer Art von Schachpartie geschlagen worden. Sie hatte gar nicht zu dem Versuch kommen können Osorio zu bekehren, nämlich ihn im Glauben wankend zu machen. Sie war freilich auch nicht zum Glauben bekehrt worden; allein Osorio hatte doch immer das gesagt was er sagen wollte und sie hatte, wie ein kleines Schulmädchen, gar nicht so recht sich aussprechen können. Ernste Dinge hatte er gesagt — selbstverständlich! das brachte sein Amt mit sich. Ob es seine Ueberzeugung war? — — Sie fühlte sich theils enttäuscht, theils gedemüthigt und sie faßte den Entschluß, nie wieder einen interessanten Kopf zu beachten, sobald es der eines Priesters war.

Theoderich fand sie dermaßen verstimmt, daß er so lange in sie drang ihm mitzutheilen, was ihr widerfahren sei, bis sie nachgab.

„Er hat mich verwirrt, in Widerspruch verwickelt, so schloß sie ihren Bericht: ich sagte zu derselben Sache bald Ja und bald Nein, und der Stachel der In-

feriorität ist mir — einem Priester, einem kleinen Caplan gegenüber! in's Herz gedrückt."

Theoderich sah ihr scharf in die Augen und sagte eben so scharf:

„Ihr Unmuth hat einen anderen Grund."

„Und der wäre?" fragte sie spöttisch.

„Empfindlicher als das Scheitern eines Bekehrungsversuches ist es, wenn ein Bezauberungsversuch mißlingt."

„Bekehrung und Bezauberung ist Eines und Dasselbe," versetzte Leonilla kalt.

„O nein! Gründe bekehren, Persönlichkeiten bezaubern . . . und es verstimmt Sie, daß Sie auf Jemand stießen, der gegen ihren Zauber gefeyt ist. Ich begreife nur nicht, wie Sie auf den Einfall kommen konnten, an ein solches Wesen Ihren Zauber zu verschwenden."

„Es ist ganz vergeblich" erwiederte Leonilla, „mit Ihnen über geistige Bedürfnisse zu discutiren, denn Ihre Frivolität begreift das nicht. Diese Frivolität macht es Ihnen möglich mit einem Hunde, einem Pferde, einem Hirsch oder sonst einer Bestie sich zu trösten, wenn der Kelch des Lebens einen Bodensatz zeigt, wenn der Schaum verflogen, der Arom verduftet ist. In mir machen sich zuweilen ungesucht ernste Gedanken geltend und ich suche ihre Beantwortung."

„Vergebliche Mühe! der Mensch ist da! warum? er weiß es nicht; wie lange? er weiß es nicht. Er weiß nur daß er da ist, daß er lebt, und daß er sich

nach allen Richtungen hin ausleben, durchleben will, um den Kräften und Gaben zu entsprechen, die ihn bewegen, bilden und leiten. Diese nutzen sich allmälig ab, versiegen nach und nach, das Feuer erlischt . . . eine Hand voll Asche bleibt zurück. Dies wissen wir; diesen Lebensprozeß kennen wir; . . . damit sollen wir uns begnügen. So wenig wie der Lauf der Sterne Einfluß hat auf den Gang der Dinge unserer Erdenwelt, eben so wenig können ungelöste Fragen über unbestimmte Regungen in unserer heißhungrigen Brust unser Dasein beeinflussen. Wir leben — das genügt."

„Ja, es genügt, wenn wir glücklich sind."

„Die Pausen müssen wir auszufüllen suchen und Liebhabereien thun dies; sie zerstreuen und erheitern. Gönnen Sie mir also meine Hunde und Hirsche."

„Von Herzen gern! allein ich lasse sie mir nicht aufzwingen, denn sie genügen mir nicht."

„Das weiß ich! Sie haben nur dann Freude, wenn Sie das Bewußtsein Ihrer Ueberlegenheit genießen — und dies Bewußtsein hat Ihr kleiner Caplan nicht aufkommen lassen. Wie ihm das möglich war . . . — dies gehört in das Kapitel der ungelösten Fragen. Sie sehen aber daraus, daß Sie sich mit Leuten dieser Art nicht befassen sollen. Sie haben ja Ihre Sclaven — unter denen ich der Erste bin."

„Es ist langweilig von Sclaven umgeben zu sein," sagte Leonilla gleichgiltig.

„Sie würden es noch viel langweiliger finden,“ rief er lachend, „wenn sich die armen Sclaven Ihrer Botmäßigkeit entziehen wollten.“

„Glauben Sie denn, daß ein Rüdiger mir angenehm ist?“ fragte sie.

„Seine Haltung Ihnen gegenüber, seine ganze Art und Weise — das Alles ist Ihnen nicht angenehm. Sollten Sie aber jemals aufhören das Gestirn zu sein, um welches er als treuer Trabant sich bewegt — Leonilla, es würde Ihnen nichts weniger als angenehm sein.“

„Weshalb vermuthen Sie das?“

„Weil der Mensch nichts von dem, was er für sein eigen hält, verlieren mag.“

„Ich halte Rüdiger durchaus nicht für mein Eigenthum,“ sagte sie rasch.

„Vielleicht kommt der Augenblick bald, wo Sie dies durch die That beweisen können.“

„Wie so? was geht mit ihm vor? . . . ich sehe ihn äußerst selten.“

„Ich glaube mein Schwiegervater wünscht lebhaft ihn zu verheirathen, als das einzige Mittel, ihn in ein brauchbares Mitglied der menschlichen Gesellschaft umzuwandeln.“

„Und er?“ fragte sie hastig.

„Darüber weiß ich nichts,“ sagte er kalt.

Zweites Kapitel.

Beklemmt durch den Willen seines Vaters, den er bei ruhigem Nachdenken vernünftig finden mußte; in Langweile und Ungeduld versetzt durch das endlose Gerede seiner Mutter, die ihm beweisen wollte, daß er an keine Heirath denken dürfe, so lange er sich nicht im Glauben wieder zurecht gefunden habe: war Rüdigers Trost die Malerin. Sie sagte ihm nicht, er habe dieses zu thun und jenes zu unterlassen; sie suchte ihm Muth zu geben, um seine moralische Erschlaffung zu bekämpfen; sie regte sein Interesse für die Kunst an; sie sprach zu ihm aus der Tiefe ihres ernsten gläubigen Gemüthes und mit der schonenden Klugheit, die seinen Eltern abging. Bis jetzt hatte er sie nie in ihrer Wohnung — außer in ihrem Atelier, als sie Leonilla malte — besucht; er war noch zu sehr seinen Träumereien hingegeben und es war ihm noch nicht Ernst mit dem Entschlusse, wenigstens den Versuch zu machen, drückende Ketten abzuschütteln, von denen er doch fühlte, daß sie seiner unwürdig waren. Jetzt aber sagte er eines Morgens auf der Fensterbrüstung sitzend:

„Signora! Sie sind so gütig für mich, daß ich eine Bitte ausspreche, deren Erfüllung mich beglücken würde."

„Das klingt ja sehr ernst," versetzte sie freundlich: „was wünschen Sie?"

„Die Erlaubniß Sie besuchen zu dürfen, um ungestörter mich einer Unterhaltung hinzugeben, welche jetzt jeden Augenblick theils durch Ihre Arbeit, theils durch andere Personen unterbrochen wird."

„Herr Graf," erwiederte sie, „nur Abends bin ich von Arbeit frei. So lange das Tageslicht es erlaubt, arbeite ich hier oder zu Hause. Am Abend gehöre ich meiner Tochter. Es ist die Zeit, die ich ihr widme und auf die sie sich den ganzen Tag freut. Ich halte es für besser, daß unsere Abgeschiedenheit ungestört bleibe."

„Ich bin ein so stiller Mensch, Signora, daß ich keine Störung veranlassen würde."

„Das ist unberechenbar, lieber Graf. Meine Tochter kennt nicht die Welt, nicht die Gesellschaft, ist vielleicht gar nicht dazu bestimmt, sie kennen zu lernen. Gewähre ich Ihnen den Zutritt zu uns, so wäre es nicht unmöglich, daß in Folge davon Wünsche in meiner Tochter erwachten, welche ich nicht erfüllen kann."

„Haben Sie denn Ihre Tochter für das Kloster erzogen, daß Sie so fern von menschlichem Verkehr sie halten?"

„Nein, Herr Graf, ich habe sie für Gott erzogen; allein die Welt ist nun einmal der Jugend sehr gefährlich.“

„Bin ich denn wirklich ein so arger Weltmensch, Signora?“ fragte er trübe.

„Das will ich nicht behaupten; allein um Sie herum ist die Atmosphäre der Welt, Unruhe, Unzufriedenheit, Leidenschaft. Nicht selten wird ein junges empfängliches Gemüth davon angesteckt, wenn der Träger derselben in einnehmender Gestalt erscheint. Ich wünsche aber, daß meine Tochter so lange wie möglich den Frieden der Seele bewahre. Ginge sie wie andere junge Mädchen in die Welt, wo eine Erscheinung die andere verdrängt, so daß keine tiefen Eindruck machen kann, so müßte überhaupt mein Leben einen andern Zuschnitt erhalten.“

„Aber diese übertriebene Einsamkeit — verzeihen Sie die Frage, Signora — wohin soll sie Ihre Tochter führen?“

„Wohin Gott will, Herr Graf.“

„O!“ rief er schmerzlich, „welche Ruhe muß es geben, im Willen Gottes so friedlich, so hingebend zu ruhen wie Sie.“

Sie schwieg und malte mit größter Aufmerksamkeit.

„Sehen Sie,“ fuhr er nach einer Weile fort, „wir kommen hier nicht zu einem intimen Gespräch. Sie hören manchmal gar nicht, was ich sage, weil Ihre

Arbeit Sie ganz und gar in Anſpruch nimmt, und Sie ſind doch das einzige Weſen, das mir eine richtige Antwort geben könnte."

„Beſter Graf, welche Uebertreibung."

„Durchaus nicht! Meine Eltern, meine Verwandten ſprechen ſo zu mir, wie ihre Eigenthümlichkeit, zum Theil auch ihre Selbſtſucht, ihnen Wünſche für mich eingibt und ihr Intereſſe für mich iſt mehr und minder mit Eigenliebe vermiſcht . . . . — das thut mir nicht wohl. Sie aber haben kein anderes Intereſſe für mich, als das der Nächſtenliebe, Sie ſind frei von jedem Rückblick auf eigenes Intereſſe, Sie ſprechen einfach Ihre Anſichten, Ihre Grundſätze aus, ohne ſie mir einimpfen zu wollen, und deshalb machen ſie mir einen viel tieferen Eindruck — ſelbſt dann, wenn ich nicht mit ihnen übereinſtimme."

„Es könnte vielleicht etwas Eigenſinn in Ihre Behauptung ſich miſchen," antwortete ſie lächelnd: „der Menſch hat ein ſo gewaltiges Freiheitsbedürfniß, daß er ſich gegen jeden Zügel empört, von welchem er — ſei es mit Recht oder Unrecht — Beeinträchtigung ſeiner Selbſtbeſtimmung befürchtet. Andererſeits aber braucht er ſeine Freiheit nur allzu oft, um ſich in Sclaverei zu begeben, und dann nennt er ganz ſtolz dieſen Mangel an innerer Zucht — Recht der Selbſtbeſtimmung und verwirft, auf dieſe fußend, wohlgemeinte und weiſe Rathſchläge ſeiner beſten Freunde."

„Sie sind sehr scharf, Signora," entgegnete Rüdiger, „allein ich muß Ihnen bekennen, daß Sie in Beziehung auf mich nicht ganz Unrecht haben. Gleichwohl habe ich Recht zu behaupten, daß ich mehr wohlbegründetes Vertrauen zu Ihnen, als zu irgend Jemand auf Erden habe — und da ein solches Vertrauen das Edelste ist, was ein Mensch geben und was ein anderer Mensch empfangen kann, so meine ich, daß Sie mich in Ihrer Nähe dulden und meine Bitte nicht schroff zurückweisen sollten."

„Lassen Sie doch einen so geringen Wunsch fallen, bester Graf, und denken Sie über den eben so ernsten als gerechtfertigten Wunsch Ihres Herrn Vaters nach," entgegnete die Malerin ablehnend und begütigend.

„Wenn aber meine Bitte eine geheimnißvolle Fügung wäre," sagte er dringend, „wenn Ihre Tochter es sein würde, die mir den Faden reichte, um dem Labyrinth meines Innern zu entrinnen — eine andere Ariadne, — Adriane."

Die Malerin staunte ihn an und tippte kopfschüttelnd mit dem Zeigefinger auf ihre Stirn. Rüdiger sagte lächelnd:

„Ja, sie heißt Adriane, ich weiß es, Signora, und der große Hund heißt Fido."

„Haben Sie das im magnetischen Hellsehen erfahren?" fragte sie etwas erstaunt.

„Nein, Signora, Ihre Tochter selbst hat es mir gesagt."

„Aber wo sahen Sie meine Tochter?“

„Einmal im Park von Aigen.“

„Ich bin seit Jahren nicht dort gewesen.“

„Ganz recht! es werden im Sommer vier Jahre. Damals im Park von Aigen sagte mir Ihre Tochter zwei Worte: Adriane und Fido.“

„Und was das kleine zwölfjährige Mädchen sagte — das behielten Sie?“

„Das behielt ich, Signora. Im nächsten Winter sah ich Ihre Tochter wieder, in der Kirche, betend. Dann nicht mehr. Es war als ginge diese Erscheinung aus einer besseren Welt in den Wolken unter, welche von der Erde aufstiegen.“

„Lieber Graf, Sie sind ein unbegreiflicher Phantast!“ rief sie lachend.

Rüdiger antwortete ernst:

„Wenn Sie mein Bild vom Knaben Samuel beachtet hätten, welches ein Jahr später in der Kunstausstellung zu sehen war, wohin ich es auf den Wunsch meiner Eltern gab, so hätten Sie sich überzeugen können, daß der Eindruck, den Ihre Tochter mir gemacht hatte, keine leere Phantasterei war — denn er gab mir jenes Bild ein, welches, wie ich glaube und wie Kunstverständige mir sagten — gut und vielversprechend war. Hernach traten Ereignisse ein, die mich der Kunst und jedem höheren Streben entfremdeten ... bis zu dieser Stunde. Wer kann sagen, ob nicht etwa

jetzt ein Wendepunkt in meinem Innern stattfinden soll!"

„So war es denn um meine Tochter zu sehen, daß Sie Zutritt bei mir zu haben wünschten?" fragte sie scharf.

„Nein! ich wußte nicht, daß sie hier sei. Sie konnte ja noch in London im Institut sein — und nur ganz verschwommen kam mir der Gedanke, daß sie vielleicht jetzt bei Ihnen, Signora, sich aufhalte und ich bekenne, dieser Gedanke zog mich noch mehr zu Ihnen hin."

„Sie sind ehrlich und deshalb, lieber Graf, wollen wir uns die Situation möglichst klar machen — was in zwei Worten geschehen kann. Meine Tochter ist eine liebliche Erscheinung: Sie könnten eine Neigung zu ihr fassen und ihr könnte Ihnen gegenüber das Nämliche geschehen. Sie begreifen, daß ich dies nicht wünschen kann, denn die Lebenswege sind sehr verschieden, welche die göttliche Vorsehung Ihnen und Adrianen bestimmt."

„Ich will eben so aufrichtig sein wie Sie, Signora, und Ihnen einfach sagen, daß ich nicht in der Stimmung bin, um mich zu verlieben. Sie haben längst geahnt, daß ich eine Leidenschaft zu bekämpfen suche, die mein Leben verbittert. Habe ich mein Herz frei gemacht, so will ich es für mich behalten."

„O, mein armer Graf, nichts ist so wankelmüthig

als unſer Herz. Sie wähnen die Geneſung von einer unglücklichen Neigung werde nicht ſo leicht eine andere in Ihrem Herzen aufkommen laſſen. Das iſt aber ſehr zweifelhaft. Bei Ihrer Jugend und Ihrem Charakter iſt ſogar das Gegentheil vorauszuſehen. Jetzt kommt der lebhafte Wunſch Ihres Vaters hinzu und drängt Sie in das Leben hinein, für welches der Menſch beſtimmt iſt. Nicht in egoiſtiſcher Vereinzelung ſoll er ſein Daſein verträumen oder vertrauern. Das fühlen Sie ſchon jetzt. Ja, wenn Sie es auch nicht eingeſtehen wollen — im tiefſten Grunde ihres Herzens regt ſich zu Ihrem eigenen ſtillen Erſtaunen ein Etwas, das ſeiner Kette überdrüſſig iſt und ſich ſehnt, ſie zu ſprengen. So iſt das Menſchenherz nun einmal beſchaffen und ſo wird es immer bleiben, wenn es nicht in ernſte Zucht genommen und in die heilſamen Schranken der Pflicht gewieſen und gehalten wird. Ihre Bürgſchaft gilt alſo nicht:“

„Wohlan, Signora! wenn ich eine tiefe Neigung für Ihre Tochter faßte, ſo iſt damit nicht geſagt, daß ſie erwiedert würde. Wäre dies aber der Fall, ſo hat mein Vater mir bereits ſeinen Segen zu jedweder Wahl gegeben. Folglich kann nicht das mindeſte Unheil einbrechen, wenn Sie mir Zutritt zu Ihrem näheren Umgang gewähren. Vielleicht finde ich nicht das darin, was ich ſuche, was ich wünſche, was ich bedarf; — nun, dann bleibe ich der armſelige Menſch, der ich bin.

Dann haben Sie die Beruhigung, daß Sie für mich thaten, was in Ihren Kräften stand. Vielleicht aber werde ich wieder lebensmuthig — und dann ist das Ihr Werk und es wird Sie freuen."

„Nun, so kommen Sie, Herr Graf! wir wollen sehen, was mit Ihnen anzufangen ist und ob Sie unverbesserlich sind," entgegnete mit freundlichem Scherz die Malerin.

Ihm war zu Sinn, als habe sie mit diesen Worten das Thor zu einem neuen Leben vor ihm aufgethan.

Fortan erschien Rüdiger zuweilen in der großen Gesellschaft und zwar ohne die finstere Gleichgiltigkeit, die man an ihm wahrzunehmen gewohnt war. Indessen bemerkte Graf Euben doch mit Unzufriedenheit, daß von einer Annäherung an ein junges Mädchen, das eine passende Partie für Rüdiger gewesen wäre, keine Spur sich zeigte. Er grollte deshalb mit der Gräfin.

„Ich möchte wohl wissen, welche Bedenken Du ihm über die Wahl einer Gattin beigebracht hast, Victorie! Rüdigers Benehmen ist ganz unnatürlich .... sehr freundlich, sehr höflich, aber kalt wie ein Gletscher."

„Er ist vorsichtig .... und das ist keineswegs unnatürlich, sondern sehr weise. Er will nicht in eine Verlobung hineinrasen und ich danke Gott, daß der gute Sohn meinen Vorstellungen Gehör gab," erwiederte Gräfin Euben selbstzufrieden.

„Mit all' dieser Weisheit und Vortrefflichkeit kommt er nicht zum Ziel! Die reizende Cunigunde Waldegg hat er sich vor den Augen wegfischen lassen. Sie hätte ihn gewiß lieber genommen als den dicken langweiligen Burschen, ihren Vetter. Ihre Schwester, die Stephanie, ist freilich noch da, ist aber bei weitem nicht so anmuthig und reicht der Cunigunde in keiner Beziehung das Wasser."

„Es freut mich, wenn Rüdigers Wahl nicht auf eine Waldegg'sche Tochter fällt. Ich habe nichts gegen die Mädchen, allein die Mutter war etwas frivol."

„Ich beschwöre Dich, beste Victorie, den Mantel der Liebe über Dinge zu decken, welche vor einem Vierteljahrhundert vorgefallen sein können. Willst Du die moralischen Stammbäume unerbittlich durchforschen, so findest Du vielleicht kein junges Mädchen der Ehre würdig, Deine Schwiegertochter zu werden. Die Frivolität der Gräfin Waldegg bestand darin, daß sie ziemlich viel Geld ausgab, und dies wäre nie beachtet worden, wenn nicht ihr steinreicher Mann ein Geizhals gewesen wäre."

„Möglich! Verschwendung ist gleichwohl ein großer Fehler, und da Rüdiger nur ein sehr mäßiges Einkommen haben wird, so muß seine Frau sich auf Einschränkung verstehen."

Dies leuchtete dem Grafen um so mehr ein, als er in der letzten Zeit bedeutende Geldverluste gehabt hatte.

Die furchtbare Krankheit, die wie eine moraliſche Cholera in der Welt graſſirt und ſo viele Opfer fordert — Opfer der Redlichkeit, Opfer des Gewiſſens, Opfer des guten Namens, Opfer der Ehrenhaftigkeit — dies Fieber hatte auch ihn ergriffen. Er war ein wohlhabender doch kein reicher Mann. Er wollte reich werden — durch allerhand Speculation; — für Leute ſeines Standes und ſeines Schlages das ſicherſte Mittel, um arm zu werden, denn ſie verſtehen die Sache nicht und ſind ſomit immer in den Händen der eigentlichen Speculanten.

Drittes Kapitel.

Leonilla bekümmerte sich herzlich wenig um ihre Eltern und diese um sie. Es war eine große Enttäuschung für Herr van Sitart, daß er auf die Vermögensverhältnisse seiner Tochter nicht den mindesten Einfluß bekam und daß sie in deren Verwaltung genug Klugheit und Umsicht an den Tag legte, um jeden Rath überflüssig zu machen. Es war nun einmal ihre Neigung und ihr Talent in allen Dingen Herrin zu sein. Indessen waren die Zeitumstände dem Herrn van Sitart günstig gewesen. Sie haben so viel Hohles, Falsches, Trügerisches — die gewöhnlichsten Begriffe von Recht und Gerechtigkeit sind dermaßen erschüttert — die Lüge nimmt so frank und frei die Stelle der Wahrheit ein — die Selbstsucht ist so offenkundig das Ziel alles Strebens, daß sich die Charaktere unvermeidlich abschwächen und erniedrigen, wenn sie nicht in entschiedener Opposition zur Strömung der Zeit sich halten. Selbstverständlich fiel dies dem Herrn van Sitart nicht ein. Er schwamm mit Behagen im breiten Strom und

fischte was ihm zu erfischen möglich war. Er hatte diesmal Glück und so trat er denn mit seiner Frau in ungewöhntem Glanz bei seiner Tochter auf und sprach mit großer Selbstzufriedenheit von seinen finanziellen Operationen und von der Geschicklichkeit, mit welcher er nunmehr — durch bittere Erfahrung gewitzigt — sie zu manipuliren verstehe. Seine Worte würden wenig Eindruck auf Leonilla gemacht haben, wenn nicht Frau van Sitart und mehr noch die Thatsachen sie bestätigt hätten. Auf ihre Frage, wie es möglich gewesen sei, in so kurzer Frist so glänzende Geschäfte zu machen, erwiederte Herr van Sitart:

„Erstens, meine Tochter, merke Dir dies: heut zu Tage ist Alles möglich und auf das Wie kommt es gar nicht an. Le fait accompli gibt die Antwort und sie genügt der ganzen Welt. Schau Dich um! . . . siehst Du etwas anderes als Krieg? — Krieg der Gesinnungen, Krieg der Leidenschaften, Krieg der Parteien, offener Krieg, geheimer Krieg, Krieg mit Waffen, Krieg mit Papier — denn Actien und die Presse theilen wüthende Hiebe aus. Also Krieg, wie er vielleicht noch nie da gewesen ist. Wer hat Unrecht? wer hat Recht? — Darüber entscheidet le fait accompli. Im glücklichen Falle heißt es dann, wenn im erhabenen Styl geredet wird, die Zukunft eines großen Reiches oder die Staatsraison oder der Wille einer edeln Nation haben es so gewollt. Im kleinen Styl, den unsereins führt, heißt

es: die Wohlfahrt meiner Familie macht mir dies und das zur Pflicht. Zweitens, meine Tochter, ist Fortuna die launenhafteste aller Frauen, wahrscheinlich deshalb, weil man sich um ihre Gunst eifriger bemüht, als um das schönste sterbliche Weib. Sie lächelt heute und morgen kennt sie uns nicht mehr. Da ist es ganz vergeblich nach dem Wie und dem Warum ihrer Gunst zu fragen. Ich rathe Dir väterlich, daß Du Dich immer ohne viel zu fragen mit dem fait accompli zufrieden geben mögest."

„Ja, Du hast Recht," sagte Leonilla: „wir müssen klug und umsichtig sein, um unsere Pläne — im kleinen wie im größten Kreise und Maßstab — geschickt auszuführen, und wenn wir das sind, so ist uns auch in der Regel das Glück hold."

Leonilla hatte bisher keine sehr hohe Meinung von der Einsicht ihres Vaters gehabt; aber der äußere Erfolg ist nun einmal für Menschen ohne Grundsätze etwas so Blendendes, daß sie ihm unbedingt huldigen, weil sie in sich eine Stimme hören die da sagt: wäre ich in derselben Lage, ich würde es ebenso machen. Leonilla war nicht daran gewöhnt vor sich selbst Rechenschaft über ihre Beweggründe abzulegen. Ihr Vater stieg beträchtlich in ihren Augen und um so mehr, als Frau van Sitart ihr die Versicherung gab, daß seine Angaben auf Wahrheit beruhten. Seine Mittheilungen interessirten sie lebhaft. Die Berechnung und die Schach-

züge der Speculation, die Verbrüderung politischer und finanzieller Combinationen regten sie an und sie drang in Herrn van Sitart, sich nicht von diesem Gebiet zurückzuziehen. Er hörte das sehr gern, antwortete aber:

„Unter Umständen, wenn es gilt einen großen Coup auszuführen, könnte es zweckmäßig sein, wenn ich bei Dir Unterstützung fände . . . wenigstens dem Namen nach — und da wäre es unerläßlich, daß Du einige Capitalien flüssig machtest und in Bereitschaft hieltest — oder aber, wenn Du dies nicht kannst, daß Du Andere dazu vermöchtest. Die meisten Leute geben ja mit Freuden ihr Capital her, wenn ihnen eine Dividende von zehn, von fünfzehn Prozent entgegen lacht. Es kann ja auch zu viel höheren Dividenden kommen; allein die Operation ist dann nicht selten gewagt und ich bin nicht willens mich in Gefahr zu bringen, durch kecke Wagnisse viel zu verlieren."

Leonilla erwiederte, sie werde den Vater gern unterstützen, vorausgesetzt, daß er bei seiner Einsicht und Mäßigung verbleibe.

Herr van Sitart machte seiner Tochter keinen langen Besuch. Sie hielt sich in Waldenhausen auf und das ungewohnte Landleben langweilte ihre Mutter und versetzte durch Mangel an Beschäftigung ihren Vater in nervöse Unruhe. Den Stand der Börse nur durch Zeitungen zu erfahren, quälte ihn dermaßen, daß er es mühsam aushielt, von diesem Centrum des Welt-

lebens, wie er die Börse nannte, vierzehn Tage entfernt zu sein.

Leonilla war reich, wünschte jedoch noch reicher zu sein, noch größere Einkünfte zu haben. Es gehört zu den Ausnahmen, daß ein Reicher denkt, er habe genug. Sein Budget ist seinem Vermögen angepaßt; es kommen gleichwohl im Laufe eines Jahres stets Ausgaben vor, die nicht im Budget vorhergesehen sind, und so ist denn auch der Millionär nach seiner Meinung nicht reich genug. Leonilla theilte dem Graf Euben ihre Absicht mit, Capitalien, die auf sicheren Hypotheken belegt waren, zu kündigen.

„Man kann nicht mehr auf dem gewohnten Fuß leben, lieber Onkel," sagte sie, „wenn man sich mit armseligen Vierprozentzinsen begnügen soll. Der Grundbesitz und sichere Hypotheken tragen aber nicht mehr ein. Deshalb muß man einen Theil seines Vermögens in Bewegung setzen. Der Umlauf vermehrt schon die allgemeine Masse und ein Theil dieser Vermehrung kommt uns zu gut."

„Das ist sehr die Frage," versetzte Graf Euben: „es kommt hauptsächlich Denen zu gut, welche die Masse in Bewegung bringen und die hausse und die baisse decretiren."

„Ich versuche es, Onkel, und zwar mit meinem eigenen Vermögen, denn ich will nicht über Edwin die Möglichkeit eines Unfalls kommen lassen. Nimm Dir

einmal Zeit die Mittheilungen meines Vaters zu erwägen und Du wirst mir beistimmen. Er ist durch Schaden klug und sehr vorsichtig geworden; — ich laufe keine Gefahr bei seinen finanziellen Operationen."

Graf Euben fand mit Leonilla die Steigerung der sogenannten Lebensbedürfnisse und die zunehmende Ueberschwenglichkeit des Luxus sehr erschöpfend für die Casse. Ueberdies hatte er Rüdigers Verheirathung im Auge, und mochte die künftige Schwiegertochter Vermögen mitbringen oder nicht — ihm lag es ob, den Sohn, den er zur Ehe drängte, in standesmäßige Verhältnisse zu stellen; — und das kostete keine geringen Opfer. Leonilla's einnehmende Persönlichkeit trug stets bei ihm den Sieg über gegnerische Anklagen, welche die Gräfin nicht sparte, davon.

„Was schadet es denn, wenn Rüdiger ein wenig in sie verliebt ist," erwiederte er ganz gemüthlich seiner Frau: „das erlebt man ja alle Tage. Wenn ich mich nicht lächerlich machen würde, so hätte ich große Lust, mich trotz meiner grauen Haare auch in Leonilla zu verlieben."

„Das sieht Dir ähnlich!" entgegnete die Gräfin bitter: „wahrscheinlich findest Du es ganz in der Ordnung, daß Theoderich wegen Leonilla so zu sagen Philiberte verlassen hat."

„Beste Victorie, Theoderich und Philiberte müssen sehen wie sie mit einander auskommen. Um Ehezwiste,

auch der eigenen Kinder, muß man sich so wenig wie möglich bekümmern, und so wenig wie möglich davon reden."

Sprach's und verschwand. Die Gräfin seufzte händeringend: Hab' ich nicht alles Unheil vorhergesehen und vorhergesagt, welches diese Frau in unsere Familie bringen würde! — —

Graf Euben hatte auch vor Leonilla's praktischer Einsicht große Achtung. Wie führte sie ihr Haus; wie stand sie den Geschäften vor; welchen Blick hatte sie für Alles, was auf den Gütern geschah, nicht geschah, geschehen sollte; wie hatte sie so gar nichts von kleinlicher Frauenart, die immer in verkehrter Weise Ersparung machen will. War Leonilla mit einer Finanzunternehmung ihres Vaters einverstanden, so war Hundert gegen Eins zu wetten für einen glücklichen Ausgang. So gewöhnte sich Graf Euben mehr und mehr an den Gedanken auf die Pläne, die Verwickelungen, die glänzenden Resultate der Speculation einzugehen.

Herr van Sitart setzte seine Tochter in Kenntniß, daß eine Actiengesellschaft für großartige commercielle Zwecke zusammen getreten sei, daß alle Conjuncturen diese Zwecke begünstigten, daß man einen ungeheueren Erfolg zu erwarten habe, sogar in naher Zukunft und daß man nie vortheilhafter seine Capitalien anlegen könne, als eben jetzt in diesen Actien.

„Nun, lieber Onkel, was thust Du?" fragte Leonilla,

nachdem sie dem Grafen die betreffenden Papiere vorgelegt hatte: „die Unternehmung hat gar nichts Marktschreierisches, gar nichts Schwindelhaftes, wie mir scheint — und so will ich mich mit fünfzigtausend Gulden daran betheiligen.“

„Wozu räthst Du mir?“ fragte der Graf nachdenkend.

„Ich rathe weder dafür noch dagegen, bester Onkel, denn ich will in dieser Sache weder Deinen Dank noch Deine Vorwürfe hören.“

So war denn der Graf auf seinen eigenen Entschluß angewiesen und zum Nachdenken genöthigt. Je mehr er sich mit der Unternehmung beschäftigte, desto vortheilhafter erschien sie ihm und er schwankte nur deshalb, weil er nicht, wie Leonilla, ein Capital zu seiner Verfügung hatte, sondern eine Hypothek auf Oberau machen mußte. Endlich siegte sein Verlangen sein Vermögen zu vermehren, und nach einiger Zeit sagte er zu Leonilla:

„Wagen gewinnt! sagt das Sprichwort. Meine Ueberzeugung ist überdies gleichfalls für einen günstigen Erfolg gewonnen, und so habe ich mich entschlossen Actien zu nehmen und zwar in einer Quantität, die meinem Vertrauen entspricht. Ich nehme doppelt so viel wie Du.“

„Du bist in allen Stücken rasch wie ein Jüngling, lieber Onkel,“ erwiederte Leonilla sehr überrascht: „mir

scheint dies ist der Streich eines jugendlichen Waghalses."

„Ich sage nicht Nein! aber ich habe nun einmal Zutrauen zu der Sache und folglich will ich sie so vortheilhaft wie möglich ausbeuten. Ich bitte Dich aber gegen meine Frau und Kinder nichts zu erwähnen. Ich will nicht nachträgliche Bedenken hören und hoffe, ihnen eine angenehme Ueberraschung zu bereiten."

Leonilla konnte Etwas, das sehr wenig Frauen können: sie konnte schweigen. Jetzt wollte sie schweigen, denn so wie sie die Gräfin und deren Neigung zum Widerspruch — auch wenn er ganz unnütz war — kannte, würden deren endlose Reden nur große Verstimmung hervorgerufen haben. Jetzt ging die Sache still und unbeachtet vorüber und Niemand ahnte den Schritt, den Graf Euben gethan. Leonilla aber begann zu denken, es sei viel unterhaltender und zweckmäßiger finanzielle Combinationen zu machen, als religiöse Fragen zu erörtern. Freilich spürte sie eine mehr und mehr wachsende innere Leere, ein Unbehagen, das sich zuweilen zu bitterer Trostlosigkeit steigerte. Dann schmachtete sie nach etwas Neuem, etwas Anregendem — nur dürfte es nicht Etwas sein, das sich anmaßte zu behaupten, sie sei auf irrigem Wege. Es gibt keine Befriedigung für den Menschen, sprach sie zu sich selbst in stillen Stunden: er wird immer wieder und wieder sie suchen, sie verlangen, denn das liegt in seiner Natur.

Er mag nicht unglücklich ſein . . . er beſtrebt ſich, vom Druck dieſes Gefühls ſich zu befreien . . . er greift nach Zerſtreuung, nach Betäubung . . . doch das dauert nicht . . . er iſt elend und er bleibt elend. — Manchmal kam ihr der Gedanke, ernſtlich Hilfe bei Caplan Oſorio zu ſuchen. Doch ein anderer Gedanke ſtand ſogleich daneben: Nein! er will mich demüthigen . . . er hat mich ſchon gedemüthigt . . . ich möchte mich an ihm rächen und ihn demüthigen . . . ihn aus dem Geleiſe hinauswerfen, in welchem er ſo ruhig wandelt . . . das wäre eine Genugthuung für mich, während er jetzt das Bewußtſein ſeines Sieges ſo ſicher mit ſich umher trägt, wie ich das meiner Niederlage.

Hätte Leonilla gewußt, daß Oſorio gar nicht mehr an dieſen vermeintlichen Sieg — aber andererſeits auch gar nicht mehr an die Baronin von der Walden denke: ſo würde das ihr Selbſtgefühl nicht erhöht haben.

Am Ufer des Nils in Nubien liegen uralte in den Felſen gehauene Tempel. Gewaltige Bildſäulen halten vor der äußeren Halle Wache. Im Innern führen drei neben einander hinlaufende Säulengänge zu einer Cella, hinter welcher ſich eine zweite und zuweilen eine dritte öffnet. In der letzten ſtand das Götterbild. Wo iſt es geblieben? Niemand weiß es. Jetzt iſt die Cella leer, wüſt und finſter, und ſeitdem der Cultus erloſchen iſt, keine Prieſter und keine Andächtige mehr hat, der Tempel von keinem menſchlichen Fuß betreten wird und

keine Opfer mehr sieht, ist er in seiner Verlassenheit den vernichtenden Einflüssen der Natur preisgegeben. Von Westen her aus Libyen kommt der furchtbare Samum, der Wüstenwind, der unausgesetzt Wolken des feinsten Wüstensandes vor sich herfegt. Fällt der Wind, so fallen diese Wolken, lösen sich auf in Staub, der den Erdboden bedeckt, sich häuft, wächst und steigt, in den Tempel eindringt, die Bildsäulen verschüttet, den Zugang zur Cella hemmt. Bald wird er sein Werk vollendet haben und der Wüstensand bedeckt wie ein riesiges Leichentuch in schauerlicher Erstarrung den großartigen Bau und Niemand ahnt, daß unter dem Sande ein Tempel verschüttet ist, in welchem ein Götterbild gestanden hat. Ein ähnliches Schicksal kann auch der Mensch haben, wenn aus der Cella seines Herzens das Gottesbild entweicht: Es sind noch Spuren seiner ursprünglichen Bestimmung vorhanden, es steht noch hier eine Säule aufrecht und dort ein Bild; aber der schädliche Einfluß seiner gefallenen Natur macht sich mehr und immer mehr geltend und in ihr findet er, wenn alles Göttliche geschwunden ist, seinen Untergang.

Viertes Kapitel.

Der feste Wille mit einer Leidenschaft zu brechen — bricht sie; denn mit diesem Willen ist selbstverständlich der Entschluß verbunden alle Mittel anzuwenden, die zur Ueberwindung nothwendig sind. War es Graf Eubens entschlossene Mahnung, war es Ueberdruß seiner eigenen Schlaffheit, war es die Reaction von Jugendmuth gegen eingebildetes Unglück — genug, Rüdiger kam allmälig zur Besinnung, wie ein Fieberkranker zum Bewußtsein. Es geschah aber nicht ohne großen Schmerz. Wo war sein Glaube geblieben? wo seine Liebe für die Kunst? wo seine Hoffnung etwas Tüchtiges in ihr zu leisten? wo die Ideale, die er einst verwirklichen und im Zauber der Schönheit darstellen wollte? . . . Wo? — Ueber das Alles war der Sturm der Leidenschaft dahingebraust, Bruchstücke lagen umher, Trümmer und Asche. So lange der Orkan tobte, fühlte er sich unglücklich; jetzt wurde es stiller; doch der Blick in seine eigene Verwüstung war über die Maßen schmerzlich.

„Warum ist Graf Euden so schwermüthig?“ fragte Adriane ihre Mutter, nachdem Rüdiger zum ersten Mal einen Abend bei ihnen zugebracht hatte.

„Es wird wohl in seiner Natur liegen. Er hat ein schwärmerisches Gemüth, das heißt er hat nicht immer die richtige Mäßigung seiner Gefühle, und daraus erwächst nicht selten eine gewisse Schwermuth. Alles was nicht geordnet ist, rächt sich.“

„Im Park von Aigen sah er auch ganz anders aus, Mama.“

„Weißt Du das noch? Nun, wie sah er denn aus?“

„Ja, wie soll ich sagen? so gewiß heller.“

„Das war vor vier Jahren! man wird älter und verändert sich.“

„Es ist recht traurig, daß man älter wird. Findest Du nicht, Mama?“

„Nein, mein Kind, immer jung zu bleiben, immer unreif, immer unklar — das wäre traurig.“

„Aber Mama, man kann ja in der Jugend eben so klar über seine Pflicht sein als im Alter — nicht wahr? ... und diese Klarheit ist ja immer die Hauptsache.“

„Gewiß, mein Kind! man muß aber den lieben Gott sehr flehentlich darum bitten, denn es können Stunden kommen, welche diese Klarheit sehr verfinstern.“

„Es freut mich, Mama, daß Graf Euden in seinem Trübsinn zu Dir seine Zuflucht nahm. Wir wollen ihn erheitern.“

Dieſer gute Vorſatz ſchien anfangs ohne Frucht zu bleiben. Wenn Rüdiger das freundliche aber höchſt einfache Wohnzimmer der Malerin betrat — wenn er dieſe Frau nach ihrem anſtrengenden Tagewerk betrachtete — wenn er das junge Mädchen ſo zufrieden in der beſchränkten Lage ſah, daß die Gedanken nie darüber hinaus ſchweiften: ſo war dies Bild des Friedens, der Arbeitſamkeit, der Pflichterfüllung ein ſo ſchreiender Gegenſatz zu ſeiner unfriedlichen, unthätigen, verſtörten Exiſtenz, daß er mehr Pein als Troſt fand.

Da ſaßen ſie. Auf dem runden Tiſch ſtand eine Lampe mit einem grünen Schirm. Die Mutter war mit einer leichten Handarbeit beſchäftigt. Adriane zeichnete; ihr Kopf war in dem Lichtkreis der Lampe, während Rüdiger ihr gegenüber im Schatten des Schirmes ſaß und in ihren Anblick verſank. War ſie ſchön — war ſie nicht ſchön? — hatte ſie blaue, hatte ſie ſchwarze Augen? — er wußte es nicht, es war ihm auch gleichgiltig. Was ihn mit einem unausſprechlichen Gemiſch von Bewunderung, von Wehmuth, von Zärtlichkeit erfüllte, das war ihre ganze Erſcheinung, das war der Glanz von Unſchuld, von Güte, von Seelenfrieden, der ſie durchleuchtete, der ſich in ihrem Blick, in ihrem Lächeln kund gab, der auf ihrer Stirne lag, der ihr ganzes Weſen umfloß und ihrer Unbefangenheit in Worten, Geberden und Mienenſpiel eine zauberhafte Anmuth verlieh. Wie ein Verbannter, der aus dem

Reich des Lichtes in das Reich der Finsterniß versetzt ist, — so kam er sich vor, wenn er aus seiner Verschattung zu ihr hinüber blickte.

Doch allmälig wurde es anders. Er war nicht mehr traurig wenn er Adriane sah, sondern traurig wenn er sie nicht sah. Er kam oft und öfter. Sie sprach wenig, sie mischte selten ein Wort in die Unterhaltung, die er mit der Mutter führte; aber sie war da — das genügte ihm. Ueberdies war sie nicht da, wie eine leblose Puppe, sondern sie hörte auf das Gespräch, sie folgte, sie nahm Theil und man bemerkte leicht, daß sie wohl hätte sprechen können, wenn nicht kindliche Schüchternheit sie zurückgehalten hätte. Die Gespräche waren so, daß Adriane gern zuhörte. Von der Kunst war die Rede, von den ernsten Fragen, welche die Zeit bewegten, von den fremden Ländern und Städten, in welchen sich die Malerin aufgehalten hatte, von der Bestimmung und der Aufgabe des Menschen. Von Religion direct wenig, weil Rüdiger dazu schwieg. Von persönlichen Verhältnissen gar nicht. Wollte Rüdiger einen Ton anschlagen, der aus der Welt der Leidenschaften herüber klang: so gab die Malerin sogleich dem Gespräch eine Wendung.

Graf Euben sagte unterdessen alle acht Tage zu Rüdiger:

„Nun, wie steht's mit Dir? wirst Du bald mit einer Bewerbung hervortreten?"

Und Gräfin Euben sagte eben so oft:

„Sei vorsichtig, mein Sohn, ich beschwöre Dich, sei vorsichtig und lasse Dich nicht von Deinem Vater zu einem unbesonnenen Schritt hinreißen.“

„Lasse mir Zeit, bester Vater“ — und „Gewiß nicht, Mama,“ waren Rüdigers stehende Antworten.

„Aber rücke doch endlich mit der Sprache heraus, Rüdiger!“ sagte einmal der Vater: „wer liegt Dir im Sinn? Du näherst Dich keinem einzigen jungen Mädchen. Ich lobe Deine Zurückhaltung, denn es würden ohne Zweifel zehn bis zwanzig Mamas auf Dich zufahren und Dich für ihre Beute erklären, wenn Du Dich unter ihren Töchtern als Freiersmann bewegtest; — allein bei uns könntest Du doch durchschimmern lassen, wohin Dein Herz sich wendet.“

„Ich werde es thun, sobald es eine entschiedene Wendung macht,“ antwortete er lächelnd.

„Du mußt ihm zureden, ihm Lust und Muth zur Heirath machen,“ sagte Graf Euben unter vier Augen zu Leonilla. „Du bist es ihm schuldig! er hat lange genug an Deinem Triumphwagen gezogen.“

„Ganz gegen meinen Willen, bester Onkel!“

„Nun, nun! so ganz gegen Deinen Willen wird es wohl nicht geschehen sein . . . das pflegen die Damen zu vergessen . . . — Genug, Du hast Einfluß auf ihn. Benutze das zu Rüdigers Besten.“

„Ich thäte es gern, aber ich sehe ihn kaum und ich weiß auch gar nicht, wie die Schwiegertochter be-

ſchaffen ſein müßte, welche zugleich Dir und der Tante gefiele."

„Die Hauptſache iſt, daß ſie Rüdiger gefällt. Alſo ſprich im Allgemeinen und laſſe ihm die Wahl."

Dieſe Zumuthung hatte aber nicht Leonilla's Beifall. Sie hatte zwar oft genug zu Rüdiger geſagt, er ſei ihr langweilig, ja unerträglich; er möge ſich vernünftig benehmen und ſeine Leidenſchaft verglühen laſſen. Zwar hatte ſie keinen Blick und kein Wort für ihn, wenn ſie ſich anderweitig unterhielt. Doch geradezu von ihrem Triumphwagen ihn zu entfeſſeln — nein! die Zumuthung war ſtark! das thut man nicht ſo leicht, denn Niemand will Das aufgeben, was er beſitzt. Ueberdies kam es ihr vor, als ſei Rüdiger kein Mann, der in der Ehe ſein Glück finden könne, weil er Ueberſchwängliches begehre. Nein, ſie wollte lieber ab- als zurathen.

Auf einem glänzenden Ball, wo Rüdiger eine kurze Zeit erſchien, kam zu ſeinem größten Erſtaunen Leonilla ſtralend in ihrer Schönheit und in ihren Diamanten zu ihm und ſagte:

„Kannſt Du morgen Vormittag zu mir kommen?"

„Wann befiehlſt Du?"

„So früh wie möglich."

„Früh iſt ein relativer Begriff."

„Alſo um eilf Uhr. Ich muß Dich ungeſtört ſprechen."

Sie tauchte unter im Gewoge der Menſchen, während

Rüdiger faſt erſchreckt dachte: Was iſt geſchehen? was will ſie nur? — —

Am andern Morgen bot ſie ihm freundlich die Hand und ſagte:

„Komm' her, Rüdiger, ſetze Dich zu mir am Camin. Ich muß die Beſtätigung deſſen, was Dein Vater mir ſagte, aus Deinem eigenen Munde hören, bevor ich es glaube. Du willſt heirathen?"

„Es iſt der Wunſch meines Vaters."

„O, Rüdiger! dieſe Ehen, welche die Eltern wünſchen, ſind entſetzlich," ſagte ſie lebhaft.

„Das weiß ich! — doch von einer ſolchen Ehe iſt nicht die Rede. Die Wahl ſteht mir zu."

„Und was willſt Du thun?"

„Vor der Hand . . . mich beſinnen."

„Ah! das freut mich!"

„Das glaub' ich nicht! was ich thue und nicht thue iſt Dir gleichgiltig."

„Du irrſt, Rüdiger; ich nehme lebhaften Antheil an Allem was Dich betrifft, und eben deshalb habe ich Dich etwas fremd behandelt. Doch laſſen wir das und ſage mir, ob Du mit Deinem Vater einverſtanden biſt."

„Mir ſcheint, mein Vater hat Recht."

„Ja, aber was ſagt Deine Neigung, Dein Herz?"

„Es ſchweigt."

„Ich muß mit Deines Vaters Worten fragen: Biſt Du ein Eisbär oder ein Phantaſt?"

„Du weißt, daß ich weder das Eine noch das Andere bin. Allein mein Herz schweigt — weil ich es will.“

„Und warum das?“

„Weil ich nicht an ein Glück glaube, wie mein Herz es träumt.“

„Du beurtheilst Dich richtig und deshalb scheint es mir nicht weise, Dich zur Ehe zu drängen, wie Dein Vater wünscht, daß ich thue. Ich kann es nicht, meine Freundschaft für Dich läßt es nicht zu.“

„Deine Freundschaft?“ sagte er bitter.

„Gewiß, meine Freundschaft — von der ich Dir stets durch lebhafte Theilnahme an Deinem Wohl die Beweise gegeben habe. Leider hast Du sie zuweilen mißverstanden“ . . . — —

„Lassen wir das, Leonilla!“ fiel er ein: „Deine Freundschaft mag gut gemeint gewesen sein, aber sie hat mir kein Glück, kein Heil, keinen Segen gebracht. Sie hat mich von dem Wege abgezogen, auf dem ich mit ruhigem Bewußtsein ging — und hat mich in eine trost- und freudenlose Oede geführt, wo ich ohne Glauben, ohne Kraft, ohne Thätigkeit vegetire, aber nicht lebe. Ist das der Einfluß Deiner Freundschaft, so weiß ich nicht, was ein Feind mir hätte Schlimmeres anthun können — und ich begreife ganz gut, daß mein Vater keine Freude an mir haben kann und mir eine Pflicht auflegen will, damit ich wieder ein menschenwürdiges Leben beginne — wie das nur in der Pflichterfüllung zu finden ist.“

„Sehr moraliſch, mein guter Rüdiger! Deine Eltern werden Dich loben, Du ſcheinſt Luſt zum Eheſtand zu haben — alſo heirathe. Ich habe Dir nichts weiter zu ſagen.“

„Du irrſt, Leonilla, ich habe nicht Luſt zur Ehe, überhaupt nicht Luſt zu irgend einem großen Entſchluß, weil ich nicht weiß, ob ich die Kraft haben werde ihn durchzuführen. Früher würde ich im ähnlichen Fall mit feſtem Vertrauen auf das Walten und die Fügung der göttlichen Vorſehung geſagt haben: Gott wird mir beiſtehen — und dieſer Glaube hätte mir Kraft gegeben.“

„Aber ich bitte Dich, was hindert Dich dies auch jetzt zu ſagen und zu glauben?“

„Begreifſt Du das wirklich nicht?“

„Nein! Du biſt derſelbe, der Du vor vier Jahren geweſen biſt — nur etwas gereifter, etwas vernünftiger. Kann denn Dein Glaube nicht beſtehen neben der Vernunft und der Erfahrung?“

„Doch, Leonilla! das kann er. Hat aber Leidenſchaft das Herz verkehrt und die Vernunft verdunkelt — wogen beſtändig Wolken und Wellen durch die Seele, ſo iſt ihm der feſte Boden entzogen, auf dem er Wurzel faſſen und ſich entfalten kann. Er ſpendet kein Licht, er gibt keine Kraft.“

„Nimm Deinen Willen zuſammen und Du haſt Das, was Dir Noth thut. Mit unſerm Willen beherrſchen wir die Welt.“

„O ja! aber mit welcher Art von Willen und wie lange? Der unerleuchtete Wille führt uns ſelbſt und

Andere in den Abgrund. Er kann, eben weil er keine höheren Rücksichten und Schranken kennt, für ein paar Augenblicke große Energie entfalten; aber er bricht dennoch zusammen, denn die natürlichen Stützen halten nur eine Zeit lang aus; dann versagen sie plötzlich den Dienst, man weiß selbst nicht warum; die Abspannung, die Langweile, die Trostlosigkeit, ja die Verzweiflung tritt ein — denn es fehlen die himmlischen Einflüsse, die den Willen heben und stärken, lichten und reinigen . . . und der unselige Mensch findet sich selbst im Abgrund."

Leonilla schüttelte unwillig ihre Locken und sagte verstimmt:

„Du scheinst in Deiner Zurückgezogenheit von der Welt Moralpredigten studirt zu haben, die ungeheuer langweilig sind und folglich nicht den geringsten Eindruck auf mich machen. Wir verstehen einander nicht mehr, Rüdiger, und deshalb überlasse ich Dich Deinem Schicksal . . . oder Deinen Erleuchtungen und nehme jeden Rath zurück, den ich Dir etwa gegeben habe. Heirathe, heirathe nicht, thue was Du willst — nur sprich nicht mit diesem gewaltigen Pathos von dem armen Menschen, der eine Ephemere ist, wie ich ihn nun einmal auffasse — und der, wie die Ephemere, einen Sonnentag haben will, um darin zu leben und zu sterben. Tritt die Nacht ein, so ist die Ephemere verschwunden und dahin."

Sie erhob ſich, ging im Zimmer ein paarmal auf und nieder, trat dann zur Harfe und begann zu ſpielen, als ob Rüdiger gar nicht da ſei. Er blieb auf ſeinem Platz ſitzen, ſah ihr zu, hörte ihr zu. Aber der Sturm, der früher in ſeinem Herzen ſich erhob, wenn er in ihrer Nähe war — der hatte ſich gelegt und eine unausſprechliche Traurigkeit ging ihm durch die Seele. Trauerte er um ſie, um dies ſchöne Luziferiſche Geſchöpf? trauerte er um ſich ſelbſt, der durch ſie aus dem Himmel geriſſen war? — —

Edwin trat ein und ſagte:

„Du ſpielteſt . . . aber nicht für mich? . . . Jetzt ſpiele weiter.“

Sie that es, während ſich eine eiſige Starrheit über ihr Antlitz legte, die Rüdiger durchſchauerte, denn er ſah, welche Qual Edwin für ſie war.

„Wie befinden ſich Deine Canarienvögel, Edwin?“ fragte Rüdiger, um Leonilla zu erlöſen.

„Komm' und ſchau' ſie an,“ antwortete ganz vergnügt Edwin, der eben jetzt ſeine größte Freude an der Volière hatte, die in ſeinem Zimmer eingerichtet war.

Als beide Männer das Zimmer verlaſſen hatten, ſank Leonilla in einen Seſſel, legte ihr Geſicht in beide Hände und ächzte:

O, mein elendes, mein gräßliches Leben! . . . O, wenn doch dieſer Oſorio einmal wieder käme! —

Die Thür ging auf, doch Osorio trat nicht ein, sondern Theoderich.

„So eben ist mir eine reizende Ueberraschung zu Theil geworden!“ rief er: „eine Ueberraschung und eine Entdeckung. Hören Sie nur. Es war auf heute meine letzte Sitzung bei der Malerin bestimmt. Als ich komme, ist sie nicht im Atelier, die Dienerin aber sagt mir, sie sei nur noch fünf Minuten in Anspruch genommen. Ich warte fünf Minuten — sie kommt nicht; abermals fünf Minuten — sie kommt nicht. Jetzt langweile ich mich und will fortgehen. Da tritt mir im Vorzimmer ein liebliches junges Mädchen entgegen, bittet um Verzeihung für die Mama und versichert, sie werde sogleich erscheinen. Damit nöthigt sie mich in's Atelier zurückzukehren und ich bitte sie mir Gesellschaft zu leisten. Sie that es mit anmuthiger Schüchternheit, nicht linkisch, nicht verlegen. Wir unterhalten uns. Ich frage dies und das, nach ihren Beschäftigungen, ihrer Lebensweise — und so erfahre ich denn, daß Freund Rüdiger ihr intimer Umgang ist und ein- bis zweimal in der Woche einen Abend bei der Malerin zubringt. Jetzt wissen wir also, weshalb er so selten in der Gesellschaft erscheint: er ist verliebt in dies liebliche Geschöpf . . . und das kann ihm Niemand verargen.“

„Ich begreife alles Uebrige, nur nicht die Mutter!“ sagte Leonilla höchst überrascht: „das kann sich diese

Malerin doch vorstellen, daß Graf Euben ihre Tochter nicht heirathen wird."

„Aber warum denn nicht!" rief Theoderich: „besinnen Sie sich Leonilla, Sie kluge Frau, warum nicht? auf den Stammbaum sieht heut zu Tage kein Mensch. Die ältesten Adelsfamilien bringen nur ausnahmsweise sechszehn Ahnen zusammen, denn in der letzten und vorletzten Generation ist auf zahllose alte Stammbäume das wilde Reis einer neugeadelten oder gar nicht geadelten Mutter geimpft worden. Zuweilen ist es vergoldet, dies wilde Reis; zuweilen ist es entsprossen im Garten der Künste; — genug, die Sache ist so alltäglich, daß kein Mensch sich wundern wird, wenn Fräulein Adriane Sisania Gräfin Euben wird."

„Sie überschätzen doch die Macht der Schönheit, wie mir scheint. Die Frage: wer ist diese Mutter und wo ist der Vater? — werden Rüdigers Eltern sich ohne Zweifel erlauben."

„Wahrscheinlich! mein Schwiegervater ist aber sehr leicht von der weiblichen Schönheit besiegt, und an den Widerspruch meiner Schwiegermutter gegen Alles was geschieht und nicht geschieht, sind wir sämmtlich zu sehr gewöhnt um darauf Gewicht zu legen."

„Ich glaube aber gar nicht, daß Rüdiger daran denkt dies kleine Mirakel zu heirathen."

„Leicht möglich! Er hat vielleicht nur ganz verschwommen Lust dazu oder eine Ahnung davon. Dies

hindert aber nicht, daß ihm eines Tages, wenn sein Vater sehr auf eine Heirath dringt, die Augen über den Stand der Dinge aufgehen — und daß er dann ganz ruhig sagt: Adriane oder Keine."

„Werden Sie Ihrem Schwiegervater diese Mittheilung machen?"

„O nein! weshalb sollte ich das thun? man muß Rüdiger nicht verstören, wenn er auf einem guten Wege ist."

„Dieser gute Weg, Theoderich, ist mir sehr bedenklich."

„Fragen Sie Rüdiger über die Lage der Sache."

„Ich werde mich hüten!" rief Leonilla: „das könnte ihm Gedanken beibringen, die er vielleicht gar nicht hat! . . . O nein! ich werde Ihre Mittheilung in Vergessenheit zu begraben suchen."

Was sie aber auch sagen mochte — sie vergaß es nicht und sie empörte sich heimlich gegen die Vorstellung, daß Rüdiger müde sei ihre Fesseln zu tragen. Nachdem er seit langer Zeit gar nicht für sie auf der Welt gewesen war, so daß sie an ihm vorüberging wie an einem Schatten, fing sie plötzlich wieder an freundlich gegen ihn zu sein. Denn — sprach sie zu sich selbst — es ist doch ein Etwas in ihm, das ihn anziehend macht . . . ich weiß nur nicht was es ist . . . Er hat Leben in sich, er hat Kämpfe, er hat Qual, er leidet . . . das ist vielleicht sehr thöricht, allein es ist anziehend. Leute wie Theoderich und tausend Andere

sind so hohl, so oberflächlich, daß sie an sehr künstliche Automaten erinnern, die durch äußere Geschicklichkeit unterhalten und eine Weile über ihre innere Leere täuschen. Wo kein Leben — da ist auch keine Anziehungskraft. Je kräftiger, je reicher, je blühender dies Leben inwendig im Menschen ist, desto stärker und belebender wirkt es auch nach Außen . . . und besonders auf die, welche von Gebilden des Todes umgeben sind . . . wie ich! und bin ich selbst nicht ein solches Gebilde . . . rathlos, machtlos! . . . elend bin ich und ich möchte glücklich sein . . . Mir bleibt nichts übrig als zerstreuende Betäubung zu suchen . . . einen geistigen Opiumrausch. — — —

Und so lebte sie fort. Die Frauen zu überstralen, die Männer zu blenden, Alle zu besiegen, die Allbewunderte, die Allgefeierte zu sein — das erstrebte sie. Rüdiger aber hielt sich fern von ihr, obschon er die Veränderung ihres Benehmens bemerkte. Er fand mehr und mehr in dem Umgang mit Adriane und ihrer Mutter eine Erfrischung, als ob er aus der tropischen Schwüle eines Palmenhauses in die reine Luft eines Frühlingsmorgens getreten sei. Das that ihm unaussprechlich wohl. Er athmete auf, seine Brust wurde frei, sein Blick wurde hell; glückverheißende Möglichkeiten — ein Wort, ein Lächeln Adrianens — tauchten vor ihm auf. Ein neues Leben nahm Form und Gestalt an und der Mittelpunkt dieses Lebens war: Adriane die Seine.

Es war keine stürmische Leidenschaft, die ihn zu ihr hinzog — es war eine zärtliche innige Neigung seines Herzens, mit ihr und für sie durch die lichten wie durch die dunkeln Tage des Lebens zu gehen und das feste Vertrauen, daß sie — vorausgesetzt sie erwiedere seine Liebe — die schweren wie die glücklichen Stunden muthig und zärtlich mit ihm theilen werde. Aber dachte Adriane an diese Lebenswendung? das ahnte er nicht! Er blickte zuweilen in die klare Tiefe ihres Auges, als wolle er in ihre Seele eindringen. Zuweilen begegnete sie seinem Blicke mit freundlichem Wohlwollen; zuweilen wendete sie mit einer kleinen ungeduldigen Bewegung, doch ohne Verwirrung den Kopf ab. Einmal aber sagte sie unbefangen:

„Warum sehen Sie mich so forschend an, als ob Sie mich malen wollten?"

Er antwortete etwas verlegen:

„Ich verglich Sie mit jenem schönen Gemälde und fand einige Aehnlichkeit."

Er deutete auf das Bild des Kindes mit dem Hunde, das einst in der Kunstausstellung großes Aufsehen machte.

„Es ist das Bild meiner verstorbenen Tochter Hyazinthe," sagte die Malerin, „und so ist eine gewisse Aehnlichkeit erklärlich, obschon Hyazinthe eine seltene Schönheit besaß, die Adriane fehlt."

„Sie war zu schön für diese Welt, Mama," sagte

Adriane tröstend, „deshalb haben die Engel sie zu sich genommen. Mich werden sie wohl auf der Erde lassen . . . und darüber bin ich sehr froh.“

„Finden Sie das Leben so schön?“ fragte Rüdiger.

„O wunderschön!“ rief Adriane.

„Was gefällt Ihnen denn so sehr?“

„Was mir gefällt? . . . nun, Alles! daß ich da bin, daß Gott da ist, daß meine Mutter da ist, daß so viel Gutes und Schönes da ist, die heilige Kirche, der Frühling, Sonne, Mond und Sterne — ist das nicht Alles so wunderschön, daß es mir gefallen muß? . . . und wo es uns gefällt, da bleibt man gern.“

„Glückselige Genügsamkeit der Jugend,“ sagte die Malerin lächelnd.

„Ich bin auch noch jung,“ erwiederte Rüdiger, „doch gar nicht so genügsam, daß Sonne, Mond und Sterne meine Wünsche befriedigten.“

„Im Grunde steht's mit mir ebenso,“ sagte Adriane nachdenklich.

„Und was wünschen Sie denn noch?“ fragte Rüdiger gespannt.

„Unsere Heimkehr nach Italien! . . . Und was wünschen Sie?“

„Daß Sie nicht nach Italien gehen, sondern bei uns . . . sondern hier bleiben mögen.“

„Dies ist gar kein freundschaftlicher Wunsch — nicht wahr, Mama?“ rief sie.

„Graf Euben weiß nicht wie sehr uns die Rückkehr in die Heimat am Herzen liegt. Er hat sein Vaterland nie verlassen," erwiederte die Malerin.

„Kann das arme zerrissene Italien Sie anziehen, Signora?" fragte er.

„Kann das arme geknechtete Deutschland mich fesseln?" fragte sie zurück.

„Vielleicht durch die Aehnlichkeit mit Italien, Signora. Es sind zwei edle Schwestern in Sclaverei."

„Und in der elendesten die es auf Erden gibt! Italia und Germania sind Sclavinnen ihrer schlimmsten Söhne. Denn unter dem lügenhaften betäubenden Feldgeschrei Freiheit! Fortschritt! Cultur! erstreben diese entarteten Söhne genau das Gegentheil: statt freier Entwickelung unter göttlichen Gesetzen — blinde Unterthänigkeit unter willkürlicher Gesetzmacherei — statt Fortschritt eines Volkes zu größerem materiellen Wohlstand, zu besserer Einsicht über seine Pflichten und seine Interessen — Rückschritt traurigster Art zu riesig anwachsender Verarmung, zur Abstumpfung des Geistes, des Charakters; — statt der Cultur, statt dieser Blüte im Leben eines Volkes, die ohne seine gewisse ideale Richtung oder Beimischung gar nicht zur Entwickelung gelangen kann — Dressur, das heißt Erziehung und Bildung nach der Schablone, die äußerlich, nicht nach seinen verschiedenartigen Bedürfnissen und ohne Rücksicht auf die höchsten, über den Menschen verhängt wird.

Und warum das Alles? — Es klingt lächerlich . . . gleichwohl ist das letzte Wort dieses: um den dreieinigen Gott vom Regiment der Welt abzusetzen und, statt Seiner, nach den bösen Gelüsten des eigenen Herzens — mögen diese nun heißen Geldgier, Ehrgeiz, politischer und religiöser Fanatismus, Herrschsucht, sittliche Verkommenheit, wahnwitziger Hochmuth oder sonst wie — eine Welt zu regieren, in welcher die guten und edeln Elemente gefesselt und geknebelt, geächtet und verbannt sind . . . oder sein sollen. Nein! segenverheißende Zustände Italiens sind es wahrlich nicht, die mich dahin zurück locken. Es hat aber der Mensch eine gewisse Sehnsucht auf der Erde zu sterben, wo er geboren wurde."

„Nein, Mama, nicht sterben! . . . leben wollen wir in Italien!" rief Adriane.

„Darf ich fragen, Signora, wo Sie auf Italiens Erde geboren wurden?"

„Gar nicht auf der Erde," antwortete sie lächelnd: „sondern in der Lagunenstadt Venedig, der interessantesten Stadt der Welt, denn sie ist unvergleichlich, ist ein Unicum."

So sprachen sie mit einander, bald ernst, bald traulich, und mehr und mehr ruhte sich Rüdiger in diesem schlichten und doch so ansprechenden Verkehr aus. Freilich kreuzten sich allerhand Befürchtungen in seiner Brust. Würde Adriane geneigt sein, diesseits der Alpen

zu bleiben? würde sein Vater geneigt sein ihn nach Italien ziehen zu lassen? — Würde er selbst im Stande sein eine selbstständige Existenz sich zu gründen, wenn er auf seine Kunst angewiesen wäre? — Mit Adriane offen zu reden gebrach ihm der Muth; doch mit der Mutter sollte es geschehen: das stand fest. Da ließ Graf Euben ihn eines Morgens in aller Frühe rufen und sagte:

„Ich bin unzufrieden mit Dir, mein Sohn. Ich habe Dir vor drei Monaten meinen Wunsch und Willen mit aller Entschiedenheit kund gegeben. Es schien Dir Eindruck zu machen . . . nur leider nicht den, der zu erwarten gewesen wäre; denn ich höre mit Bedauern, daß Du Dich außerhalb unsers gesellschaftlichen Kreises mit einem jungen Mädchen beschäftigst . . . doch keineswegs an eine Heirath denkst: Hättest Du dies früher gethan, so wäre es zu begreifen und zu entschuldigen gewesen. Daß es Dir aber gerade in diesem Augenblick einfällt, das ist eine unerhörte Rücksichtlosigkeit für Deine Familie und es wird nicht dazu beitragen eine ernste Bewerbung zu unterstützen, auf die ich doch mit aller Entschiedenheit zähle. Der Frühling ist da. Wir Alle gehen auf's Land. Fasse Deinen Entschluß. Was willst Du thun? Entscheidest Du Dich für den Staatsdienst — gut. Für das Landleben — auch gut. In jedem Fall sorge ich für Deine unabhängige Existenz — vorausgesetzt Du heiratheſt und zwar vernünftig.

Dein Schlaraffenleben wird mir mit jedem Tage unerträglicher."

„Lieber Vater," versetzte Rüdiger entschlossen, „gib mir Frist bis morgen und morgen um diese Stunde gebe ich Dir eine entscheidende Antwort. Denn Deinen Segen zu meiner Wahl hast Du mir bereits gegeben und Du kannst ihn nicht zurückziehen."

Der Graf wollte Einwendungen machen: Rüdiger ließ sie aber nicht aufkommen, versicherte nur, sein Vater werde morgen ganz mit ihm zufrieden sein — und ging stehenden Fußes in die Bildergallerie, wo die Malerin an diesem Morgen zu finden war. Ganz bewegt nahm er seinen gewohnten Platz ein und sagte:

„Ich bitte, Signora, lassen Sie sich nicht in Ihrer Arbeit stören . . . ich muß Sie unter vier Augen sprechen . . . das kann ich nicht in Ihrem Hause. Hier bin ich unbeachtet. Ich bitte, sagen Sie mir, Signora, was werden Sie thun, was wird Adriane thun . . . wenn ich mich um das Herz und die Hand Ihrer Tochter bewerbe."

„Lieber Graf, das hat große Schwierigkeiten," antwortete die Malerin gelassen: „ich habe sie angedeutet, als Sie Zutritt in meine Häuslichkeit wünschten."

„Ist Adrianens Herz nicht frei?"

„Doch! doch!"

„Haben Sie einen begründeten Einwand zu machen, Signora?"

„Was sagt Ihre Familie?“ fragte sie rasch.

„Sie wird sich freuen über mein Glück . . . dort sind keine Schwierigkeiten! ich bin ganz gewiß, daß mein Vater nur Adriane zu sehen braucht, um sie als geliebte Tochter willkommen zu heißen. Aber was darf ich von Adriane hoffen?“

„Meine Tochter hat nie eine Aeußerung gemacht, die eine Neigung des Herzens für Sie, lieber Graf, verrathen hätte. Sie ist so jung . . . und ganz unerfahren in diesen Dingen“ . . . — —

„Das weiß ich — ich begehre ja nur Hoffnung, Signora.“

„Sie müssen zuvor klar sein über unsere Verhältnisse.“

„O, theure Signora, darauf kommt es gar nicht an. Nicht der Verhältnisse wegen, der Stellung wegen, der Welt wegen wünsche ich Adriane die Meine zu nennen, sondern ganz einfach, weil ich sie liebe und weil ich hoffe, mit diesem ganz und gar nicht von der Welt berührten Wesen mein Glück zu finden.“

Die Malerin hatte inzwischen ihre Pinsel gereinigt und ihr Arbeitszeug zusammengelegt. Jetzt stand sie auf und sagte:

„Kommen Sie! wir machen einen Spaziergang.“

Rüdiger folgte ihr. Sie schlugen den Weg nach dem großen Park ein, der sich vor den Thoren ausbreitete. Es war ein warmer, sonnenheller Aprilmorgen. Die Gesträuche grünten, die Bäume knospeten, frisches

Gras mit Frühlingsblümchen bestreut deckte den Boden zu; die Vögel zwitscherten fröhlich, die Schmetterlinge flatterten auf und ab, hin und her.

„O Frühlingstag! o Jugendzeit! o Lebensfreudigkeit!“ sagte die Malerin und sie setzten sich auf eine Bank, welche von Gebüsch wie mit einem grünen Florschleier umgeben war. Dort hörte Rüdiger den Mittheilungen zu, welche die Malerin ihm zu machen für nöthig erachtete. Schließlich sagte sie:

„In Jahresfrist, vielleicht früher soll die Sache erledigt sein — wie man mir schreibt; — ob es geschieht? . . . o Gott! wie lange schon wurde ich damit vertröstet! und ob sie günstig ausfällt? — — Alles liegt in Gottes Hand. Sind einmal die Würfel gefallen, so werde ich Adrianen die Verhältnisse klar machen. Bis dahin ist das aber unnütz. Sie weiß jetzt nur, daß vom Gewinn eines Processes unsere Rückkehr nach Italien abhängt. Es steht jetzt bei Ihnen was Sie thun wollen“ . . . —

„Ich wünsche nichts weiter als Adrianens Herz und Hand,“ fiel Rüdiger ein. „Gewiß sollte es mich sehr freuen, wenn der Ausgang des Processes gemäß der Gerechtigkeit für Sie und für Ihre Tochter wäre — doch persönlich berührt er mich nicht und ich beharre bei meiner Bitte.“

„Sie sehen aber doch ein, daß Ihrer Verheirathung vor Ausgang des Processes Schwierigkeiten entgegen stehen?“

„Allerdings! . . . doch nicht meiner Verlobung mit Adriane Sisania. Ich werde auch gegen meine Eltern über Ihre Mittheilungen schweigen, Signora, da Sie nun einmal die Malerin bleiben wollen."

„Wollen?" rief sie schmerzlich: „o sagen Sie doch das wahre, das bittere Wort müssen! ich muß leben, mein Kind muß leben, ich muß die Mittel zur Führung des Processes schaffen; — ich muß die Malerin sein . . . und vielleicht bleiben."

„Sei es so . . . wenn Adriane die Meine wird, so ändern sich auch die Verhältnisse ihrer Mutter. Jetzt erfüllen Sie mir nur die Bitte, bei Ihrer Tochter meine Fürsprecherin zu sein."

„Das ist zu viel verlangt, lieber Graf! ich werde Adriane befragen, doch nicht in sie dringen. Glauben Sie mir: Angst um Adrianens Zukunft liegt mir zuweilen wie ein Alp auf der Brust und in mancher schlaflosen Nacht, wenn die müden Augen sich gern schließen würden, um die angestrengte Arbeit des nächsten Tages wieder aufnehmen zu können — da ist es der Gedanke an die Möglichkeit meines Todes und an die Verlassenheit meines Kindes, der mich wach hält, wie ein quälendes Gespenst. Dennoch überlasse ich Adrianen die freie Entscheidung und ich lege keine Fürsprache für Sie ein."

„Sie haben Recht, Signora! das zarte reine Herz Ihrer Tochter könnte geneigt sein Ihrem leisesten Wink

zu folgen. Ich verzichte auf Ihre Fürsprache; aber ich flehe Sie an, sprechen Sie mit Adriane so, daß ich mir heute Abend die Entscheidung holen kann."

Die Malerin versprach es und sie gingen in die Stadt zurück. Sie stießen auf ein kleines Mädchen, das Sträuße von Frühlingsblumen verkaufte. Rüdiger nahm einen Strauß, reichte ihn der Malerin und knüpfte daran eine Bitte.

„Es soll geschehen," antwortete sie.

Dann trennten sie sich.

Adriane saß im offenen Fenster und blickte häufig aber flüchtig über ihre Handarbeit hinweg auf die grünenden Gärten, die sich in diesem entlegenen Theil der Stadt hinter den Häusern befanden. Sie sah dort im engen Rahmen dieselbe liebliche Naturscene, welche ihre Mutter in einem größeren Bilde sah. Sie sah über das lebendige Staffage: kleine Kinder liefen in den Gärten umher schreiend vor lauter Lust und Freudigkeit. Auf dem Rasen lagen lange Streifen Leinwand zum bleichen und Mägde gingen mit Gießkannen auf und nieder und begossen sie. Hühner verliefen sich aus dem Hof in den lockenden Garten und zerkratzten die frisch besäeten Beete, entflohen aber mit lautem Angstgeschrei, als eine zürnende Hausfrau herbei eilte und sie verscheuchte. Hähne krähten, Enten schnatterten, Tauben girrten, Bienen summten und schwirrten umher; ja, manch' verwegenes Bienchen wagte es, bis zu

Adrianens drittem Stockwerk sich zu erschwingen und sich auf die Tulpen und Aurikeln zu setzen, die auf Adrianens Fensterbrett blühten und dufteten. Sie nahm das Alles wahr, aber sie nähte emsig an ihrem Frühlingskleid von rosenfarbenem Musselin und hing ihren Gedanken nach . . . ihren Frühlingsträumen.

Die Malerin trat ein. Adriane eilte ihr entgegen und rief:

„O, liebste Mama, welchen schönen Strauß bringst Du mir mit."

„Graf Euben schickt ihn Dir als Abschiedsgruß. Er verreist."

Flammendes Roth und fahle Bläße wechselten blitzschnell in Adrianens Antlitz und ein Strom von Thränen stürzte aus ihren Augen. Ganz bestürzt fragte die Mutter:

„Bestes Kind, was fehlt Dir?"

„O, das thut mir weh . . . unaussprechlich weh" . . . — flüsterte Adriane.

„Daß Graf Euben fort ist?"

„Unaussprechlich weh;" wiederholte sie.

„Dachtest Du, das Leben mit ihm würde immer so fortgehen?"

„O, ich weiß nicht was ich dachte!"

„Aber Du hättest es gewünscht?"

„Das versteht sich, Mama!" rief Adriane entschieden.

„Immer? — besinne Dich."

„Immer! immer! immer!“

„Wenn das so ist, Adriane, wird Graf Euben wohl seine Abreise aufgeben.“

„Meinst Du, Mama?“ fragte Adriane zweifelnd und ihre Thränen stockten.

„Ja, mein Kind, denn er hat Dich außerordentlich lieb ... er weiß aber nicht, ob Du ihn gern hast“ ... —

„Wie kann er daran zweifeln!“

„So gern hast, daß Du Dich entschließen könntest ... seine Frau zu werden.“

Adriane faltete die Hände vor der Brust und sagte ernst:

„O, das wäre aber ein Glück“ ... —

„Nun, wenn Du es als Glück betrachtest, so wird es geschehen, denn ich habe den Auftrag von Graf Euben diese Fragen an Dich zu richten. Es hängt also von Dir ab, ob Du Dein Leben an das seine knüpfen willst — oder nicht.“

„Bist Du damit einverstanden, Mama, wenn ich sage: ich will.“

„Ich bin es! aber bedenke es wohl: die Ehe ist eine furchtbar ernste Sache, die furchtbar schwere Pflichten mit sich bringt, Pflichten, welche Du erst dann erkennen wirst, wenn es Dir nicht mehr möglich ist zurückzutreten und die Dein ganzes Leben und Dein ganzes Wesen an eine Kette legen, die Du nicht tragen könntest, wenn sie nicht in der Hand Gottes ausliefe.

Mache Dich also gefaßt auf so viel Ernstes und Schweres, auf so viel Kämpfe und Opfer, wie Du Dir nur irgend vorstellen kannst . . . und dann sage, ob Du sie übernehmen willst."

„Du willst mich wohl von der Einwilligung zurückschrecken, Mama!" sagte Adriane bleich und betroffen.

„Nein, das will ich nicht; aber Du sollst wissen, daß in der Ehe das Glück nur durch große Opfer erkauft wird und daß es mehr Thränen bringt als Freuden. Ueberdies kennst Du gar keine anderen Männer. Graf Euben allein ist uns bekannt geworden; die Verhältnisse fügten es so. Dir können Männer begegnen, welche Dir besser gefallen als er" . . . —

Adriane schüttelte schweigend verneinend den Kopf.

„Doch! das kann leicht geschehen. Gleichwohl darfst Du nie, auch nicht in Gedanken, einem andern Mann den Vorzug geben."

„Aber, Mama, wie könnte mir so etwas einfallen!" rief Adriane.

„Weil es Tausenden einfällt, mein armes Kind."

„Deren Mann ist aber nicht Graf Euben."

„Wohlan, Adriane, Graf Euben wird heute Abend kommen. Um ihm und Dir jedes Wort zu ersparen, wünscht er, daß Du, im Fall Deiner Einwilligung, bei seinem Eintritt eine Blume aus diesem Strauß in der Hand hältst."

„O, wie schön ist das ausgedacht," sagte Adriane und umarmte die Mutter.

Der Abend kam. Rüdiger machte ſich auf den Weg, als ginge er dem Richterſpruch über Tod und Leben entgegen. Als er in das Zimmer trat flimmerte es nebelhaft vor ſeinen Augen. Doch der Nebel ſank, denn Adriane ſtand da und hatte eine Hyazinthe in der Hand.

Espérance Sisania.

Erstes Kapitel.

Eine Gondel führte zwei junge Männer durch den Canal der Giudecca in Venedig. Die Verdeckung war von der Gondel genommen, denn der eine junge Mann war ein Fremder, der die Lagunenstadt sehen und kennen lernen wollte. Er war ein Sicilianer und hieß Don Diego Duca de Alcamo. Sein Freund war ein Venetianer. Beide unterhielten sich lebhaft, wenn auch mit gedämpfter Stimme, von ihren Angelegenheiten und diese Angelegenheiten hießen Conspiration. Es war in der Mitte der Vierziger Jahre unseres Jahrhunderts. Damals ging eine Schwärmerei für den Constitutionalismus durch die halbe europäische Welt, welche Englands Magna Charta mit der Charte von König Louis Philipp vermengte und das Heil der Menschheit auf ewig gesichert wähnte, sobald das Zweikammersystem und die Preßfreiheit überall eingeführt wären. Man vergaß in Anschlag zu bringen, daß England in seiner erblichen Pairie, in großen historischen Traditionen, in großem und festen Grundbesitz, in

großer Achtung vor altgewohntem Herkommen ein Princip der Stabilität in sich trug, welches ein heilsames Gegengewicht gegen Ueberstürzung neuer Ideen, gegen stürmische Bewegungen auf politischem und socialen Gebiet abgab. Man vergaß, daß in England im Schutz der Magna Charta seit siebenhundert Jahren ein Volk erwachsen war, das zwar hohe Achtung vor dem Gesetz hatte, aber zugleich hohe Achtung vor der persönlichen Freiheit des Einzelnen begehrte und großes Gewicht auf die Unantastbarkeit des Haus- und Familienrechtes und auf Selbstverwaltung in bürgerlichen Dingen legte. Nur auf Frankreich und auf Louis Philipps Charte warf man in ahnungsloser Kurzsichtigkeit sehnsüchtige Blicke und suchte renitente Regierungen — wie sie damals überall waren — zu zwingen, dies große Heilmittel für alle Schaden der menschlichen Gesellschaft, ihren Staaten zukommen zu lassen — wenn es nicht anders ging, auch durch den Zwang der Revolution. So dachten die Bonafide-Schwärmer. Sie wußten nicht, daß hinter ihnen ganz andere Leute standen, für deren Absichten sie nur die Mauerbrecher sein sollten. Sie wollten die uralten Gewalten, Kirche und Thron in ihren zwei Kammern und mit ihrer freien Presse gehörig zügeln, bevormunden und in möglichst engen Schranken halten. Allein daß die Leute hinter ihnen jene Mächte radikal vernichten und ausrotten, und dann die Herrschaft ihrer Gewalt auf den

Thron setzen wollten, davon hatten die Bonafide-Schwärmer keine Ahnung.

Zu diesen zählte auch Don Diego. Bei den Italienern trat der Fanatismus für die Italia una besonders in den Vordergrund — und so sprachen denn auch Don Diego und sein Freund angelegentlich über Mittel und Möglichkeit, Italien in diesen glückseligen Zustand zu versetzen.

Von den schönen Glasfabriken der Insel Murano kamen sie, fuhren entlang der Giudecca und bogen in den Canal grande ein, indem sie den Marmorbau der Kirche Maria Salute zur Linken ließen.

„Zur Rialtobrücke!" rief der Venetianer dem Gondelier zu.

„Halt!" rief Don Diego.

Die Gondel befand sich eben vor einem armseligen Hause, auf dessen zerfallenem Balcon ein junges Mädchen stand und eine sehr häusliche Arbeit verrichtete: es hing Wäsche zum trocknen auf.

„Per Giove! eine Göttin im Incognito einer Wäscherin!" rief Don Diego.

Bei der lautlosen Stille auf Venedigs Gewässern hörte das junge Mädchen den Ausruf, warf einen neugierigen Blick in die Gondel und verschwand, vom Balcon zurücktretend. Don Diego sagte zum Gondelier:

„Nino, wer ist dies Mädchen?"

Nino zog stumm die Achseln bis zu den Ohren hinauf.

„Wie! . . . Du weißt es nicht, Nino? Bist Du ein ächter Venetianer und kennst nicht das schönste Mädchen Venedigs! Schäme Dich, Nino! und erforsche wer sie ist und wie sie heißt.“

Am Abend dieses Tages theilte Nino das Resultat seiner Forschungen mit.

„Sie heißt Jazinta Fredini, ist die Tochter eines blinden Malers und ist selbst Malerin. Sie malt was man verlangt, Porträts und andere Bilder, sie ernährt ihre Eltern. Jetzt ist sie beschäftigt ein Gemälde in der Gallerie des Palastes Manfrini zu malen.“

„Braver Nino, Du hast Deine Sache gut gemacht! Morgen bringst Du mich nach dem Palast Manfrini.“

Unter den wunderschönen Gemälden im Palast Manfrini waren einige der schönsten von Giorgione, dem „großen Georg“, der in einem seltenen Grade das Talent besaß, durch welches die venetianische Schule glänzt: er gab seinen Bildern Leben, Lebenshauch, Lebensathem. In dieser Weise malte er auch sein eigenes Bild.

Vor demselben saß an ihrer Staffelei Jazinta Fredini und copirte es — freilich recht unvollkommen. Sie übte sich in der Porträtmalerei. Sie war so schön, als habe sie Giorgione's und Titians Phantasie vorgeschwebt, da sie ihre schönen Frauenbilder malten. Aber sie sah sehr traurig aus und zuweilen schimmerte in ihrem Auge eine Thräne, die aber sogleich hinter

den dunkeln Wimpern verschwand, um nicht die Arbeit zu stören.

Jazinta war sehr unglücklich. Ihr Vater Jacopo Fredini war ein Porträtmaler in untergeordneter Sphäre. Er traf das Charakteristische in einem Gesicht, aber er malte es theils roh, theils flüchtig. Er liebte ein fröhliches Leben und betrachtete seine Kunst nur als ein Handwerk, womit er sich sammt Weib und Kind ernährte. Sein Pinsel war ihm das, was dem Schmied der Hammer, dem Schneider die Nadel ist: Handwerkszeug. Dennoch nahm er mit großer Freude in Jazinta, seinem einzigen Kinde, ein entschiedenes Talent wahr, und er nahm sich vor es auszubilden, um später es auszubeuten. War es Gewinnsucht, war es ein gewisser Ehrgeiz für seine Tochter — genug, er wollte etwas Großes aus ihr machen, und da jede Größe, welcher Art sie sei, theuer erkauft werden muß, hatte Jazinta von Kindheit an ein mühevolles, gequältes Leben. Sie mußte zeichnen und malen, und malen und zeichnen, bis ihre kleine Hand vor Ermüdung Stift oder Pinsel fallen ließ und der Schlaf ihre Augen zudrückte. Später gab der Vater ihr auch bessere Lehrer als er selbst war, und er frohlockte als Jazinta's Talent sich mit den Jahren ebenso entwickelte wie ihre Schönheit.

„Ja! Du sollst Venedigs Zierde und der Stolz Italiens werden, Du, meine Tochter! . . . und der Name Jazinta Fredini soll so hoch stehen, wie noch

keine Malerin gestanden hat! ... viel höher als Elisabeth Sirani und Angelika Kauffmann ... von Rosalba Carriera gar nicht zu reden, die nur eine Pastellmalerin war."

„Ach, lieber Vater," sagte Jazinta, „ich habe gelesen, daß Elisabeth Sirani von neidischen Malern vergiftet sein soll" ... —

„Ah bah! Märchen! — oder eine Begebenheit aus früheren Tagen, die sich bei uns nicht wiederholt."

„Und Angelika, lieber Vater, von der es heißt, daß sie den Namen, die Schönheit und den Pinsel eines Engels hatte, Angelika war doch sehr unglücklich, denn sie heirathete einen gemeinen Betrüger, der sich für einen vornehmen Mann ausgab. Sollte ich das Schicksal dieser beiden Malerinnen haben — ach! was hilft es mir denn Venedigs Zierde zu sein!"

„Einfältiges Geschwätz! ich sage Dir Du wirst reich, glücklich und sehr berühmt werden. Verlasse Dich auf Deinen Vater."

Allein diese Stütze sollte ihr sehr bald fehlen. Jacopo Fredini bekam eine Augenentzündung und erblindete gänzlich. Jazinta war fünfzehn Jahre alt und sollte jetzt Vater und Mutter ernähren. Und welchen Vater! einen trostlosen Blinden. Und welche Mutter! eine träge Frau. Beide jammerten über den kargen Erwerb Jazinta's, die alle Studien aufgeben und sich auf Porträtmalerei werfen mußte. Sie war aber zu

ungeübt, um die Fertigkeit ihres Vaters in diesem Fach zu besitzen und folglich war die Bezahlung geringer und spärlicher. Die Eltern murrten und warfen ihr Mangel an Eifer und Fleiß vor.

„Habe ich Dir nicht die besten Lehrer gegeben — und jetzt stellt es sich heraus, daß Du nichts gelernt hast, nichts kannst," rief zornig Jacopo Fredini.

„Wie bist Du langsam und träge, Jazinta," sagte mürrisch die träge Mutter: „es währt eine halbe Ewigkeit, bis Du ein Bildniß fertig machst, das Dein Vater in drei Tagen malte."

„Du bist ein undankbares Kind!" in diesem Ausruf stimmten die Eltern zusammen gegen das arme junge Geschöpf, das mit größter Anstrengung seine Pflicht erfüllte, so weit die Kräfte reichten, und muthig ihre schwere Aufgabe zu lösen suchte. Mit der Zeit kamen neue Quälereien zu den alten.

„Wenn man so gut aussieht, wie Du, Jazinta, so heirathet man," sagte die Mutter.

„Und einen reichen Mann, Jazinta, das bitte ich mir aus!" setzte der Vater hinzu.

„Die Nachbarinnen haben mir auch erzählt, Jazinta, daß ein reicher und vornehmer Herr — sie meinen es sei ein Milord — um Deine Gunst sich bewerbe; Du aber wärest sehr spröde. Ob es wahr ist weiß ich nicht! Ich muß ja beständig bei Deinem blinden Vater sitzen," sagte Frau Fredini.

„Es ist wahr," versetzte Jazinta erröthend: „aber ich will mit diesem Milord oder was er sein mag! nichts zu schaffen haben, denn er würde mich doch nicht heirathen."

„Nur nicht allzu hochmüthig, Jazinta! Bessere wie Du haben sich schon in ihr Schicksal ergeben, wenn sie einsahen, daß sie nicht anders durch's Leben kommen konnten."

„O Mutter, wie kannst Du sagen Bessere!" rief Jazinta empört.

„Ja, gewiß: Bessere! denn sie waren nicht so unverständig wie Du bist, Du Thörin!" donnerte Jacopo Fredini seiner unglücklichen Tochter zu. „Ist Dir der Milord nicht genehm, nun, so heirathe irgend Jemand! . . . aber einen reichen Mann, der gut für Deine armen Eltern sorgt . . . nicht so spärlich wie Du."

Dergleichen Reden, dergleichen Vorwürfe mußte Jazinta täglich hören, und allmälig thaten sie ihre Wirkung. Je mehr die Hoffnung schwand, die ihr in den ersten Jahren Muth gegeben hatte, ihre Eltern zufrieden zu stellen, desto mehr sank ihre Energie. Sie besaß nicht den lebendigen Glauben, der eine höhere Kraft als die gebrechliche natürliche, wenn schwere Prüfungen kommen, verleiht. Sie ging in die Messe, sie verrichtete ihre Gebete — damit glaubte sie ihre religiösen Verpflichtungen zur Genüge erfüllt zu haben, und so hatte sie es bei den Eltern gesehen und von

ihnen gelernt. Sie glaubte es um so mehr, als sie sich sagte, daß ihr Leben ein ununterbrochenes Opfer sei, so arm, so freudenlos, so fern von jeder Erholung und Erheiterung, daß der liebe Gott ihr qualvolles Tagewerk recht hoch ihr anrechnen müsse. Und so fehlte ihr denn in ihrer traurigen Existenz jeder Trost, jeder Lichtblick. Sie wurde trübsinnig und schlaff; die Arbeit widerte sie an; sie dachte an die Freuden, die mit der Jugend und der Schönheit Hand in Hand zu gehen pflegen; sie sehnte sich nach ihnen und sie weinte heiße Thränen bei dem Gedanken, daß sie ihr für immer versagt sein könnten.

„Wie alt bist Du, Jazinta?" fragte eines Tages Jacopo Fredini mürrisch.

„Zwanzig Jahre," antwortete Jazinta seufzend.

„Du hast ganz Recht zu seufzen! es ist eine Schmach zwanzig Jahre alt und unverheirathet zu sein."

„Arme Männer gibt's genug, die mich heirathen möchten . . . aber ich mag sie nicht leiden und reiche denken nicht an mich."

„Das ist unerhört! . . . wozu hast Du denn Dein schönes Lärvchen? Ein Mädchen wie Du müßte die Wahl haben zwischen hundert Anbetern. Du bist ein stumpfsinniges Geschöpf, bist gleichgiltig gegen die Noth Deiner armen Eltern!" . . .

„Geht es mir denn gut!" fiel sie trostlos ein.

„Nein, das ist es eben! Es soll Dir besser gehen:

Deine Eltern wünſchen es ſehnlichſt . . . es ſoll Dir beſſer und ihnen beſſer gehen . . . und es geſchieht nicht! warum nicht? — weil Du einfältig biſt! das bringt mich zur Verzweiflung und vor der Zeit in's Grab, Du ungerathenes Kind!" —

„Du arbeiteſt ſo langſam oder ſo wenig, Jazinta," ſagte die Mutter, „daß Dein Verdienſt nicht zur Nothdurft des Lebens für uns Drei ausreichen will — wie geht das zu?"

„Mein alter Lehrer Gian Aldi hat mir geſagt, ich würde mein Talent ganz zu Grunde richten, wenn ich nicht zuweilen große Meiſter copirte. Er war ſo gut mir Zulaſſung im Palaſt Manfrini zu verſchaffen und dort male ich einige Tage in jeder Woche."

„Dafür darben Deine Eltern! Gian Aldi iſt ein alter Narr, Dir einen ſolchen Rath zu geben!" murrte Jacopo Fredini: „male Du Porträts! betreibt man das mit Eifer, wie ich es zu meiner Zeit that, ſo ernährt die Kunſt ihren Mann — und muß man von ſeinem Pinſel leben, ſo iſt es die Hauptſache, daß er dort arbeite, wo er bezahlt wird. Was nützen Dir und uns Deine Studien im Palaſt Manfrini! davon werden wir nicht ſatt . . . das ſchafft uns kein Hemd auf den Leib und keine Schuhe an die Füße . . . Ja, früher hatte ich freilich große Gedanken für Dich und dachte ſo, wie Gian Aldi denkt. Doch jetzt, da Gottes Zorn mich mit Blindheit ſchlug, jetzt muß man ſie aufgeben . . .

und das ſollteſt auch Du thun, wenn Du nicht eine liebloſe Tochter wäreſt."

Die arme Jazinta hätte es ohne Zweifel gethan, wenn nicht der alte Gian Aldi geweſen wäre, der es durchaus nicht zuließ. Er wiederholte ihr fort und fort ſie habe ein großes Talent; ſie müſſe es pflegen, bilden, entwickeln; dann würden auch beſſere Tage für ſie kommen; ſie ſolle nur den Muth nicht ſinken laſſen, wenn auch die Eltern etwas mürriſch wären; er habe ſich in ſeiner Jugend auch recht quälen müſſen; ſchließlich gehe es ihm doch gut.

„Ach, wenn Sie wüßten wie hart es iſt, nie ein freundliches Wort zu hören — nie! und wenn ich auch todtmüde zu Hauſe komme . . . und wenn ich auch jede Lire treulich abliefere — nie!" —

„Armes Kind . . . ich weiß! ich weiß! Jacopo Fredini iſt ein rauher Mann und die heilige Schrift ſcheint Donna Angiolina dort bezeichnet zu haben wo es heißt: Du haſt den Namen, doch nicht die Werke. Aber Geduld und Muth, Jazinta! es kommen noch beſſere Zeiten für Dich."

So ſaß ſie denn in der Gallerie Manfrini, copirte Giorgione's ſchönen feurigen Kopf und dachte mit heißer Sehnſucht an die beſſeren Zeiten, die Gian Aldi ihr verheißen hatte.

Da ſtand plötzlich ein junger Mann von vornehmer Haltung und ſchöner Geſtalt neben ihrer Staffelei und fragte:

„Ist das Bild bestellt, das Sie malen?“

„Nein, Signor, es ist eine Studie,“ erwiederte Jazinta.

„Darf ich es besitzen, Signorina?“

„O gern, sehr gern!“ rief sie freudig, „aber es ist noch nicht ganz fertig.“

„Ich bitte vollenden Sie es! ich werde täglich nachschauen wie weit die Arbeit vorgeschritten ist.“

„Ich kann nicht täglich daran malen, Signor. Ich bin Porträtmalerin und ich darf diesen Zweig der Malerei nicht aufgeben. Ich muß ein paar Bildnisse malen.“

„Nur einstweilen, Signorina! nur so lange bis dies Bild vollendet ist, lassen Sie die Porträts ruhen!“ rief Don Diego bittend.

Jazinta erröthete. Sie wollte nicht sagen, daß die Porträtmalerei sie ernähre. Aber Nino, der Gondelier, hatte Don Diego genau von den Verhältnissen Jazinta's unterrichtet und dieser setzte rasch hinzu:

„Der Künstler lebt von seinem Talent, ich weiß es, Signorina. Um Sie vor der Hand von jeder andern Arbeit zu befreien, schlage ich Ihnen vor, den Preis dieses Bildes im Voraus anzunehmen.“

„Das kann ich nicht, Signor, denn ich weiß nicht, ob Sie mit meiner Arbeit zufrieden sein werden.“

„Ich werde es unter allen Umständen sein! . . . doch wenn Sie allzu bescheiden sind, so fragen Sie

Ihren Vater. Ein alter Praktiker wird schon wissen, daß man zuweilen eine Vorauszahlung annehmen darf."

Jazinta war höchlichst verwundert den Fremden von ihrem Vater in einem Ton reden zu hören, als ob er ihn kenne. Sie antwortete, sie wolle ihren Vater fragen und Don Diego sagte, er werde am folgenden Tage zur nämlichen Stunde hier sein, um ihre Antwort zu vernehmen.

Daß Jacopo Fredini mit beiden Händen zugriff, versteht sich von selbst, und daß Don Diego bald von ganz anderen Dingen zu Jazinta redete, als von dem Gemälde — ebenfalls. Er bot ihr Alles an, worüber er verfügen konnte, seine Liebe, seine Person, eine sorgenfreie Existenz, ein behagliches Leben für ihre Eltern. Sie schwankte, sie zögerte; aber nicht lange währte ein Kampf, gegen den sie keine Waffen hatte. — —

Jazinta Fredini verschwand aus Venedig. Gian Aldi sagte zu Jacopo Fredini:

„Sprich, alter Freund, was ist denn das für eine geheimnißvolle Geschichte mit der Jazinta? Ist es denn wahr, daß ein vornehmer, reicher junger Herr sie entführt habe?"

„Ganz wahr, Gian Aldi, ganz wahr! ein sicilianischer Herzogssohn hat sie entführt und hat für unsern Lebensunterhalt reichlich gesorgt," versetzte Jacopo und Donna Angiolina fügte hinzu:

„Und mit der Zeit soll sie Frau Herzogin werden."

„Arme Jazinta!" sagte mit traurigem Kopfschütteln Gian Aldi.

Zweites Kapitel.

In einer freundlichen Villa bei Sorrent saß eine schöne ernste Frau. Sie saß auf einer Terrasse, die mit einem Dach von spanischem Esparto überspannt und wie ein Zimmer mit Sesseln, Tischen und allerhand kleinen Geräthschaften bequem eingerichtet war. Vor der Terrasse und um das Haus herum lag ein Orangengarten untermischt mit Oelbäumen. Der schroffe von Grotten durchbrochene Felsenabhang, auf welchem Sorrent mit seiner ganzen Umgebung so unvergleichlich malerisch liegt, fiel auch bei diesem Garten ganz plötzlich wie eine Wand bis zum Ufer des Meeres hinunter. Eine niedrige Mauer, hart am Rande des Abhanges, schützte vor Unfällen. Die Thüre in der Mauer öffnete sich auf eine schmale, steile, in den Felsen gehauene Treppe von ein paar hundert Stufen, so daß man aus dem Garten zum Strande hinabsteigen konnte, wo eine Badehütte lag und ein Nachen, welche zur Villa gehörten.

Es war Abend. Die Sonne stand tief am Horizont

und der flammende Purpur des westlichen Himmels warf einen rosigen Wiederschein auf das blaue Meer, das wellenlos unter dem leisen Abendwind nur zitterte nicht wogte; — auf die nördliche Küste des Golfs, wo sich Neapel mit allen seinen angereihten Ortschaften weiß wie eine Perlenschnur langhin erstreckt; — und im Osten auf den Vesuv, aus dessen Krater die röthlich angehauchte Rauchsäule aufstieg, kerzengrade, nach oben sich ausbreitend wie ein Federbusch und in der stillen Luft allmälig zerfließend; — während Sorrent, an der südlichen Küste des Golfs, zwischen grünen Hainen und kühlen Schluchten, umgeben von Orangen-, Oliven- und Maulbeerpflanzungen, von Eichenhainen auf hohen Felsen überragt, still und kühl wie ein friedlicher Zuschauer die Herrlichkeit des Südens überblickt.

Dies that auch die schöne ernste Frau auf der Terrasse, Jazinta Fredini. Hier lebte sie seit Jahren; seit ihrer Flucht aus Venedig, in großer Zurückgezogenheit. Hier hatte Don Diego sie verborgen und sie mit Allem umgeben, was ihr die Abgeschiedenheit erleichtern konnte. Die Villa war sein Eigenthum. Er richtete sie einfach und bequem ein und Jazinta, erlöst aus der Sclaverei des Vaterhauses, wähnte sich in ein Paradies versetzt. Don Diego trug sie auf den Händen. Der Blitz der Leidenschaft, der ihn entzündet hatte, ließ eine Flamme in seinem Herzen aufgehen, die nur für Jazinta brannte. Er war ein wilder Mensch mit brausendem Kopf und

heißem Blut. Jazinta war ſtill und ernſt; nicht Leidenſchaft hatte ſie zu ihm hingezogen; ſie war ihm gefolgt wie einem Retter, der ſie von der Folter ihres gequälten Lebens erlöſte und dem ſie mit zärtlicher Dankbarkeit anhing. Ihre Ruhe beherrſchte ſeine Heftigkeit; ihr ſanfter Ernſt ruhte ihn aus. Nur zeitweiſe war er bei ihr in der Villa Alcamone. Tief verwickelt in Rugiero Settimo's Beſtrebungen für Siciliens Freiheit, mußte er bald in ſeiner Heimat, bald auf einem andern Punkt Italiens ſein. Vielleicht trug die häufige Trennung dazu bei ihn an Jazinta zu feſſeln, denn er hatte nie Zeit durch die Gewohnheit des Beiſammenſeins gleichgiltig gegen ſie zu werden; ſie behielt den Zauber, den das Entbehrte, das Neue über das arme Menſchenherz übt.

Nicht durch Don Diego kam Jazinta nach und nach zur Erkenntniß, daß ſie nicht im Paradieſe lebe, ſondern durch ihr eigenes Gewiſſen. Die Berauſchung, in welche Diego's Liebe, das neue Leben, die bequemen Verhältniſſe, die Anmuth der Umgebung, der Genuß der Freiheit ſie verſetzte, konnte bei ihrem Charakter nicht von Dauer ſein. In Diego's Abweſenheit dachte ſie über Dasjenige nach, was ſie vergaß wenn er da war: über ihre zweideutige Stellung in der Welt und über die verlorene Würde ihres Lebens; — und der ſcharfe Stachel dieſer geheimen Vorwürfe führte ſie zu dem Gott, den ſie ſo wenig gekannt und ſo gar nicht geliebt

hatte — und lehrte sie beten und bereuen. Oftmals dachte sie daran, dem Beispiel der heil. Margarita von Cortona zu folgen, ihr Kind an der Hand zu nehmen und das Haus eines Mannes zu verlassen, der nicht ihr Gatte war, dessen Namen sie nicht trug und den ihre Tochter nicht öffentlich Vater nennen durfte. Sie that es nicht. Fehlte ihr der Muth? hielt Don Diego's Verzweiflung sie zurück? bangte ihr vor der Zukunft ihres Kindes? Genug, sie that es nicht. Im tiefsten Grunde ihres Herzens, so tief, daß es vor ihr selbst verschleiert war, glimmte ein Fünkchen der Hoffnung, daß sie doch noch einst Don Diego's Gemalin werden könne. An der Ducessa de Alcamo lag ihr nichts für sie selbst, aber Alles für ihr Kind.

Don Diego's Liebe war so groß, daß er, wäre er sein eigener Herr gewesen, und hätte nicht seine Zukunft, im Sinne der Welt, auf dem Spiel gestanden, Jazinta geheirathet hätte. Aber auf seinen vom Vater ererbten Besitzungen lag eine ungeheure Schuldenlast, sein mütterliches Erbe war nicht bedeutend; nur das große Vermögen eines Oheims, der zugleich sein Vormund und Erzieher gewesen war, stand für ihn in Aussicht und gab ihm die Hoffnung, nach dem Tode dieses bejahrten Mannes standesmäßig als Duca de Alcamo leben zu können. Auch jetzt lebte er so, aber nur durch die Güte dieses Oheims, dessen Lieblingswunsch es war, Don Diego mit einem jungen Mädchen, seiner entfernten

Verwandten zu vermälen. Dies junge Mädchen war ein Kind, so daß für die nächsten Jahre keine Ehe geschlossen werden konnte. Ob aber der Oheim keine Aenderung bezüglich seines Vermögens treffen werde, wenn ihm Jazinta Fredini nicht als Don Diego's Frau genehm sein würde — das war höchst wahrscheinlich. Jazinta kannte diese Verhältnisse, sie sah wie Don Diego unter dem Zwiespalt litt, in welchen seine Liebe zu ihr und seine Sorge um die Zukunft ihn versetzte, und so nagte fortwährend ein herber Schmerz in ihrer Brust. O, wie oft seufzte sie leise: Für einen Fehltritt dreifache Strafe! ich leide für ihn, für unser Kind und für mich! — —

So saß sie auf ihrer Terrasse, und ihr großes ernstes Auge ruhte träumerisch auf dem Zauberbilde, welches die Natur vor ihr ausbreitete. So schön ist die Erde, seufzte sie, so reich, so friedlich! . . . und der Mensch steht da . . . unschön, armselig, ruhelos . . . durch die Sünde, die jede Freude trübt, jeden Frieden raubt, jeden Reichthum verbittert.

Fischernachen mit dem dreieckigen lateinischen Segel flogen von dem leichten Abendwind hin und her auf dem Meer wie weiße Schmetterlinge. Größere Barken, schwerer beladen mit Menschen und allerhand Fracht — denn es gab noch keine Eisenbahn zwischen Neapel und Sorrent — kamen von der Südküste des Golfs nach der Nordküste herüber, nach Sorrent, und nach

dem Piano di Sorrento mit den großen wohlhabenden Ortschaften, die so fleißig den Seidenbau und die Seidenweberei betreiben. Eine dieser Barken nahte dem Strande unterhalb des Gartens der Villa Alcamone. Jazinta stand auf, verließ die Terrasse und das Haus und ging Don Diego entgegen. Ueber die Mauer gelehnt winkte sie ihm zu, als er an das Ufer sprang. Rasch erklimmte er die Felsenstiege, öffnete die kleine Pforte in der Gartenmauer und schloß zärtlich Jazinta in die Arme. Aber er sah traurig und unruhig aus.

„Was fehlt Dir?" fragte sie und ihr tiefer Blick senkte sich in seine Augen.

„Nichts weiter als Entscheidung," entgegnete er und fuhr mit der Hand über die Stirn.

„Welche Entscheidung, Diego?"

„Du fragst . . . und Italien ist noch immer zerrissen, noch immer die Beute fremder Nationen, fremder Herrscher und fremder Dynastien!"

„Ist es nur das, Diego?"

„Mein Oheim hat einen neuen Anfall seiner Krankheit überstanden" . . .

„O, laß das ruhen!" unterbrach sie ihn bittend.

„Nein!" rief er heftig: „Gott weiß, daß ich ihm sein Leben gönne! . . . Doch diese Abhängigkeit von ihm, diese Ungewißheit der Zukunft, dies Fortschleppen der Sorge von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr . . .

o, das macht mich müde und matt! ich könnte nicht über seinen Tod traurig sein."

„Laß das, Diego, es ist nicht zu ändern — rege Dich nicht unnütz durch Befürchtungen auf, die vielleicht nie eintreffen . . . und wirf Dich nicht so stürmisch in die politischen Umtriebe, die Dich mehr und mehr in Unruhe versetzen."

„Nicht doch, Jazinta! sie liegen mir am Herzen, wie es sich für einen jungen Mann geziemt, der sein Vaterland liebt und ihm nützlich sein will. Sie dienen mir aber auch dazu, die Widerwärtigkeit meiner Lage — nicht zu vergessen aber zu betäuben."

„Betäubung ist kein Heilmittel, Diego."

„Aber sie hilft über schwere Augenblicke hinweg, Jazinta. Mir steht kein Talent zu Gebot, womit ich mir trübe Stunden lichten könnte . . . wie Du es kannst."

Dann fragte er nach seiner kleinen Tochter und Jazinta führte ihn zum Bettchen des Kindes, das im tiefen Schlummer lag.

„O seliges Kind!" seufzte Diego: „Dein Schlaf ist so ruhig! wie wird dereinst Dein Leben sein?"

„Auch ruhig, wenn es in der Unschuld des Kindes verbleibt, Diego."

„Das ist dem Menschen nicht gegeben, Jazinta! die alte Schlange ringelt sich an jeden Staubgeborenen heran und vertreibt ihn durch ihre Einflüsterungen aus der stillen Hütte seiner Kindheit. Dies allgemeine

Menschenschicksal wird auch Hyazinthe haben. Es ist nur die Frage, ob in der Sonnenseite oder in der Schattenseite des Glücks."

„Was ist Sonnen- und was ist Schattenseite im Menschenleben, Diego? . . . die Tugend ist die Sonnenseite, und geht Hyazinthe dereinst von der kindlichen Unschuld zu höherer Tugend über, so ist ihr ein glückseliges Loos zugefallen."

„Du bist eine Engelseele!" rief er heftig.

Sie legte traurig lächelnd einen Finger auf seine Lippen; allein er fuhr fort:

„Ja, das bist Du! . . . aber ich — ich bin anders und ich muß auch anders sein. Ich will dies Kind und die Mutter dieses Kindes im äußern Glanz des Glückes sehen; — denn der gebührt ihnen, weil Kind und Mutter mein sind, mir angehören . . . und ich hasse die Verhältnisse, die mich zwingen vor der Welt diese beiden lieben Wesen zu verbergen, zu verleugnen."

„Ich weiß es, Diego, ich weiß es!" erwiederte Jazinta beruhigend: „quäle Dich nicht so übermäßig und bedenke, daß ich das Recht verloren habe, einen Anspruch an Dich zu machen, der über die Grenzen meiner jetzigen Stellung hinausgeht. Ich folgte Dir freiwillig in Deine Heimat und war nicht Deine Gattin: damit ist Alles gesagt. Was Hyazinthe betrifft, so bitte ich Gott, daß er nicht an ihr die Schuld ihrer Mutter strafe . . . und das mußt Du auch thun."

Diego fuhr aber mit beiden Händen wild in sein Haar, zerraufte es und rief mit dem Fuße stampfend: „Schweig'! das Alles mag und kann und will ich nicht hören!"

Mit sanfter Lieblichkeit wußte sie ihn zu beruhigen, und in den Tagen, die er bei Jazinta zubrachte, fühlte er sehr deutlich, daß ihn die Verhältnisse Italiens viel weniger aufregen und in Verwirrung versetzen würden, wenn seine eigenen Verhältnisse besser geordnet wären. Die Unzufriedenheit mit sich selbst, die er sich nicht eingestehen wollte, machte ihn unzufrieden mit den allgemeinen Verhältnissen. Um nicht zu sagen mea culpa, schob er die Schuld seines Mißbehagens auf Welt und Menschen und Dinge und Umstände, an denen er nichts ändern konnte — es sei denn, in so fern es politische oder bürgerliche Zustände betraf, durch das Treiben des Parteiwesens, dem er sich ganz in die Arme geworfen hatte. Längere Zeit fesselte ihn das stille Leben in der Alcamone nicht. Das Zusammensein mit Jazinta war für ihn wie ein erfrischendes Bad, das ihm eine Zeit lang wohl that. Er war aber zu sehr an das rastlose Getriebe der Welt — und zu wenig an eigene, selbstthätige Beschäftigung gewöhnt, um nicht nach einigen Wochen oder Tagen Leere und Langweile zu spüren. Er bewunderte Jazinta, bei der dies gar nicht der Fall war. Doch ihre Lage war eine andere. Sie war von Kindheit auf an Beschäftigung

gewöhnt. Freilich hatte sie gar oft über deren Uebermaß geseufzt, gar oft sich gesehnt nach Erholung und nach den Freuden der Jugend, gar oft diesen Mangel bitter empfunden; dennoch war ihr die Beschäftigung eine Gewohnheit, ja, eine Bedingung der Existenz geworden. Es hat aber Niemand ein großes Talent — sei es welcher Art es sei — ohne an dessen Ausbildung und Ausübung eine gewisse Freude zu haben. Die emsige, verständige Hausfrau hat Freude daran, ihre verschiedenen Vorrathskammern zu füllen, obschon es ihr nicht wenig Sorge und Mühe macht. Die gute und kluge Lehrerin hat Freude daran, ihre häufig rebellischen, häufig unbotmäßigen Zöglinge, die ihr doch eine schwere Last aufbürden, zu erziehen. Sie hat diese Gabe, so wie die gute Hausfrau die ihre hat. Seltener freilich ist die Gabe eines Talents wie Jazinta es besaß. Als sie Venedig verließ wähnte sie zwar, daß sie in ihrem Leben keinen Pinsel mehr anrühren werde: dermaßen hatte der Zwang, unter dem sie seufzte, die Malerei ihr verhaßt gemacht. Doch diese Verstimmung wich, als sie in Florenz, in Rom, in Neapel die großartigen Schöpfungen der Kunst, die Werke der alten Meister sah. In der Alcamone angesiedelt, häufig einsam und auf sich selbst angewiesen, wendete sie sich mit Liebe zur Malerei zurück und Don Diego sorgte dafür, daß ein ausgezeichneter Lehrmeister zuweilen von Neapel nach Sorrent kam und Jazinta fördernden Unterricht

erhielt. Auch in der Kunstgeschichte unterrichtete dieser Maler sie, brachte ihr Bücher über die Entwickelung der Kunst, über die verschiedenen Malerschulen und Lebensbeschreibungen großer Maler. Das Alles interessirte Jazinta ungemein; ihr Gedankenkreis erweiterte sich; sie begehrte die Geschichte der Völker zu wissen, aus denen die großen Künstler hervorgegangen waren, und so kam sie allmälig zu einer geistigen Entwickelung und Bildung, die ihr ganz fern lag, als sie Venedig verließ. Aber ihr stiller und ernster Charakter nahm seinen Antheil an dieser Entwickelung, und mehr und mehr erkannte sie die falsche Stellung, die sie in der Gesellschaft einnahm und den scharfen Tadel, der eine Existenz wie die ihre treffen mußte. Deshalb liebte sie ihre Abgeschiedenheit, ihr verborgenes Leben. Don Diego hatte sie zuerst nach der Alcamone gebracht, unter sein Dach, in sein Haus. Später aber stellte er ihr die Wahl frei in Palermo oder Neapel ihren Wohnsitz zu nehmen. Einerseits hätte er gewünscht Jazinta mehr zur Seite zu haben; andererseits lebte sein Oheim in Palermo und die ganze Verwandtschaft seiner Mutter in Neapel, und es wäre kaum möglich gewesen vor dieser und vor jenem Jazinta zu verbergen. Es war ihm also nicht unlieb, daß Jazinta sich sogleich für ihr Verbleiben in der Alcamone entschied. Denn sie zitterte bei dem Gedanken von Don Diego's Freunden und Verwandten bemerkt — überhaupt in der Welt mit

ihm gesehen zu werden. Auch wollte sie ihn nicht zu größeren Ausgaben veranlassen. In der Alcamone lebte sie einfach und wenig kostspielig; nie trug sie kostbare Kleider oder Schmucksachen: sie hatte sich das Alles ein für alle Mal verbeten; Don Diego brauchte ohnehin sehr viel Geld. Dieser einfache Sinn, der nicht den mindesten Werth auf irgend eine Weltherrlichkeit legte — dieser gänzliche Mangel an Eitelkeit bei so großer Schönheit — dieser feste Entschluß nur für ihn allein leben zu wollen — entzückte Don Diego um so mehr, als eine solche Gesinnung, nicht blos in Jazinta's Lage, sondern überhaupt in der Welt nicht allzu häufig gefunden wird.

So vergingen Jahre. Jazinta wäre glücklich gewesen, wenn Ruhe und Friede, diese Träger des Glücks, in ihrem Verhältniß möglich gewesen wäre. Das junge Mädchen, das Don Diego's Gattin werden sollte, hatte das fünfzehnte Jahr erreicht und der Oheim bestand auf eine Vermälung, zu welcher Donna Clara so wenig Lust hatte wie Don Diego und Beide verständigten sich darüber. Clara erfuhr, daß Diego's Herz gefesselt sei und rieth ihm offen mit dem Oheim zu sprechen. Sie kannte aber nicht Diego's Verhältniß mit Jazinta; hätte sie es gekannt, so würde sie wahrscheinlich mit Diego gefürchtet haben, daß, selbst wenn die Ehe es sanctionire, der Oheim doch im höchsten Grad erzürnen und in seinem Zorn unberechenbar weit gehen werde. Don

Diego war nur in so weit offen, daß er dem Oheim erklärte, er werde sich nie anders als nach der Wahl seines Herzens vermälen und folglich nicht mit Donna Clara, die ihm nicht die geringste Neigung einflöße. Der Oheim gerieth in Wuth und drohte sein Testament zu verändern, welches bis jetzt Don Diego zum Erben seines enormen Vermögens einsetze. Diego fühlte, daß der alte Herr auf der Stelle seine Drohung vollziehen und in Ausübung bringen werde, wenn er ahnen könnte, daß ein Kind wie die kleine Hyazinthe, aus einem illegitimen Verhältniß entsprossen, möglicherweise in den Besitz dieses Vermögens kommen könne. Dennoch fühlte sich Don Diego ungemein erleichtert durch diese Kundgebung, da er in Beziehung auf Donna Clara nunmehr seine volle Freiheit erlangt hatte; denn auch Clara erklärte mit der größten Bestimmtheit, sie werde sich lieber mit jedem andern Mann vermälen als mit Don Diego.

Jazinta's Herz war von Freude und Dank überfüllt, als Diego eines Tages frohlockend in der Alcamone erschien und ihr sagte, ein großer Theil der Last, die bisher sein Herz bedrückte, sei gefallen; die ihm zugedachte Braut habe ihn ausgeschlagen und es stehe nunmehr seiner Vermälung mit Jazinta nichts im Wege; — nur müsse die Ehe vor der Hand geheim bleiben. Diese Bedingung war ihr höchst willkommen. Wollte sie als Neuvermälte in der Welt erscheinen, so

hätte sie sich von Hyazinthe trennen müssen — und dagegen sträubte sich ihr Herz um so mehr, als sie sich nicht verhehlte, daß die erlauchte Familie des Fürsten von Alcamo schwerlich die arme unbedeutende Jazinta Fredini mit Wohlwollen aufnehmen würde. Don Diego war wiederum entzückt von Jazinta's Willfährigkeit. Es wurden jetzt alle Vorschriften und Bedingungen erfüllt, welche die Kirche in einem solchen Fall macht, und sieben Jahre nach ihrer Entführung aus Venedig ward Jazinta Fredini Ducheſſa de Alcamo. Donna Angiolina's Weiſſagung war also in Erfüllung gegangen. Doch weder sie noch Jacopo Fredini war noch am Leben. Auch Gian Aldi nicht mehr, so daß Jazinta in ihrer Heimat gänzlich vergessen und verschollen war.

Drittes Kapitel.

Auch Donna Clara hatte sich vermält und ihr Gemal stand sehr in Gunst bei dem alten Herzog, dessen Gunst für Don Diego mehr und mehr zu schwinden schien. Konnte er ihm nicht vergeben Clara's Hand ausgeschlagen und somit seinen Lieblingswunsch verstört zu haben? — wußte er oder ahnte er Diego's heimliche Ehe? — Niemand ergründete es, denn er beobachtete darüber ein eisernes Schweigen. Er fuhr fort nach alter Weise Diego reichlich mit Geldmitteln zu versehen, was aber die Zukunft betraf und wer ihn beerben werde — das war ein tiefes Geheimniß.

Es lastete schwer auf Don Diego. Die Aussicht auf eine enorme Erbschaft hatte ihn verführt nicht unbedeutende Schulden zu machen — nicht für seine Person, aber für seine Partei, in deren Interesse es gar manche Persönlichkeiten zu besolden gab: Emissäre, Zeitungsschreiber, Tumultuanten und dergleichen Leute mehr, die ein käufliches Gewissen haben und sich dem Parteitreiben bald öffentlich, bald in geheim, zur Ver-

fügung stellen. Starb der alte Herzog und war Don Diego nicht sein Erbe, so öffnete sich vor diesem ein Abgrund, den keine Revolution zu füllen vermochte.

Es begannen furchtbare Tage für Jazinta. Freilich war sie jetzt Diego's rechtmäßige Gattin; aber ihre Hoffnung, daß somit die Vergangenheit gesühnt sei, ging keineswegs in Erfüllung. Sowohl in Diego's Herzen als in dem ihren nagte der Wurm der Reue über den einen, den ersten Schritt, der ein Fehltritt war. Er bereute es Jazinta in den Strudel seiner wilden Leidenschaft hinein gerissen zu haben; sie bereute die sündhafte Verblendung, in welcher sie ihm gefolgt war und fühlte bitter ihr Unvermögen ihn wahrhaft glücklich zu machen. Jedes von ihnen gestand sich heimlich ein, daß es das Andere aus seiner Bahn herausgeworfen habe und daß ein Fehltritt das erste Glied einer Kette sei, die zwar ein paar Tage von der Leidenschaft vergoldet gewesen sei — dann aber in ihrer vollen Schwere auf zwei Leben drücke.

Diego hatte nie seine Verhältnisse vor Jazinta verheimlicht; sie wußte also wie es mit ihm und seinem Oheim stand, und ihr Grausen vor der Zukunft übertraf das seine, weil sie sich sagte, Diego's Leidenschaft für sie habe ihn in diese Verwickelungen gebracht. Diese Leidenschaft war nicht erloschen; allein sie äußerte sich so, wie die unbändige Wildheit seines Charakters es mit sich brachte: er versicherte, sie sei jedes Opfer werth,

aber die Ungunst des Schicksals stürze ihn in's Verderben und er sei in Verzweiflung, weil er keinen Ausweg aus dem Elend sehe. Jazinta suchte ihn zu beruhigen: der Oheim lebe ja noch, und daß derselbe nicht von seinem Testamente spreche, zeuge ja nicht für abholde Gesinnung, sondern nur dafür, daß er, wie so manche alte Leute, nicht an seinen Tod erinnert sein wolle. Ihr fehlte aber selbst die Zuversicht zu der Hoffnung, die sie aussprach.

Seitdem Donna Clara sich vermält und Kinder hatte, war ihr freundschaftliches Verhältniß zu Diego ganz verändert. Sie war in jeder Beziehung unter die Botmäßigkeit ihres Gemahls, des Grafen Tarregiano gerathen, der nicht blos ein politischer Gegner Don Diego's, sondern auch der Ansicht war, daß seine Frau dieselben Ansprüche an die Erbschaft des alten Herzogs machen könne, da beide in demselben Grad der Verwandtschaft zu ihm ständen. Clara fand dies ganz in der Ordnung, um so mehr, als Graf Tarregiano wenig Vermögen hatte und die Zahl der Kinder sich vergrößerte. Gerade diese Kinder machten dem alten Herzog große Freude und erheiterten ihn in seiner zunehmenden Kränklichkeit. Früher war er mit nichten ein Gegner von Diego's politischen Ansichten gewesen; jetzt sprach ihn des Grafen conservative Gesinnung weit mehr an. Er wollte Ruhe haben und mit Diego gab es nichts als Streit. Diego selbst, getrieben von seiner innern Aufregung, sprach

sich so scharf und schonungslos wie möglich gegen den Oheim aus und kehrte dann — diese Verkehrtheit, seine Mißgriffe und deren Folgen wohl fühlend — immer verzweiflungsvoller und immer trostloser nach der Alcamone zurück.

Eben jetzt hielt er sich wieder dort auf. Jazinta hatte nach ihrer Vermälung einem zweiten Kinde das Leben gegeben; es hieß Adriane. Don Diego war nicht sehr erfreut über die Geburt des kleinen Mädchens. Er hatte einen Sohn gewünscht und erwartet: Er bildete sich ein, es könne den Oheim versöhnen, wenn ein Träger und muthmaßlicher Fortpflanzer des Namens auf der Welt sei. Er sagte:

„Hätte ich einen Sohn, so würde ich ohne Weiteres meinem Oheim unsere Ehe mittheilen, und ich wäre sicher meine frühere Stellung wieder bei ihm zu gewinnen."

„Vielleicht würde auch jetzt dieser Beweis von Vertrauen ihn gewinnen," wendete Jazinta schüchtern ein; denn sie wollte in keiner Weise Diego zu irgend einem Schritt, dessen Folgen unberechenbar waren, hindrängen.

„Nein!" versetzte Diego, „mit der Gemüthlichkeit reicht man bei ihm nicht weit. Ein Sohn würde einen ganz andern Effect machen, als tausend Erweise von Zutrauen. Deshalb einen Sohn, Jazinta, einen Sohn!"

„Hast Du mich gar nicht lieb, Papa?" sagte Hyazinthe, die eben bei den Eltern war, ein wunderschönes

neunjähriges Kind, schlang die Arme um Diego's Nacken und sah ihn mit ihren schwarzen schwermüthigen Augen so traurig an, daß er von Wehmuth ergriffen zärtlich ausrief:

„O, mein süßes Kind, ich habe Dich lieber als zehn Söhne."

„Dann mußt Du auch mein kleines Schwesterchen lieb haben, Papa! sonst grämt es sich, wenn es größer wird . . . so wie ich mich grämte, als ich dachte Du hättest mich nicht gern."

Um seine Rührung zu verbergen, überschüttete Diego in seiner wilden Weise Hyazinthe mit Liebkosungen und schickte sie fort. Dann sagte er zu Jazinta:

„Mein ganzes Herz hängt an dem Kinde! es erinnert mich an die Zeit, wo ich sorglos glücklich war."

Wie sehr dergleichen Aeußerungen Jazinta schmerzen mußten, bedachte er nicht. Sie aber fühlte den Schmerz wie einen beständigen Bußgürtel um ihre Seele, und er wurde mehr und mehr das, wozu ihn Gott bestimmt hat: ein Kreuz, an welchem sich unsere Selbstsucht durch das Leben in den Tod ringen soll. Sie sah, wie Diego's Liebe nach und nach erkaltete, zuweilen noch in Glut der Leidenschaft aufflammte, aber nicht zu jenem stillen und gleichmäßigen Feuer wurde, welche das kühle Dunkel des Mißgeschicks erwärmt und erleuchtet. Sie sah, wie er immer launenhafter, immer unzufriedener, immer unruhiger wurde, weil nichts nach seinem Wunsch

ging. Seine persönlichen Verhältnisse wollten nicht die ersehnte Wendung nehmen, und die so heiß ersehnte und eifrig betriebene Revolution Italiens hielt nicht den raschen Schritt seiner Erwartungen ein. Jazinta's stilles, von der Welt abgekehrtes, auf die Erfüllung ihrer Pflichten hingewendetes Leben, hatte sie zu Gott hingeführt, dessen Gnade und Beistand ihr so nothwendig war, daß sie sich in die Hand seiner Vorsehung legen mußte, um für Gegenwart und Zukunft in Ruhe zu verbleiben. Den Glauben an Gott hatte sie nie verloren, auch nicht in der Zeit ihrer Verirrung. Jetzt erwachte die Liebe zu Gott, wie das so häufig geschieht, wenn die menschliche Liebe sich als trügerisch und ungenügend ausweist — und sie wurde fromm, ernst fromm, wie ihr ernster Charakter es mit sich brachte, nicht nur fromm um die Hände zu falten, sondern um auszuharren in Kampf und Leid. Bei Diego fand genau das Gegentheil statt: ausgegossen in die Außenwelt mit all' seinen Bestrebungen, Gedanken, Wünschen und Hoffnungen, verlor er nach und nach jeden innern Halt in einem solchen Grade, daß ihm Jazinta unerträglich wurde. Ihr Gleichmuth, ihre Ergebung waren ein stiller Vorwurf für ihn. Er wollte sich nicht eingestehen, daß er denselben verdiene; deshalb fühlte er sich nur gereizt und zum Widerspruch geneigt. Er warf ihr Frömmelei vor, Gleichgiltigkeit für die Schicksale des Vaterlandes, des Gatten, der Kinder. Er warf

ihre geringe Herkunft ihr vor: dadurch sei sie unfähig große Gedanken zu fassen, sowohl in Beziehung auf Italien, als auf die Familie. Hatte er sie mit tausend Nadelstichen gekränkt und verwundet, blieb sie sanft und freundlich, wenn auch Thränen in ihr Auge traten, so brauste eine Anwandlung von stürmischer Zärtlichkeit in Diego auf und er bat sie tausendmal um Vergebung, indem er ihr tausend süße Namen gab. Sie vergab ihm gern, aber sie schwebte in beständiger bitterer Angst um ihn, für ihn.

Da starb der alte Herzog in Palermo. Ein Telegramm brachte die Nachricht nach der Alcamone, wo Don Diego sich eben bei Jazinta befand. Am nächsten Tage führte das Dampfschiff von Neapel ihn und sie nach Palermo. Er wollte, daß sie als seine Gemalin unter den Leidtragenden am ersten Platz erscheine. Da seine heimliche Ehe ein öffentliches Geheimniß war, so erstaunte Niemand. Nur ihre Schönheit wurde angestaunt, obschon die glänzende Jugendfrische längst verblüht war. Der tiefe Traueranzug paßte zu ihrer ganzen Erscheinung; sie sah durchschmerzt und edel aus. Gräfin Tarregiano war freundlich für sie und somit auch die übrigen Verwandten. Jazinta benahm sich ruhig, dankbar und zurückhaltend.

Nachdem die Trauerfeierlichkeiten vorüber waren, trat die Frage nach dem Testament hervor. Es fand sich aber keines, sondern nur ein Blatt Papier, worauf

der Herzog mit zitternder Hand geschrieben hatte: „Donna Clara Gräfin Tarregiano ist meine Erbin.“ Don Diego erklärte sogleich, dies sei kein rechtsgiltiges Testament und er werde alsbald einen Proceß einleiten. Freunde, Verwandte, Rechtsgelehrte riethen zu einem Vergleich zwischen beiden Parteien, denn es sei nicht anzunehmen, daß der verstorbene Herzog Don Diego habe enterben wollen; es sei sogar fraglich, ob er dazu ein Recht habe, so weit es einen gewissen Theil des Grundbesitzes betreffe; und in jedem Fall sei das Vermögen so groß, daß die Hälfte sowohl für Don Diego als für Donna Clara eine glänzende Erbschaft sei. Doch Diego behauptete, ihm allein gebühre die ganze Erbschaft und Graf Tarregiano wies auf seine vier Söhne hin und sagte, man dürfe deren Mutter nicht zumuthen ihre Kinder berauben zu lassen. Der Proceß wurde eingeleitet. Bis er aber entschieden war, mußte Don Diego mit den Seinen von seinem mütterlichen Vermögen leben oder neue Schulden machen. Hätte er sicher auf einen glücklichen Ausgang des Processes rechnen dürfen, so würden Schulden ihn nicht beängstigt haben; doch so wie die Sache stand war der Verlust kein Ding der Unmöglichkeit. In der finstersten Stimmung verließ er Palermo und brachte Jazinta nach Sorrent zurück.

Tages darauf, im Mai 1859, brach der jammervolle österreichische-italienische Krieg aus, unter fran-

zösischem offenbaren und preußischen geheimen Schutz der Revolution Italiens. Don Diego gerieth in einen Freudenrausch.

„Jetzt kommt Italiens große Stunde, die langersehnte!“ frohlockte er: „jetzt macht die lähmende Gewitterschwüle dem erfrischenden Hauch der Freiheit Platz! Der Fremde verschwindet von Italiens Boden! mit ihm verschwindet Italiens Zerrissenheit! verschwindet Italiens Entwürdigung, auf seinem edeln kräftigen Boden den morschen Bau des Kirchenstaates dulden zu müssen. Italien wird frei und wird groß werden, Jazinta! freue Dich mit mir.“

„Freuen will ich mich und auf Italiens Größe und Freiheit will ich hoffen, Diego, doch erst dann, wenn Ihr groß und frei sein werdet . . . Du und Deine Parteigenossen. Habt Ihr aber keine Ehrfurcht vor dem Recht Anderer, wollt Ihr nur Euere Ansichten durchsetzen, so bleibt Ihr befangen in Eueren Leidenschaften und Sclaven derselben. Solche Sclaven aber sind sehr fern davon groß zu sein. Sclavenseelen richten Völker und Staaten zu Grunde.“

„Du kannst Recht haben, Jazinta! Plötzlich ergreift mich der Gedanke, dies ganze Parteitreiben aufzugeben. Seit zwölf Jahren, seit ich Dich in Venedig fand, habe ich mein ganzes Leben, mein Vermögen, meine Thätigkeit, mein Interesse darauf verwendet und gleichsam unterirdisch für die erhabene Sache gewirkt,

die jetzt an's Tageslicht tritt und im vollen Licht des Tages ausgekämpft werden soll. Dieser Krieg bringt Alles zur Reife, was wir unermüdlich gesäet haben. Ich gehe jetzt auf das große Erntefeld, Jazinta, und nachdem ich Alles für das Vaterland opferte, will ich auch noch mein Blut hingeben."

„Diego! . . . was soll das heißen? . . . was willst Du beginnen?" rief sie entsetzt.

„Ich gehe nach Turin und mache dort als Freiwilliger den Feldzug gegen diese verhaßten Unterdrücker Italiens mit" . . . —

„Diego, sei barmherzig für Weib und Kinder! gib diesen schrecklichen Gedanken auf uns zu verlassen . . . in diesem Augenblick uns zu verlassen, wo, so zu sagen, unsere Existenz gefährdet ist. O, Diego! unsere Vergangenheit, und jetzt dieser jammervolle Proceß, macht mich und die Kinder zu Fremdlingen in Deiner Verwandtschaft. Wer wird sich unserer annehmen, uns schützen . . . wenn Du uns verlassen hast? Es ist eine vorübergehende Exaltation die Dich ergriffen hat, nicht wahr, liebster Diego? . . . sie auszuführen wäre sündhaft."

„Sündhaft? der gerechte Kampf für Italiens Befreiung . . . sündhaft! . . . Jazinta! welche kleinliche Auffassung der Liebe für das Vaterland."

„Liebe es, Diego . . . nur nicht so, daß andere Pflichten dadurch beeinträchtigt werden. Geschieht das,

so ist die Liebe nichts Anderes als Selbstsucht; und es wäre selbstsüchtig, wenn Du mich in der gegenwärtigen Zerrüttung unserer Lage verlassen wolltest. Ich flehe Dich an, verbanne diesen Gedanken. Ueberlege vielmehr was wir zu thun, wie wir zu leben haben" ... —

„Das versteht die Frau viel besser als der Mann!" warf er hin.

„Ich würde es wissen, wenn ich in Venedig Jazinta Fredini wäre! Hier aber als Fürstin Alcamo und mit zwei unmündigen Kindern, ohne Vermögen, ohne Rathgeber, weiß ich es nicht!"

„Wohlan, ich bleibe hier! beruhige Dich, arme Jazinta," sagte er plötzlich gefaßt.

Er war aber entschlossen, sie zu täuschen und sein Vorhaben auszuführen. Dazu drängte ihn das Unbehagen seiner Existenz. Es war unmöglich in der Welt so aufzutreten, wie er es gewohnt war und wie er es jetzt, nach der Veröffentlichung seiner Ehe mehr denn je gewünscht hätte. Zur Unmöglichkeit diese Schwierigkeit zu überwinden, gesellte sich die Unruhe, die in Folge seines rastlosen Parteitreibens ihm zum Bedürfniß geworden war; — und das Verlangen mit dem Schwert drein zu schlagen, um auf diese Weise alle Stürme auszutoben, die er in sich nicht überwältigen konnte. Denn er verhehlte sich nicht, daß er Jazinta in der peinlichsten Lage zurückließ. Das mitzumachen, das Tag für Tag vor Augen zu haben —

das fand er unmöglich. Konnte er nicht helfen und nichts ändern, so wollte er wenigstens sich betäuben. Statt der Pflicht, die ihm oblag, spiegelte er sich nach leidenschaftlicher Menschen Weise vor, er habe eine höhere Pflicht zu erfüllen, und er sann auf Flucht ohne über seine Pläne zu reden. Dies Schweigen beunruhigte Jazinta. Seine heftige aufbrausende Natur war mittheilend. Sie suchte indirect ihn zu beschwichtigen, fest zu halten. Sie äußerte ihre Meinung, daß ohne Zweifel ganz Italien von den Alpen bis zum Aetna nächstens im Feuer des Krieges und der Revolutionen stehen werde.

„Das wird geschehen!" rief Diego: „dazu ist Alles vorbereitet. Das Feuer kann aber nur dann zum Ausbruch kommen, wenn wir jetzt in Oberitalien siegen ... und zu diesem Siege muß Jeder von uns beitragen, muß mit Leib und Leben für ihn eintreten."

„Spart Euer Blut, bis der grauenhafte Kampf hier ausbricht!" rief Jazinta.

„Ja wohl ... gewiß!" versetzte er, um irgend etwas zu antworten.

Jazinta lebte in beständiger Todesangst. Erwachte sie Nachts aus dem Schlaf, so legte sie unwillkürlich die Hand auf seinen Arm, um sich zu vergewissern daß er da sei. Verlor sie ihn am Tage aus den Augen, hatte er sich auf einem Spaziergang verspätet, so durchrieselte sie ein Schauer des Entsetzens: er ist fort!

Schöner als der Mai in Sorrent ist, kann er

nirgends ſein, nicht einmal bei den Dichtern. Die Ueberfülle der Natur, die auf dem einen Punkt Sorrent! den Reichthum verſchiedener Zonen in üppigſter Vegetation, in verſchwenderiſcher Mannigfaltigkeit der Bilder und in den frappanteſten Gegenſätzen zuſammendrängt, kommt am lieblichſten und glänzendſten im Frühling zum Vorſchein, der ſeinen ganzen Schmuckkaſten offen zur Schau ſtellt. Wie prächtig iſt ein einziger Orangenbaum! Sein Laub — Smaragd, ſeine Früchte — Gold, ſeine Blüte — Perlen; und ſo Tauſende von Bäumen funkelnd im Sonnenſchein wie Smaragden, Gold und Perlen und einen Arom aushauchend, der die Luft in Wohlgeruch verwandelt. Meiſtens in ſchmalen Felſenſchluchten liegen dieſe Orangenhaine wie Edelſtein im Schacht. Aufwärts aus den Schluchten ſteigt wie ein zweiter Gürtel der Cultur der Oelbaum auf mit ſeinem zarten ſilbergrauen Gefieder, welches anmuthig contraſtirt mit dem kräftigen Grün des Maulbeerbaumes, der abermals eine Stufe höher liegt und um den ſich die Rebe ſchlingt, die ihre Gewinde von einem Baum zum andern hinüber wirft und aus dem Maulbeerhain einen Urwald im Kleinen macht. Dies Alles ſteht auf felſigem Boden, der mit unſäglicher Mühe von der fleißigen Menſchenhand urbar gemacht iſt und terraſſenmäßig bebaut wird. Noch höher hinauf, wo der Felſen die Cultur unmöglich macht, auf dem Kamm des Höhenzuges, der Sorrent von

Amalfi trennt — da steht der Baum, den ein Nordlandsauge nie ohne Freude erblickt — die deutsche Eiche, den gewaltigen, den malerischen, den schönen ernsten Baum, der unter seinen Aesten eine ganze Welt von Geschichte und Poesie, von Sang und Sage beherbergt. Um den Fuß der Eichen breiten die Alpenblumen Cyclamen und Soldanella einen reizenden bunten Teppich aus. Muntere Bäche rieseln zwischen dem Gestein hervor und hinab, bewässern und erquicken die Haine, Gärten und Pflanzungen und bilden hie und da mit ihren Silberfäden kleine Wasserfälle, über die sich das schöne Farrenkraut genannt Frauenhaar in weichen grünen Cascatellen senkt. So ist die Erde von Sorrent. Aber zu ihrer Schönheit kommt eine zweite: das Meer, das leuchtende tyrrhenische Meer, weit sich ausbreitend gegen Westen, als wolle es der Sonne nachziehen und den freundlichen östlichen Gestaden entfliehen; und mitten aus den blauen Wellen ragt seltsam geheimnißvoll der wilde, schroffe, phantastische Felsen empor, welcher die Insel Capri bildet.

„Komm', Hyazinthe," sagte Don Diego an einem wunderschönen Maimorgen zu seiner ältesten Tochter: „wir wollen an's Ufer hinabgehen."

„Sei vorsichtig auf der Felsenstiege, Hyazinthe," sagte Jazinta.

Sie waren Alle beisammen auf der Terrasse der Alcamone. Jazinta beschäftigte sich mit Handarbeit,

Hyazinthe hatte ihre Aufgabe gelernt, Adriane bemühte sich, ihres Vaters Lieblingshund — St. Bernhards-Race — zu veranlassen, mit ihren Puppen zu spielen. Es war ein gemüthliches Familienbild. Don Diego betrachtete aufmerksam die ganze Scene und alle Einzelheiten. Dann stand er auf, nahm Adriane auf den Arm und liebkoste die Kleine, küßte Jazinta's schöne gedankenvolle Stirn und wiederholte:

„Komm' Hyazinthe."

Beide verließen die Terrasse. Jazinta stand auf und sah ihnen nach, wie sie durch den Garten gingen. Plötzlich überfiel heiße Angst ihr Herz. Da pfiff Diego seinem treuen Fido und blitzschnell schoß der Hund die Terrasse hinab und seinem Herrn nach, den er bald ereilte und in großen Sprüngen freudig umkreiste. Da schaute Diego noch einmal zurück, sah Jazinta auf der Terrasse stehen und grüßte sie mit der Hand winkend. Es kann nicht sein, sprach Jazinta zu sich selbst: er hat Hyazinthe und den Fido mitgenommen; er kann nicht fortgehen. Hyazinthe schaute in demselben Augenblick zum Vater auf und rief bange:

„Papa . . . warum weinst Du!"

„Ich weine nicht, Hyazinthe, ein Sonnenstral blendete mich!" antwortete er und zerdrückte eine Thräne.

Sie gingen langsam die Felsenstiege hinab. Unten am Ufer setzte sich Don Diego auf einen Steinblock, stellte Hyazinthe zwischen seine Knie und sagte:

„Ich gehe jetzt auf einige Zeit fort, mein süßes Kind, und ich weiß nicht wann ich Dich und die Mutter und die Kleine wiederſehen werde“ . . . —

„Nein, nein, nein!“ rief Hyazinthe und umſchlang den Vater. „Du ſollſt nicht fortgehen . . . Du ſollſt hier bleiben . . . ich laſſe Dich nicht fort.“

„Ich muß fort, Hyazinthe.“

„Wohin mußt Du?“

„In den Krieg!“

„O, der ſchreckliche Krieg . . . wo ſich die armen Menſchen an ihren Wunden zu Tode bluten!“ rief ſie ſchaudernd: „und dahin willſt Du? . . . Nein, Papa! das gebe ich nicht zu! . . . denn wenn Du ſtirbſt, ſo ſtirbt auch Mama . . . und ich ſterbe . . . und was ſoll dann aus der Kleinen werden.“

Ein Strom von Thränen ſtürzte aus ihren Augen, ihre Lippen bebten, mit leidenſchaftlicher Heftigkeit warf ſie beide Arme um Diego's Nacken und rief:

„Ich laß Dich nicht fort! . . . Nein, nein! . . . Du ſollſt nicht ſterben.“

„Ich werde auch nicht ſterben . . . ich werde wiederkommen, wenn der Krieg vorüber iſt . . . und wenn Alles beſſer iſt;“ entgegnete er zärtlich und ſtreichelte liebkoſend ihre brennenden Wangen: „aber jetzt muß ich fortgehen . . . das iſt unabänderlich . . . und da Du immer mein liebes folgſames Kind geweſen biſt, ſo wirſt Du mich nicht feſthalten wollen.“

Sie ließ die Arme sinken und sagte:

„Ich will ja sehr gern folgsam sein . . . ich kann es nur jetzt nicht.“

„Doch, doch, Hyazinthe! Du bist folgsam und verständig; Du mußt die Mutter trösten und ihr sagen, ich hoffte recht bald wieder zu kommen, da der Krieg gewiß nicht von Dauer sein werde.“

„Ja, ich will es thun! . . . aber bitte! nimm mich lieber mit!“ rief sie abermals von Schmerz überwältigt in Thränen ausbrechend.

„Unmöglich, süßes Kind! Du bleibst hier bei der Mutter“ . . . —

„Und wenn Du krank wirst — wer wird Dich pflegen? Wenn Du verwundet wirst — wer wird Dich verbinden?“ . . .

„Das Alles kannst Du ja nicht, Hyazinthe; Du kannst gar nichts, als bei der Mutter bleiben und sie trösten. Gib ihr diesen Brief . . . und nun leb' wohl, mein süßes, mein geliebtes Kind!“ — Von Schmerz überwältigt brach er in Thränen aus.

Eine Barke war dem Ufer genaht. Diego raffte sich auf und ging dem Ufer zu. Hyazinthe umklammerte ihn, ließ sich einige Schritte fortschleppen und wimmerte:

„Nimm mich mit.“

Gewaltsam riß er sich los und sprang in die Barke. Sie fiel auf die Knie und schrie verzweiflungsvoll:

„Nimm mich mit!“

Fido stand dabei, unschlüssig was er zu thun habe. Als sich aber die Barke, die seinen Herrn trug, in Bewegung setzte, faßte er seinen Entschluß, und mit einem gewaltigen Satz war er im Meer, um Don Diego zu erreichen. Als dieser aber auf Hyazinthe hinweisend ihm zudonnerte:

„Zurück, Fido! zurück!“ — Da kehrte das treue Thier um und stellte sich wie ein Wächter neben Hyazinthe, die immer noch kniend ihre Arme ausstreckte und bittend rief:

„Nimm mich mit! nimm mich mit!“

Als die Barke sich mehr und mehr entfernte, brach sie zusammen, umfaßte Fido's Nacken, legte ihren Kopf auf seinen Kopf und flüsterte:

„Wir wollen nun auch sterben.“

Und wie versteinert vor Schmerz verblieb eine Weile das trostlose Kind und der treue Hund.

Dann besann sich Hyazinthe auf den Brief, den sie der Mutter zu geben hatte. Sie stand auf und nahm ihn von dem Stein, auf welchem der Vater gesessen war. Dabei fiel ihr seine Ermahnung ein die Mutter zu trösten, und daß er sie sein liebes, folgsames Kind genannt hatte.

„Komm', mein Fido!“ sagte sie und ging mit ihm in eine der Grotten, welche die Natur in den Uferfelsen von Sorrent ausgehöhlt hat. Dort setzte sie sich auf

einen Felsblock, um sich etwas zu fassen und ruhiger zu werden, und schaute mit ihren großen melancholischen Augen nach der Barke hinüber, die in der Richtung auf Castellamare verschwand. Fido that dasselbe. — —

Jazinta fand, daß Don Diego gar lange ausbleibe. Die Sonne stieg höher, der Tag rückte vor, es wurde heiß. Wo blieb er? wo konnte er sich mit Hyazinthe am schattenlosen Strande aufhalten? vielleicht in einer der Ufergrotten! — — Ihre Unruhe stieg. Sie ging durch alle Zimmer, um sich zu überzeugen, daß Diego nicht im Hause sei, obschon sie wußte, daß er nicht da war. Sie ging in den Garten, unter dessen Bäumen sie bis zur Mauer hinschauen konnte. Es war Niemand im Garten. Sie ging bis zur Mauer vor und beugte sich über die Brustwehr. Es war Niemand am Strande. Von namenloser Angst ergriffen, eilte sie die Felsenstiege hinab und auf die wohlbekannten Grotten zu. Da fand sie Hyazinthe und Fido — allein! —

Viertes Kapitel.

Von Diego war fort und ſein Brief ſagte nur einige zärtliche Abſchiedsworte und daß er nach Turin und zur italieniſchen Armee gehe. In den nächſten Wochen kamen noch ein paar Briefe; — und dann kam die Nachricht ſeines Todes. Er war einer Gehirnentzündung erlegen.

Jazinta's Leben nahm eine furchtbare Wendung. Diego hatte eine Schuldenlaſt hinterlaſſen, welche nur durch das Opfer ſeines Vermögens getilgt werden konnte. Zu dieſem Vermögen, das von ſeiner Mutter ſtammte, gehörte auch die Villa Alcamone. Sie mußte verkauft werden. In ſo unruhigen Zeiten, wie ſie damals über Italien kamen, gibt es wenig Kaufluſtige. Die Speculation iſt gehemmt und gelähmt, die Liebhaberei iſt vorſichtig. Die ſchöne Villa wurde zu einem ſo niedrigen Preiſe verkauft, daß nach Abtragung der Schulden der Reſt des Vermögens ſo gering war, daß es nur ausreichte, um Jazinta's und der Kinder Exiſtenz ein paar Jahre nothdürftig zu friſten. Dann aber

waren mit dem kleinen Kapital ihre Subsistenzmittel erschöpft. Von dessen Renten zu leben, wäre unmöglich gewesen. Don Diego's Wittwe war in einer so trostlosen Lage, wie sie nur gedacht werden kann. Der Proceß mit den Tarregianos ging fort. Das hatte Diego ihr zur Pflicht gemacht. Immer hatte er behauptet ihm und nur ihm gehöre der ganze, der vollständige Nachlaß des alten Herzogs, und nie werde er diesen Anspruch aufgeben; — das Testament des Oheims könne noch gefunden werden und seine Behauptung bestätigen. Noch in seinem letzten Brief besprach er diesen Punkt und daß es Pflicht sei, den Proceß fortzuführen und wenn dessen Ende und Ausgang auch nicht zu berechnen wären. Das Anrecht seiner Kinder müsse gewahrt werden. Dazu war Jazinta entschlossen. Als ihr Rechtsanwalt ihr meldete, die Tarregiano schlügen eine Abfindung durch eine beträchtliche Summe vor, lehnte sie ab.

Zu diesen schweren Sorgen kam ein bitterer Gram. Hyazinthe siechte dahin. Der Arzt sagte, ihr Nervensystem sei überreizt und der Aufenthalt in der kühlen Grotte nach der heftigen Aufregung und Erhitzung habe ihren ganzen Organismus angegriffen und übermäßig erschüttert. Genug — sie fieberte, sie hustete, sie verlor mehr und mehr ihre Kräfte, sie schwand dahin. Dazu kam eine krankhafte Sehnsucht nach dem verstorbenen Vater, an welchem sie — und der an ihr mit leiden-

schaftlicher Zärtlichkeit gehangen hatte. Sie hatte den heißesten Wunsch zu sterben und sie sagte es zuweilen im Anfang ihrer Krankheit. Später nicht, weil es die Mutter tief betrübte und vielleicht auch weil sie fühlte, daß ihr Wunsch in Erfüllung gehen werde. Monatelang währte die Qual für Mutter und Kind. Nächte voll Agonie reihten sich an Tage voll Sorgen, bis endlich Hyazinthe ihren Leiden erlag und gänzlich erschöpft aus ihrem unschuldigen und doch schon so gequälten Leben in eine schönere Welt hinüber schlummerte.

„Papa ruft mich und der liebe Gott sagt, ich solle jetzt zu ihm gehen."

Das waren ihre letzten Worte. Namenlos war Jazinta's Schmerz. Diego todt, Hyazinthe todt, sie hienieden in einer Vereinsamung, einer Verlassenheit, einer Hilflosigkeit, die weder Licht noch Trost durch das arme kleine Kind Adriane erhielt, das in seiner Hilflosigkeit die der unglücklichen Mutter nur noch bitterer machte.

Aber Jazinta's Leben war nicht über Rosen dahin gegangen, denn immer hatte sie in ihrer Brust das Bewußtsein getragen, daß ihre Schuld nicht gesühnt sei und daß die ewige Gerechtigkeit noch große Opfer und noch tausend Thränen von ihr verlangen werde; — und dies Bewußtsein genügt, um eine Seele wie die ihre in demüthiger Unterwürfigkeit unter göttliche Fügungen zu halten. Die Stunde der Trübsal fand sie

in heißen Schmerzen, aber nicht entmuthigt, ſondern entſchloſſen ihre mit Dornen überſäete via dolorosa zu betreten und auf ihr zu verharren, ſo lange es Gott gefalle.

Ein Jahr nach Don Diego's Tode war die Alcamone an einen andern Beſitzer übergegangen, die Schuldenlaſt getilgt, Alles geordnet und ein Weg angebahnt, auf welchem Jazinta hoffen durfte, mit Adriane exiſtiren zu können. Sie hatte ſich als Fürſtin Alcamo an einen Kunſthändler in Neapel gewendet, ihm zwei ihrer anmuthigſten Genrebilder geſchickt und angefragt, ob er nicht Gelegenheit habe, ſie für Signora Espérance Sisania zu verkaufen, eine ſicilianiſche Malerin, die ſich eben in Sorrent aufhalte und für welche ſich die Fürſtin Alcamo intereſſire. Die Bilder verkauften ſich bald und gut. Als ſie den Ertrag erhielt, ſprach Jazinta zu ſich ſelbſt: Dies war meine mir von Gott angewieſene Beſtimmung! Malen ſollte ich . . . für meine Eltern und für mich! . . . Ich fand das zu ſchwer, zu hart . . . ich ſagte meinen Willen los vom Willen Gottes und ſiehe da! meine verkehrten Wege hat er ſo gelenkt, daß ich wieder bei meiner erſten Beſtimmung angelangt bin . . . nur unter viel ſchwierigeren Verhältniſſen und mit Erinnerungen, die zu dem Schweren Schmerz und herben Gram fügen. Aber . . . ich hab' es verdient."

Sie verließ Sorrent, die Stätte ihrer flüchtigen

Freuden und langen Leiden. Als sie an Hyazinthens Grabstätte zum letzten Mal kniete, hatte sie keine Thränen für das selige Kind, das es jetzt besser hatte, als es jemals auf Erden es hätte haben können; denn in dem kleinen Herzen paarte sich die leidenschaftliche Glut des Vaters mit der Tiefe der Empfindung der Mutter; und daraus geht nichts so gewiß hervor als heißer Kampf, und nichts so ungewiß als der Sieg.

Jazinta's Rechtsanwalt in Palermo erfuhr ihren Lebensplan, dessen Ausführung durch den gründlichen Umsturz aller Verhältnisse in Italien sehr erleichtert wurde. Wenige hatten sie gekannt und diese Wenigen hatten kein Interesse für sie. Den Tarregianos war es ganz lieb, daß gar nicht von ihr die Rede war. Sie glaubten, Jazinta werde bald des Processes müde und einer Abfindung geneigt sein. Wollte sie im Ausland leben, so war das ihre Sache, und ohne Zweifel war das für eine Fürstin Alcamo mit so geringem Vermögen viel leichter, als in der Heimat. Man erfuhr von ihrem Anwalt, sie sei in Turin und damit gab man sich zufrieden.

Signora Espérance Sisania widmete sich vollständig dem mühsamen Leben, die Mittel für ihre und ihres Kindes Existenz zu erwerben: sie wurde Porträtmalerin — ein Kunstzweig, der in der jammervollen Epoche der Photographie erst dann geschätzt und gesucht wird, wenn sich der Maler einen großen Ruf erwarb.

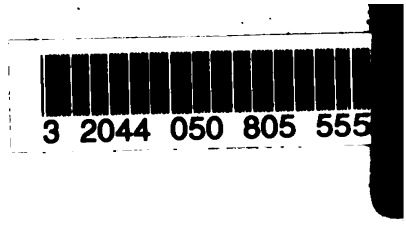
Und dazu gehört Zeit. Inzwischen fuhr sie fort ihre anmuthigen Genrebilder zu malen, meistens Scenen aus dem Leben des Volkes in Venedig und in Sorrent, in denen Kindergruppen von reizender Naivetät den ersten Platz einzunehmen pflegten. Auf Bestellung copirte sie auch Gemälde. Ihr feiner und zugleich energischer Pinsel mußte sich dem jeweiligen Bedürfnisse anschmiegen und bereit sein jeder Anforderung zu dienen, die innerhalb ihrer Kräfte lag.

Doch welche Anstrengung, welche Beharrlichkeit gehörte dazu! welche aufreibende Thätigkeit füllte ihre Tage! Mit der Morgendämmerung setzte sie sich an ihre Arbeit; mit der Abenddämmerung legte sie den Pinsel nieder. Es war eine Spannung, eine Aufmerksamkeit des Auges, der Hand, der Gedanken, die aufreibend gewesen wären, wenn nicht das Talent sie erleichtert hätte. Andererseits erschwerte manche Sorge die Arbeit. Wie das zu gehen pflegt: bald fehlten Aufträge und bald drängten sie sich; bald war Ueberhäufung mit Arbeit und bald Mangel da — wenigstens an solcher, die den materiellen Bedürfnissen des Lebens entsprochen hätte. Früh verblühte Jazinta's Schönheit, früh zogen sich Silberfäden durch ihre einst so glänzenden blonden Locken, früh verlor sie den Schmelz und die Frische der Farben, früh den leuchtenden Glanz des Auges. Mäßige Arbeit ist heilsam, übt die Kraft, stärkt die Nerven, beugt der Erschlaffung vor, die mit

der trägen Unthätigkeit verbunden ist; Uebermaß der Arbeit wirkt zerstörend — bald auf die Gesundheit, bald auf die Schönheit, zuweilen auf Beide. Ueberdies war Adriane ein sehr zartes Kind, das äußerst sorgfältig gepflegt und gehütet werden mußte und einige schwere Krankheiten durchmachte, so daß oft heiße Herzensangst die arme Mutter quälte, wenn sie in einer Gemäldegallerie arbeitete oder die Sitzung zu einem Porträt abnahm, ob nicht eben jetzt Adrianens Befinden sich verschlimmere oder ihr Zustand gefährlich werde. Adrianens treue Wärterin Filomena verließ Sorrent mit Jazinta und trennte sich nie von ihr. Bei dieser guten frommen Seele war Adriane als Kind sicher aufgehoben. Später gab die Mutter sie in ein Institut des Ortes, wo sie eben sich aufhielt und nach Spanien nahm sie überhaupt nicht die Tochter mit. So hatte Adriane allen Unterricht und alle Bildungsmittel, welche sie als Tochter des Fürsten von Alcamo haben mußte, allein sie ahnte nicht, daß sie etwas anderes sei, als Adriane Sisania, Tochter einer Malerin. Filomena hatte ihrer Herrin bei den heiligen fünf Wunden gelobt, niemals gegen irgend ein sterbliches Wesen Jazinta's Geheimniß zu verrathen und sie hielt ihren Schwur. Adriane wußte nur, daß sie ihren Vater und ihre Schwester Hyazinthe früh verloren habe und daß von dem glücklichen Ausgang eines Processes die Rückkehr der Mutter nach Italien und ihr Verbleiben in der Heimat abhänge.

Dieſer Proceß — wie laſtete er auf Jazinta und wie langſam ſchleppte er ſich hin. Gewann ſie ihn — nun, dann war Adrianens Zukunft ſicher geſtellt. Dann ging ſie nach Palermo, wohin ſie gehörte und wo man die Fürſtin von Alcamo, die Beſitzerin eines enormen Vermögens nicht um ihre Vergangenheit befragen — vielleicht ſogar ſie bewundern werde, wenn ein Ungefähr die Kunde von Espérance Sisania verrathe. Gewann ſie aber nicht den Proceß — was war Adrianens Zukunft? durfte ſie für immer der Tochter den Namen des Vaters vorenthalten? hätten nicht Andere daraus folgern dürfen, ja müſſen — Adriane ſei nicht in rechtmäßiger Ehe geboren? mußte die Mutter nicht einem ſolchen Verdacht vorbeugen? . . . Doch was ſollte Adriane mit einem glänzenden Namen aber ganz mittellos in der Welt beginnen, wenn ſie dermaleinſt die Mutter verlor? Dieſe Berge von Schwierigkeiten und nagender Sorge hätten Jazinta erdrücken müſſen, wenn nicht der feſte Glaube ſie aufrecht gehalten hätte, daß Gottes Schickungen nie ſchwerer ſind, als der Menſch ſie ertragen könne; — daß ſie ihr Kreuz wohl verdient habe; — und daß allendlich über der Paſſionszeit die Oſterſonne aufgehe.

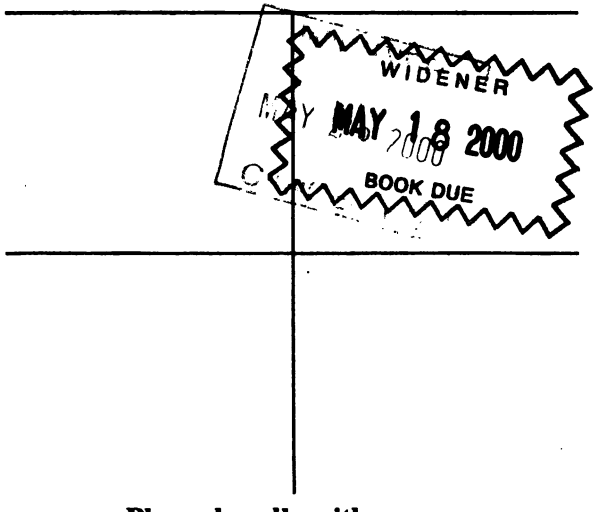
Als Rüdiger von Euben ſich um Adriane bewarb, ſchien ein Stral dieſer Sonne aufzuleuchten — und nicht allein durch ihn.

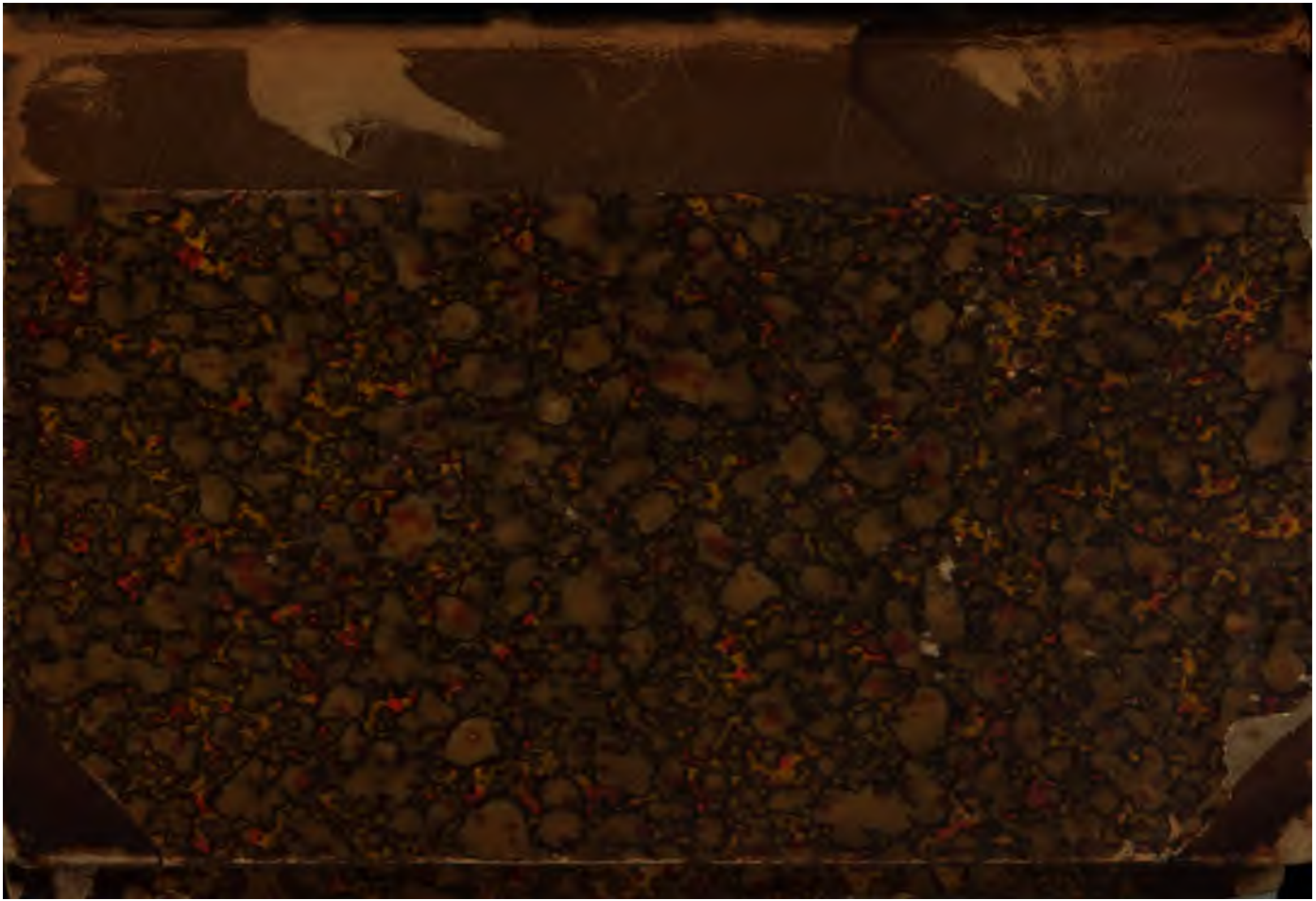


The borrower must return this item on or before the last date stamped below. If another user places a recall for this item, the borrower will be notified of the need for an earlier return.

Non-receipt of overdue notices does ***not*** *exempt the borrower from overdue fines.*

Harvard College Widener Library
Cambridge, MA 02138 617-495-2413



Please handle with care.
Thank you for helping to preserve
arvard.

Gebunden
C. W. Fre
in Götting